

Notizbuch 59 der KASSELER SCHULE



Über: Straße als Freiraum - Promenieren - Krankenpflege und Freiraum -
Friedhofsmoden - Gesicht und Landschaft - Graffiti - Friedhofs-‘Ordnung‘

Redaktion: Dagmar Kuhle und Norbert Witzel

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2002

Über kurz oder lang – von Promenaden, Friedhöfen und anderem

Redaktion:

Helmut Böse-Vetter
Dagmar Kuhle
Norbert Witzel

Mit Beiträgen von:

Michael Engelmohr
Rolf Hochhuth
Karl Heinrich Hülbusch
Dagmar Kuhle
Wilhelm von Staden
Hartmut Troll
Norbert Witzel

Notizbuch 59 der Kasseler Schule

1. Auflage : 1 - 350, Juli 2002

Hg.: **Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation** (gemeinnütziger Verein) **Vereins- und Bestelladressen:** c/o BSL, Christine Anna Vetter, Elf buchenstraße. 16, 34119 Kassel, Tel: 0561-775309, Fax: 0561-12269, E-mail: bsl@netcomcity.de und c/o Karl Heinrich Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 28205 Bremen

Druck und Herstellung: DS-Druck GmbH, Schwanallee 27-31, 35037 Marburg. Titel und Umschlag: Helmut Böse-Vetter. **Vereinskonto:** Kasseler Sparkasse (BLZ: 52050353) Konto-Nr. 059475. Alle Rechte bei den Autoren und Autorinnen.

Inhalt

Hartmut Troll und Karl Heinrich Hülbusch

Über kurz oder lang3

Norbert Witzel

Promenaden - über Wege und deren gesellige Pausen im Alltag 14

Karl Heinrich Hülbusch

Die Straße als Freiraum 91

Michael Engelmohr

Graffiti 100

Wilhelm von Staden

Ländliche Friedhöfe 107

Rolf Hochhuth

Friedhofs-"Ordnung" und Eiserner Vorhang – Notizen über Eschwege 117

Dagmar Kuhle

'Friedhofs-Moden' - über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof..... 120

Rolf Hochhuth

"Ein Bildersturm also barbarischen Ausmaßes" 154

Norbert Witzel

Krankenpflege und Freiraumplanung – über die Zerrüttung selbstbestimmter Arbeit und deren Folgen..... 156

Dagmar Kuhle

Gesicht und Landschaft Nachlese zur Ausstellung 'Archiv der Gesichter' 167

Karl Heinrich Hülbusch

Die Straße als Landschaft 172

Dagmar Kuhle

Friedhof als Landschaftsschaden? 178

Autorinnen und Autoren 187

Über kurz oder lang

'Über kurz oder lang' verbindet metaphorisch die in diesem Notizbuch versammelten Arbeiten und eine immer wieder durchscheinende Grundüberlegung zur Kommunalität bestimmter Orte und Handlungsweisen.

Vom Menschen aus gesehen steht die Metapher für die individuellen Setzungen/ Entscheidungen zum kürzeren oder zum längeren hin, zu den jeweils unterschiedlichen (Verhaltens)Wegen, je nach Lage der Situation wie bei den Straßen, wie bei den Promenaden, wo die entsprechende Sichtbarkeit des einzelnen Tuns als Bedingung inbegriffen ist und zuweilen geradezu ausdrücklich dorthin strebt und dem Verschwinden - also dem immerwährenden Nachfolger des Erscheinens - ein Schnippen schlagen will und an den Wegrand sichtbar dauernde und erzählende Gesten (FIAN, A. 1989) spricht.

Und vom kommunalen Ort aus betrachtet fasst die Metapher ganz allgemein den Umstand der Beteiligung, die eben über kurz und lang passiert, und die Kommunalität erst begründende Anwesenheit, die mal kurz mal lang geschieht, zu guter Letzt auch am Friedhof. So ist das Leben.

Darüber hinaus versucht der Titel die Balance zu halten und verwehrt sich gegen die überredende Übertreibung, sei es eine Verkürzung zum Langen hin, sei es eine zum Kurzen hin.

Ort und Geschehen

Die Verquickung von Ort und Geschehen ist einleuchtend. Ein Geschehen braucht einen Ort, wo es geschehen kann und geschieht. Im allseits geläufigen 'Tatort' sind beide in einem Wort vereint. Und gerade am und beim Tatort wird klar, daß das Interesse der geschehenen Tat gilt und nicht dem Ort. Die Betrachtung des Ortes dient dem besseren Verständnis der verschwundenen Handlung, der Ort wird als Träger von Spuren, als vergangener Schauplatz angesehen.

Nicht nur die i.e.S. kriminalistische Geschichte, jede Art von Erzählung handelt von Handlungen. Die erzählten Handlungen sind zwar oft an eine bestimmte Art von Ort gebunden und manchmal geradezu ortstypisch. Der Ort selber wird aber für gewöhnlich nur unvollständig berichtet und vom Leser gewissermaßen dazu erinnert. Die Handlung ist immer die Heldin. Der Ort steht eigentlich zu Diensten.

Handlungen vor Ort, Handlungen am Weg

Es gibt sie, die vorbedachten Gelegenheiten für Ort und Weg. Real hergestellt werden sie durch Handlung. Wenn die Handelnden abwesend sind, denken wir diese beim Gebrauch der Begriffe Weg und Ort (Platz) hinzu. Ort und Weg bezeichnen deshalb keine spezialisierten Gelegenheiten sondern nur unterschiedliche Tätigkeiten. Wo der eine gerade vor Ort ist und mit verweilendem Aufenthalt 'Platz' genommen hat, geht ein anderer des Wegs - trägt den Ort, der ihn umgibt, spazieren. Je

nach Bekanntheit und Aufmerksamkeit kann der 'Weg' flüchtig teilnehmend oder auch großlos gegangen werden. Wenn man z.B. mit gutem Gruß eine schon überfüllte Wirtschaft betritt und sich dann wieder auf den Weg macht, weil kein 'Platz' mehr ist, läßt der aufmunternde Kommentar eines Platzinhabers den Mangel leichter ertragen, wenn keine annehmbare Kneipe in der Nachbarschaft erreichbar ist. Solche Gesten des verstehenden Bedauerns machen erkennbar, daß die Gaststube von den Stammgästen, bei denen Fremde gern geduldete Gäste sind, hergestellt wird. Die Heimischen bilden den Hintergrund für Fremde, mit denen der Ort geteilt wird oder auch nicht. Die Begebenheit in einer Wirtschaft in Bernburg, in die wir vor einem plötzlichen Regen geflüchtet waren, illustriert dieses Phänomen. Auf Anhieb war zu erkennen, daß diese Wirtschaft so einheimisch war, daß Fremde ungewöhnlich sein mussten. Es war noch weit vor der Zeit und kein Stuhl besetzt. Wir hatten für ein kleines Symposium in Strenzfeld noch die Dramaturgie zu verabreden und vertieften uns so ins Gespräch, daß wir die zahlreich eintreffenden 'Gäste' aus der Nachbarschaft erst zur erschöpften Beendigung der Überlegungen und der Frage nach etwas zum Essen überrascht bemerkten. Das war die Zeit für den Beginn eines neugierigen Gesprächs mit den 'Wessis', die wir unverkennbar 1998 noch waren. Die Zeit der Duldung unseres versonnenen Ruckzugs war vorbei, nachdem wir zurückgelehnt genüsslich aßen und das Territorium unseres Platzes aufgaben und uns wie alle anderen Gäste verhielten. In einer soliden Gastwirtschaft kommt kein Fremder an der Frage nach dem woher und wohin des 'Weges' vorbei. Die Eröffnung war idealtypisch und wurde vom Wirt eingeleitet, weitergetragen mit laut geäußerten Kommentaren – ohne direkte Ansprache – und hie und da einer zufällig wie nebenher erscheinenden direkten Nachfrage. Es entspann sich ein langer ernsthafter und feuchtfröhlicher Abend, den alle so führten, als ob das Gespräch morgen und die nächsten Jahre weitergeführt werde. Wohl wissend, daß diese Zufallsbegegnung einmalig bleiben wird und die Widersprüche, Einwände Zustimmungen und Sympathien nie wieder verhandelt werden können und nur in der Erinnerung weitergetragen werden. Alle Beteiligten verfügen erfahrungsgemäß über die Fertigkeit einheimisch und fremd zu sein und wechseln im Gespräch die Rollen. Über das Ritual, die Geste der Gastfreundlichkeit, die ohne Arg aber nicht arglos gewährt wird, weil Einheimische und Fremde immer vor Zugriffen und Übervorteilungen vorsichtig sind, müssen die Beteiligten verfügen. Diese Fähigkeit der distanzierten Anteilnahme, die Neugier und Vorsicht einschließt, ist in einer individuellen und kommunalen Sicherheit zu Hause, die Unterschiede nicht in Neid ummünzt. Wenn die Heimischen, zunächst nur die statistisch dauernd Anwesenden, nicht einheimisch sind, bleiben sie Fremde, die keine Fremden zu Gast haben können. Fremde können nur empfangen werden, wenn man selber zu Hause ist, eine Heimat hat (BAUSINGER, H. 1987). Die individuelle Heimat, die in Bekanntheiten und Sicherheiten, kommunalen Routinen und oberflächlichen Selbstverständlichkeiten einen provinziellen Status hat (s. BLOCH, ADORNO), macht Fremdheit möglich, kann sie zulassen. Jane JACOBS (1963) hat diese Sicherheit der kommunalen Nachbarschaft, die nichts mit dem formalistischen Nachbarschaftsgedanken des städtebaulichen Entwurfs gemein hat, mit

der Möglichkeit der Anteilnahme beschrieben, die weder in Rat-Schlägen noch Bevormundungen besserwisserisch wird. Der widersprochene Kommentar ist kein Angriff, sondern nur zur Güte der Hinweis, daß es auch andere solide Überlegungen gibt, die der 'Wahrheit' und nicht der 'Rechthaberei' dienen (ARENDDT, H. 1959/99). Die Kommunalität, die im wohlgemeinten Sinne jovial ist, respektiert die Rechte des Individuums, solange Unbeteiligte darunter nicht zu leiden haben. Wer plant, muß immer überlegen, was man sich selber zumuten würde an äußeren Gelegenheiten. Die beiden Kneipengeschichten, die wahr sind, skizzieren Orte, die von der Handlung, die möglich ist, erzählen.

Orte werden erzählerisch über Handlungen skizziert. Die Beschreibungen der Orte können nicht gebaut werden. Das ist nur konsequent und ja nicht weiter schlimm, aber für eine planende und bauende Profession durchaus von Relevanz. Vor allem angesichts der Tatsache, daß der Zweck des Bauens in den Möglichkeiten des Tätigwerdens besteht genauso wie die Erzählung von einer auf spezifische Weise wirklich gewordenen Möglichkeit berichtet.

„Umgekehrt kann der Raum und das Gefühl von ihm nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie in die Zweckmäßigkeit sich versenkt. Sie sprengt den immanenten Zusammenhang, dem sie sich verdankt.“ (ADORNNO, Th. W. 1967: 119)

Identitäten

Die 'Handlungen' an kommunalen Orten wie in der Bernburger Wirtschaft folgen einem offenen Drehbuch, haben kein vorbedachtes Ende (ARENDDT, H. 1981: 170). Deshalb kommt der Eröffnung des Stücks, der Initiative des Anfangs, in dem Fall durch den Wirt, so immense Bedeutung zu. Die Beteiligten verhalten sich dem offenen Ende gemäß - selbst wenn offensichtlich der Abend, die Situation in dieser Konstellation, an dieser Stelle nicht fortgeführt wird. Dem gesammelten Ernst und der gebotenen Leichtfüßigkeit des Spiels tut die Einmaligkeit der Situation keinen Abbruch. BOURDIEU folgend, können wir vermuten, daß alle Erfindungen zur kreativen Ausstattung des Spielortes von Leuten kreiert werden, denen die Regeln des sozialen Spiels fremd sind, denen die 'Phantasie' fehlt.

„Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert.“ (BOURDIEU, P. 1987/1992: 83)

Das schafft die Bedingung für Kontinuität am Ort mit variablen Beteiligungen und für Erinnerung auch an anderen Orten und für Geschichte ganz allgemein, die dann wieder Geschichten zulässt, in denen lustvoll agiert und kommentiert werden kann. Die 'gespielten' Rollen – die Synthese von eingenommenem Platz und vollführter Handlung – formulieren Identitäten, indem dies sichtbar und hörbar

„erscheint und von anderen genau wie von uns selbst als solches wahrgenommen werden kann, (und das) bedeutet innerhalb der Menschenwelt, daß ihm Wirklichkeit zukommt.“ (ARENDDT, H. 1981: 62).

Die formulierten Identitäten bedürfen der 'Öffentlichkeit', nur dort werden sie wirklich. Auf der kommunalen Bühne, dem Lebensschauplatz, geht diese Art der 'Formulierung' über eine bloße Ich-Feststellung wie in Gertrude STEINs berühmter Formel

„Ich bin ich weil mein kleiner Hund mich kennt“ (STEIN, G. 1986: 74) hinaus, weil sie per Handlung in der Verschiedenheit zum Ausdruck gebracht wird und darin im Netz der Erzählungen und Erinnerungen an- und weiterknüpft (BENJAMIN, W. 1955: 393, 399). In diesem erzählenden Miteinander der per Handlung formulierten Identitäten konstituiert sich das Kommunale. STEINs ironische Einschränkung, in dem Sinne, daß eine bloße Identifizierung noch keine Identität stiftet, folgt ja am Schluß: „Vielleicht bin ich nicht ich auch wenn mein kleiner Hund mich kennt“ (ebd.: 352) und beschränkt die Identität dann auf die Außenwelt, „aber jedenfalls habe ich gern was ich habe und jetzt ist heute“ (ebd.) Identität ist nicht sprachlos sondern sprachvoll, nicht handlungslos sondern handlungsvoll und das ist das Problem mit dem Hund. Identität begreift sich nicht zu Ende.

Und doch wird auch klar, daß es die Identität der Außenwelt bedarf, die Versicherungen im Handeln zulässt. Aber verlassen wir die Kneipe und gehen nach draußen.

Handlungsplätze

Die Handlung ist die Heldin jeder Geschichte. Die sichtbare Handlung stiftet Identität und Wirklichkeit. Und die ist sehr verschieden. Wenn die Legitimation der Straße im Rand liegt (vgl. 'Die Straße als Freiraum'), ist damit die bestimmende Herkunft der möglichen Handlungen angesprochen, der Platz, von dem es ausgeht. Wie auch umgekehrt das qualitativ gleiche Recht für alle vom Rand aus Platz nehmen zu können, die kommunale Seite des individuellen Platzanspruches. Das gilt für jeden kommunalen Ort, der als Versammlungsort 'Platz' für Handlungen gewährt, darüber Sinn erhält. Darin liegt nun die Krux. Die sind verschieden wie die Orte, wo sie stattfinden, wie die Menschen, die sich 'versammeln', wie die Anlässe und Gelegenheiten, zu denen sie es tun. Die Handlungen, und damit meinen wir immer die konkret handelnden Menschen, nehmen einen, nehmen ihren Platz ein. Aber dieser jeweils eingenommene Platz ist in einem allgemeineren Sinn nicht der Versammlungsort selbst, also nicht die gegenständliche Straße, nicht der weltliche Platz, nicht der physische Friedhof, sondern der jeweils realisierte Platz in der Straße, der konkret eingenommene Platz auf dem 'Platz' und der mitgebrachte Platz auf dem Friedhof.

„Denn wiewohl die gemeinsame Welt den allen gemeinsamen Versammlungsort bereitstellt, so nehmen doch alle, die hier zusammenkommen, jeweils verschiedene Plätze in ihr ein, und die Position des einen kann mit der eines anderen in ihr so wenig zusammenfallen wie die Position zweier Gegenstände. Das von Anderen Gesehen- und Gehörtwerden erhält seine Bedeutung von der Tatsache, daß ein jeder von einer anderen Position aus sieht und hört. Dies ist eben der Sinn eines öffentlichen Zusammenseins.“ (ARENDDT, H. 1981: 71)

Die jeweils verschiedenen Plätze sind gewissermaßen Handlungsplätze, immateriell und über die Handlung hergestellt. Ein Platz ist ein Platz ist ein Platz wäre sowohl eine Tautologie wie auch ein sprachlicher Hinweis darauf, daß ein Platz nicht einfach ist, sondern immer wieder ist bzw. wird. Der jeweils eingenommene Platz verwirklicht auch den 'Platz' als Ganzen, obwohl er es nicht ist, stellt immer wieder den Sinn dar. Das leuchtet für die skizzierte Handlungsebene ein, gilt aber auch im gegenständlichen Sinn als Tautologie wie als Hinweis.

Eine Siedlung mit 5000 Einwohnern hat 5000 Plätze, die durch die physische Anwesenheit jedes Einwohners erst hergestellt werden. Diesen Platz trägt jeder mit sich herum. Gehen, Stehen, Spielen, Trauern, Erzählen, Streiten, Nachdenken, Erinnern sind i.w.S. Handlungen, die an jedem Ort und zu jeder Zeit ausgeübt werden können. Es bedarf dazu weder einer spezialisierten Zeit noch eines spezialisierten Ortes. Vieles kann eine Person alleine tun, für manches ist die Begegnung von mindestens zwei Personen erforderlich. Die individuelle Fähigkeit wird innerhalb der mitgebrachten Anlagen sozial gelernt und kulturell vermittelt. Für die Aufmerksamkeit setzen wir diese individuellen Fähigkeiten voraus. Ebenso setzen wir voraus, daß die kulturelle Prägung nur in spezialisierten und ritualisierten Situationen formal eingeübte Verhaltensregeln erfordern, die nicht im sozialen Habitus aller Menschen gelernt sind. Die Handlung setzt immer körperliche Anwesenheit voraus.

Die Handlung stellt den Platz her, wohlgermerkt die unausgemachte Handlung, die mit dem offenen Ende. Und die stellt sich eben nicht so einfach her, so ganz ohne Möglichkeit. Die Konditionen des 'Platzes' sind, wie BÄUERLE, H. und THEILING, Ch. (1996) dies systematisch dargelegt haben, eben nicht in einer unbebauten Fläche aufgehoben. Diese billige Voraussetzung macht noch keinen Platz, weil die Gelegenheit erst Platz macht, wenn wir den herstellen bzw. mitbringen können. So gesehen ließen sich die vier merkbaren Seiten eines Platzes auch als zwei ineinandergreifende Prinzipien lesen. Einmal der innere und unsichtbare Zusammenhang zwischen dem persönlichen Gebrauch passend zur Gelegenheit im Kontext der Pluralität der Handelnden, also die *conditio* kommunale schlechthin, der mitgebrachte Platz, der sich als Handlungsplatz einbringt und realisiert. Demgegenüber stünde das äußere und sichtbare Moment der Verhaltens- und Ausstattungskonventionen, die Bedingungen der Bühne, zu der man aufführen geht.

Handlungen als Heimat

Die in den Handlungsplätzen gefertigten Identitäten bergen wohl auch das Gefühl für Heimat. Oder umgekehrt hält Heimat Versammlungsorte bereit mit vielen selbstbestimmten Rollenangeboten. John BERGER weist einmal im Zusammenhang mit Emigrantenschicksalen auf den Umstand hin, daß die Handlungen eigentlich Heimat begründen und in den Orten die vielen Handlungen aufbewahrt sind. Heimatlosigkeit wird dann immer hergestellt durch Einschränkung der Handlungen, der Bewegungsfreiheit sowohl mit sozialen Zwängen wie mit der Verweigerung des Aufenthalts, der in begrenztem Umfang die Verfügung über Haus und Hof voraussetzt, sowie die Wirtschaft in Bernburg uns Besuchern für einen Abend Haus und Hof, Küche und Keller bot.

„Nichtsdestoweniger bewahren die Vertriebenen sich dadurch, daß sie sich im Kreise drehen, ihre Identität und schaffen sich ein improvisiertes Obdach. Und woraus ist das erbaut? Aus Gewohnheiten, meine ich, aus dem Rohmaterial der Wiederholung, das in ein Obdach verwandelt worden ist. Zu den Gewohnheiten gehören Worte, Scherze, Meinungen, Gesten, Handlungen, selbst die Art, wie einer seinen Hut trägt. Physikalische Objekte und Orte – ein Möbelstück, ein Bett, eine Zimmerecke, eine spezielle Kneipe, eine Straßenecke – geben den Schauplatz ab, den Standort

ort der Gewohnheit, doch sind nicht sie es, die beschützen, sondern die Gewohnheit."
(BERGER, J. 1992: 71)

Dort, wo das Zuhause verloren ist, stehen die Handlungen alleine, praktisch am falschen Ort. Wer immer schon vertrieben war, dem fehlen dann vielleicht sogar die Gesten für das Ersatzzuhause, für den Notfall. Dann steht man wirklich nur noch dumm rum und weiß nicht, wie man sich verhalten soll. Da hat dann die Welt mit den Worten Hannah ARENDTs die Kraft verloren, zu versammeln, das heißt zu trennen und zu verbinden.

Identität des Ortes

Aber auch Gesten folgen den Regeln kommunalen Handelns. Sie müssen innerhalb der äußeren Konventionen als individuelle Geste erkannt und gewissermaßen identifiziert werden, als abweichende Handlung in der Äußerlichkeit. Das setzt voraus, daß der zur Geste passende Ort gewählt, ein Schauplatz ausgesucht wird. Und da gilt eben, daß ein Platz ein Platz ist und eine Straße eine Straße und ein Friedhof ein Friedhof, erst einmal. So etwas wie eine selbstverständliche erfahrungsgebundene Identifizierung des Versammlungsortes, eine erinnernde Zuschreibung stattgehabter Handlungen, eine intuitive Vermutung der noch verborgenen Handlungsplätze.

„Nur wo Dinge, ohne ihre Identität zu verlieren, von Vielen in einer Vielfalt von Perspektiven erblickt werden, so daß die um sie Versammelten wissen, daß ein selbes sich ihnen in äußerster Verschiedenheit darbietet, kann weltliche Wirklichkeit eigentlich und zuverlässig in Erscheinung treten.“
(ARENDE, H. 1981: 72)

Die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung verhindert nicht, sondern konstituiert erst die Identität des Ortes in einem umfassenden Sinn. Eigentlich werden darin Bedeutungen geduldet. Man kann sich darauf verlassen, daß es allen so geht. Sonst ginge es ja nicht. Die HEGELSche sinnliche Gewissheit (1986) ist keine reflexiv bedachte, keine verstehende, sondern eine bunte und intuitiv erfassende Haltung, welche die Reichhaltigkeit an Erfahrung mit dieser Art von Ort an die Oberfläche und damit in die Handlungsdisposition ruft. Im persönlichen Tun, im alltäglichen Handeln unter akzeptablen und nicht völlig zerrütteten Bedingungen gilt also der 'gewisse Hegel', für uns als Akteure. Für uns als PlanerIn gilt er nicht. Da treten ja nicht die PlanerInnen als Handelnde auf sondern andere Akteure mit anderen Gewissheiten und zu einer anderen Zeit. Da ist 'jetzt nicht mehr heute', um an Gertrude Steins ironische Identitätsverschiebung zur Außenwelt hin zu erinnern. Und da tritt der Hinweis auf den Plan oder die Tautologie.

Die sinnliche Gewissheit der Außenwelt ist eine ichbezogene und darin eine sehr klare -„und ich mag was ich hab“ (Gertrude STEIN). Im Moment des Planens und des Bedenkens der Handlungsgründe muß die konkret erfahrene Außenwelt, nicht der Planungsort, gelassener gesehen werden, was auch heißt, ihn in seiner Gegenständlichkeit hinter einer situativen Überlegung (treten) zu lassen. In dem Moment löst sich die Gewissheit notwendig auf. Die Außenwelt der Innenwelt ist gewiss. Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt (HANDKE, P. 1969) wird ungewiss. Sie beginnt ja in Peter HANDKES (1969) gleichnamigen Text auch mit dem „Wir“, dem

kommunalen Subjekt. Der Versuch der Deutung des sichtbar Geschehenen hebt und löst sich dort für den Wir-Erzähler immer wieder auf, symptomatisch in den Sätzen:

„oder umgekehrt
oder umgekehrt -“ (ebd.: 131)

Erst in einer von außen kommenden Erklärung kehrt die Gewissheit wieder ein, bei Handke, da wird gewissermaßen die verborgene, andere Innenwelt öffentlich, nach außen gekehrt und damit fassbar.

„Erst als der Angeklagte verurteilt wird
erkennen wir
daß der Verurteilte angeklagt war.“ (ebd.: 132)

Als prognostizierende, übertragende (planende), die anderen einbeziehende Überlegung steckt sie im Prüf- und Gewissheitsdilemma, gerade weil 'über kurz oder lang' unbestimmt sind, als rückblickende und sich selbst erinnernde nicht.

Begriff und Erinnerung

Die Außenwelt ist uns als Handelnde gewiss, die anderen Innenwelten sind uns als Außenstehende ungewiss, die Bedeutungen der Handlungen erschließen sich nur vermittelt. Die planende Herstellung von (Versammlungs)Orten erwartet die 'Handlungen' gewissermaßen mit. Die Kenntnis und Prüfung des 'Handlungserfolges' nach dem Motto: Handlung eingetreten, aber welche eigentlich, bleiben dennoch vage. Sie bedeuten etwas und beweisen nichts, zumindest noch nichts darüber hinaus. Gerade dann, wenn die Handlung zähl- und messbar wird oder werden soll, was die Entwurfspropaganda bestätigend erfordert, ist das 'offene Ende der Handlungen' nicht gegeben.

Aber wie ist es mit der konkreten Außenwelt bestellt, die wir planend praktisch neu aufstellen? Im Gespräch erinnern wir die notwendige Außenwelt, eigentlich unsere eigene Außenwelt zu der erzählten Handlung dazu. Ohne die Dingwelt, an die unsere Erfahrungen gebunden sind, liefe die Erinnerung ins Leere.

„Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnern bedarf (warum sie denn auch, wie die Griechen sagten, die Mutter aller Künste ist), würde das lebendig Gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke spurlos verschwinden, sobald der Akt des Handelns, Sprechens oder Denkens an sein Ende gekommen ist; es würde sein, als hätte es sie nie gegeben. Die verwandelnde Vergegenständlichung ist der Preis, den das Lebendige zahlt, um nur überhaupt in der Welt bleiben zu dürfen; und der Preis ist hoch.“ (ARENDE, H. 1981: 113f)

Nur diese Dinghaftigkeit garantiert in der Welt Wirklichkeit und Dauer. Als Planer müssen oder sollten wir die Verdinglichung der eigenen Erinnerung zurücknehmen. Dazu dient die sorgfältige Beobachtung und Erzählung der Dinge, in denen das Leben, die Handlung, der Gedanke vergegenständlicht sind. Diese Beobachtung wird systematisch – vergleichend und typisierend – durchgeführt und setzt voraus, daß die BeobachterIn Ähnlichkeiten und Unterschiede vorurteilslos, d.h. ohne irgendwelche Absichten der Manipulation betrachtet. Die Dinge selbst sind jedoch sprach- und ausdruckslos. Der 'Akt der Interpretation' (s. BERGER, P.L. u. KELLNER, H. 1984),

die vergleichende Auslegung, die Annäherung mit Analogien und Homologien fördert erst den Gedanken, das Prinzip in den Dingen zu Tage. Sofern die Dinge, im Vertrauen darauf, daß der Gedanke schon enthalten sei, alltäglich nachgemacht werden, muß darauf vertraut werden, daß die entstehenden Abweichungen vom Prinzip irgendwann verhandelt und korrigiert oder zu einer neuen Konvention erhoben werden. Die Nachahmung fordert über die Orientierung an der Regel – die Logik des Vorbildes (BÖSE, H. 1986) und die Nachdenklichkeit über Physiognomie und Hermeneutik (HARD, G. 1985) – hinaus, die immer wiederholte Prüfung der Auslegung und Formulierung des Gedankens des 'geplanten Zweifels' (PIERCE, Ch.S. 1968/91: 88-105). Doch darin steckt zuerst nur der Schritt von der Betrachtung zum Verstehen. Nachmachen wird aus der Tradition und dem Gespräch geübt. Die Nachahmung, die nur der materiellen Regel folgt, ist mit einem Hang zum Faktenpositivismus ausgestattet und stellt der Fiktion eines Entwurfs tendenziell einen mechanistischen Entwurf entgegen. Wenn darin auch nur schematisch nachgemacht, quasi automatisch Brauch- und Lesbarkeit bereitgestellt sind, ist es nicht akzeptabel, nur der Regel zu folgen. Wenn man nur nachmacht, geht der Gedanke und die Erfahrung, die im Vorbild niedergeschrieben sind, verloren. Weil, ja weil es an der 'Phantasie' mangelt:

„Die Gleichgültigkeit so vieler Menschen beruht auf ihrem Mangel an Phantasie.“ (TUCHOLSKY, K. 1931/1961: 126),

an Intuition und Vorstellungskraft aus der Erfahrung, die im Gegenstand nur systematisch geprüft und vor den Gefahren der Unaufmerksamkeit geschützt sind (s. PANOFSKY, E. 1979). Eine reine Sammlung der gegenständlichen Beweise kommt nicht darüber hinaus

„die Welt von einem Ende zum anderen zu durchblättern wie ein Postkartenalbum. Von einem Ende zum anderen – nur den Anfang finden wir nicht mehr, die Sicht der Kindheit, die Orte zu Orten werden läßt und ihnen ihre Namen neu gibt. Man könnte diese Zeit die Zeit der erwachsenen Leute nennen; der tiefe Raum, in dem während der Kindheit und frühen Jugend die Szenen abliefen, hat seine Dimension verloren. Noch während wir hinsahen, ist der Vorhang niedergegangen, die Figuren sind eingezeichnet und bewegen sich nicht mehr.“ (AICHINGER, I. 2001: 51)

Da ist dann das offene Drehbuch kommunaler Orte endgültig im Entwurf eingemauert.

Begriff und Verwirrung

Dass der verdinglichte Entwurf lange noch in der Rezeption wohlwollend lebendig und im Prinzip der guten Hoffnung gehalten wird, liegt wohl am allseitigen Erinnern, das ja der Dinghaftigkeit zur Kristallisation bedarf. Eigentlich wird das Leben in das Ding hineinprojiziert oder umgekehrt wird mit dem Ding, mit seinem Begriff wie Platz, Weg, Promenade die erfahrenen Handlungen assoziiert. Im übrigen bezeichnen diese Begriffe die Erinnerung und beschwören diese Handlungen für irgendeine Zeit und irgendeinen Ort in der Zukunft. Wenn diese an Personen gebundenen Handlungen auf bestimmte Orte und Zeiten gerichtet sind und für Ortsbezeichnungen angewendet werden, werden sie metaphorisch für den Gedanken an die 'abwesende An-

wesenheit' gebraucht. Dabei wird erinnernd eine Handlung eingeführt, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten gelebt worden ist oder gelebt werden könnte. Mit einer solchen Zuschreibung wird gedanklich die Handlung gleichgesetzt mit Gelegenheiten und Orten, indem die Situationen selbst ins Bild gesetzt werden. So wird der Begriff des Entwurfes zur Metapher, was natürlich nur auf einer literarischen Ebene funktioniert und nicht im wirklichen Leben. Auf diesem Widerspruch ist die entwerfende Postmoderne ja bis zum Exzess herumgeritten.

Architektur, Städtebau und Grünraumgestaltung missbrauchen die Weisheit der Begriffe und machen daraus Etikette, die beliebig aufgeklebt werden. Damit wird die Handlung vom Gegenstand her definiert, sodass die Handlung zum Mittel für die Legitimation des Etiketts erhalten muß. Der Fetischismus nutzt dabei geschickt die Synonymie der Begriffe aus. Die ZuhörerIn und Kundschaft denkt beim Wort erinnernd an die Handlung und erwartet leichtfertig, daß im Etikett die Erfahrung des sicheren Verhaltens bedacht ist und die Herstellung der Gelegenheit ein Mittel und nicht der Zweck ist. Zum Beweis der Richtigkeit dienen historisch romantisierte Bilder von der Agora über italienische Marktplätze, die heute mit blinden Kulturtouristen vollgestopft sind, Schwarzmärkte der Nachkriegszeit oder Zeiten und Siedlungen mit vielen Erwerbs- und tendenziell Wohnungslosen, die auf der 'Straße sitzen' (HÜLBUSCH I.M. u. LÄSKER-BAUER, U. 1978/97: 42-43).

Die 'gebaute Handlung' hat ja dann die Tendenz sich größer zu machen, als sie eigentlich ist, und sich mit Mätzchen auszustatten, mit Requisiten vollzustellen, damit die Kundschaft die 'Überlegung' ja nicht übersieht. Ein Beispiel dafür ist die sogenannte Promenade, die von Entwerfern nur monströs ausgestattet, mit Insignien monumentaler Architektur versehen, vorgestellt wird. L. WYLIE (1978) stellt gegen diesen Materialfetischismus die Gelegenheit und die Handlung, die natürlich Orte benötigt und nutzt, für verschiedene 'Promenaden' auch andere Zeiten in Anspruch nimmt. So gesehen ist jeder Weg geeignet für eine Promenade. Ein 'Weg', der nicht für eine Promenade erhalten kann, ist demgemäss kein Weg sondern eine Bahn. Die Bahn, die Elysees sind für Aufmärsche, die befohlenen und uniformierten 'Promenaden' hergestellt. Merkwürdig, wenn die Entwerfer bei der Promenade nur an die Demonstration der Macht, die autoritäre Organisation auf Befehl 'denken'.

Eine Metapher ist eine Metapher aber kein Ort, kein Platz und kein Ersatz dafür. Die romantische Überladung der Bilder steht im besten Falle in einer erzählerischen Tradition der Malerei, die auf den Bildern alle nur möglichen Handlungsplätze sammelnd komponiert wie bei Pieter BRUEGEL D.Ä., und ist deshalb ein Stilmittel der Erzählung. Erzählungen und Metaphern unvermittelt zu bauen, endet immer im Aufmarsch oder der permanenten Pädagogisierung und Überredung, sich doch endlich zu versammeln. Nur zum Versammeln gehört neben den praktischen Anlässen auch das Trennen, das Recht auf Abgang und Abwesenheit, das Beiläufige, der Rand des Bildes, das leicht Verschwindende. Die Entwürfe sind ja immer so unglaublich mittenlastig. Um raustreten zu können, muß man erst mal bei sich sein, sich selbst sammeln, um sich dann überhaupt versammeln zu können (FLUSSER, V.1992). Die

permanente Aufforderung teilzunehmen, übersieht, daß ich einen Platz brauche, von dem aus ich dann Platz nehmen kann.

Über kurz oder lang

'Über kurz oder lang' dient uns jetzt als Metapher für die Zeit, für die Verfertigung der Identität in der Dauer. Jeder kommunale Platz ist auf diese Dauerhaftigkeit angewiesen. Auch das ist eine Form von Gedächtnis (vgl. TROLL, H. 1996) oder kann es zumindest sein, gerade wegen oder trotz der Flüchtigkeit menschlichen Handelns.

„Es gibt ein Gedicht von Handke, das *Gedicht an die Dauer*, das mich jedes Mal, wenn ich es lese oder höre, bewegt. Ich denke dabei ans Theater, bei dem alles vorbeigeht, und trotzdem gibt es immer etwas, was bleibt, diese Dauer, die durch die Aufeinanderfolge der Aufführungen entsteht.“ (BONDY, L. 1997: 69)

Zeit ist eine Bedingung für jeden 'Handlungsplatz', wird sie zur Kraft, wie es John BERGER für die Moderne beschreibt (1992: 46), verwandelt sich die Kommune konstituierende Pluralität der Handlungswirklichkeiten zu der einen großen Handlung, dem Aufmarsch. Jeder kommunale Platz organisiert Zeit, denken wir an die Allmenden, an die Schwarzbrachen, an die Friedhöfe. Jede materielle Gelegenheit für den Aufenthalt ist eine, die Handlung wird zur rechten Zeit und sie damit gewährt. Die Zeit gehört den beteiligten Menschen als geschenkter Reichtum im doppelten Sinn, einmal ganz praktisch als gegenwärtige Zeit und zum anderen die Zeit der darin sedimentierten Geschichte als dem Jetzt der Situation zugehörige, vergangene Zeit (CANETTI, E. 1980: 327). Das Moment der Gelassenheit, die im Bewusstsein der Organisation des Überlebens gründet und im Handeln den Sinn immer wieder bestätigt, hat nach W. FLUSSER im Warten können und das Warten bewahren etwas ursprünglich heiliges, ist im Wortsinn dadurch sanktioniert.

„Platos Erwiderung aber, nicht der Mensch, ein 'Gott ist das Maß aller Dinge', wäre nicht viel mehr als eine leere, moralisierende Geste, wenn die Annahme der Neuzeit zuträfe, daß die Zweck-Mittel-Kategorie in der Maske des Nutzens für den Bereich der fertigen Welt genau so zuständig ist, wie sie zweifellos zuständig für die Tätigkeiten ist, durch die die Welt und alle Dinge in ihr entstanden sind.“ (ARENDET, H. 1981: 201)

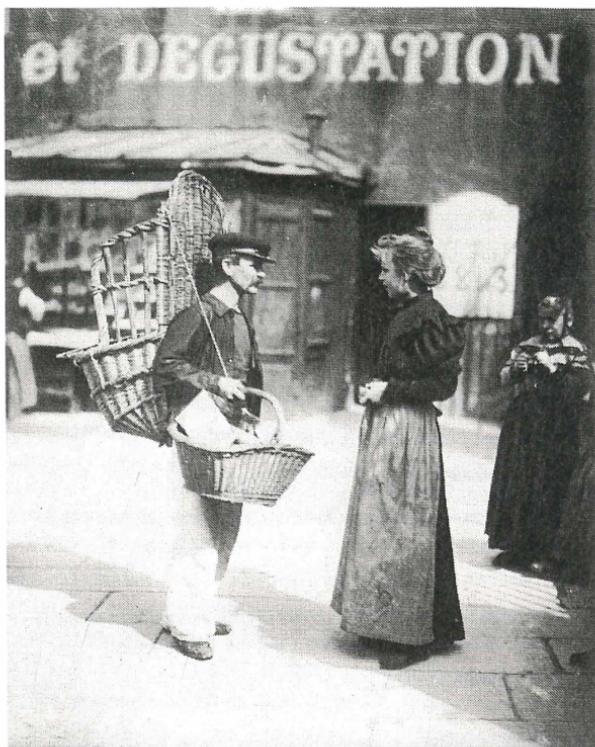
Ein Baum, ein Strauch, eine wassergebundene Decke, ein Betonverbundpflasterverband folgt in der Herstellung wie im Aufwuchs handwerklichen Regeln (HÜLBUSCH K. H., GRANDA ALONSO, E. 1996), die im Produkt prüfbar sind. Ein kommunaler Ort als solcher tut es nicht. Sobald er als 'fertige Welt' Wirklichkeit ist - und jedes Teil, jedes Element läßt sich aus der es zustande gebrachten Tätigkeit heraus prüfen -, tritt er als Schauplatz, als Außenwelt auf. Und da ist es vorbei mit direktem Zweck und Nutzen, die man mit Gewissheit verfolgen könnte. Handeln kennt keine unmittelbare Leistung, da steht mehr auf dem Spiel. Der Charme liegt in der aufschlussgebenden Qualität des Handelns selbst. Jetzt tritt eine den kommunalen Orten eigene Umständlichkeit auf. Nun beginnt die Zeit des 'über kurz oder lang'.

Literatur

- Adorno**, Theodor W. 1967: Funktionalismus heute. In: Ders.: Ohne Leitbild. S. 104-127. Frankfurt a.M.
- Aichinger**, Ilse 2001: Die Sicht der Entfremdung. Über Berichte und Geschichten von Ernst Schnabel. In: Diess. Kurzschlüsse. Wien.
- Arendt**, Hannah (1959) 1999: Rede am 28. September 1959 bei der Entgegennahme des Lessing-Preises der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg.
- Arendt**, Hannah 1981: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München.
- Bäuerle**, Heidbert, **Theiling**, Christoph 1996: Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. In: Notizbuch 44. S. 1-134. Kassel.
- Bausinger**, Hermann 1987: Dorf – das verwackelte Leitbild. In: Dorftwicklung. Aktuelle Probleme und Weiterbildungsbedarf. Tübinger Vereinigung für Volkskunde. S. 15-25.
- Benjamin**, Walter (1955) 1977: Der Erzähler. In: Ders. Illuminationen. Ausgewählte Schriften 1. S. 385-410. Frankfurt am Main.
- Berger**, John 1992: Und unsere Gesichter, mein Herz, vergänglich wie Fotos. München.
- Berger**, Peter L. u. Kellner, Hansfried 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt am Main.
- Bondy**, Luc 1997: Das Fest des Augenblicks. Gespräche mit Georges Banu. Salzburg, Wien.
- Böse**, Helmut 1986: Vorbilder statt Leitbilder. In: Notizbuch 10. S. 106-114. Kassel.
- Bourdieu**, Pierre 1987/1992: Von der Regel zu Strategien. In: Ders.: Rede und Antwort. S.79-98. Frankfurt am Main.
- Canetti**, Elias 1980: Masse und Macht. Frankfurt am Main.
- Fian**, Antonio 1989: Es gibt ein Sehen nach dem Blick. Aufsätze. Graz, Wien.
- Flusser**, Vilem 1992: Ende der Geschichte, Ende der Stadt? Wien.
- Handke**, Peter 1969: Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt. Frankfurt am Main.
- Hard**, Gerhard 1985: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: Notizbuch 18. S. 273-294. Kassel.
- Hegel**, Georg Wilhelm Friedrich 1986: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main.
- Hülbusch** Inge Meta u. **Läsker-Bauer**, Ulrike 1978/97: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Kassel.
- Hülbusch**, Karl Heinrich, **Granda Alonso**, Elena. 1996: Bäume in der Stadt. In: Notizbuch 38. S. 232-247. Kassel.
- Jacobs**, Jane 1963: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig, Wiesbaden.
- Panofsky**, Erwin 1979: Ikonographie und Ikonologie. In: **Kaemmerling**, E. (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln.
- Pierce**, Charles S. 1968/1991: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt am Main.
- Stein**, Gertrude 1986: Jedermanns Autobiographie. Frankfurt am Main.
- Troll**, Hartmut 1996: Der neue Gemeindefriedhof in Oyten. In: Notizbuch 40. S. 105-119. Kassel
- Tucholsky**, Kurt 1931/1961: Schloß Gripsholm. Reinbek bei Hamburg.
- Wylie**, Laurence 1978: Dorf in der Vaucluse. Frankfurt am Main.

PROMENADEN

Über Wege und deren gesellige
Pausen im Alltag¹



"Rumtreiberin! Vaters Wort ist mir noch im Ohr. Ich wollte immer schwärmen, was ergründen. Was weiß ich, dann kriegte ich zum Beispiel den Auftrag, am Ende des Dorfes Perlhuhneier zu holen. Wie kannst du da schnell nach Hause kommen? Bei der Trude Batschkus musstest du stehen bleibe, dann wieder bei Fabians, die hatten so schöne Dahlien und Sträucher. Alles interessierte mich, alles war mir schön. (...) wenn schon März war oder April, bin ich immer rausgelaufen auf die Paradiesstraße und ließ mich vom Wind anpusten. 'Das ist Rumtreiben', sagte Vater, 'das darf nicht sein.' (LACHAUER 2000: 17)

„Die Mathematik und der gesunde Menschenverstand sagen uns, daß die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten die Gerade ist. Die Welt bietet ihre ganze Autorität auf, um dieses Bröckchen geometrischen Wissens in der Lebenspraxis Jugendlicher zur Geltung zu bringen. Schon die Kleinen werden von Lehrern und Eltern ermahnt, vorwärts zu streben, zügig fortzuschreiten auf der Lebensbahn (...) Manchmal kann es durchaus sinnvoll sein, einen großen Umweg zu machen, sich scheinbar ziellos herumzutreiben (...) Im Mittelalter verlangte der ideale Weg zur Wahrheit, daß man erst einmal in die Irre ging. Im zwölften Jahrhundert ... wäre es in der Tat ein riskantes Unterfangen gewesen, auf dem geraden Pfad zu wandeln. Denn der Überlieferung zufolge vermochte sich der Teufel nur in gerader Linie fortzubewegen (...) Wer Haken schlug, entwischte ihm. Irrgärten verschafften den Menschen Übung in labyrinthischem Denken und ... wie man dem bösen Feind ein Schnippchen schlägt. Im Zentrum des Labyrinths herumirrend, sollte man ... lernen, nicht in Panik zu verfallen, sondern äußerstenfalls Konsternation angesichts der labyrinthischen Umgebung zu empfinden, und von dem mühsamen Weg ..., für den man sich eine jederzeit modifizierbare Strategie ersinnen mußte, versprach man sich, daß er die Geistesgegenwart und das Selbstvertrauen fördere.

Das Lesen eines Buches gleicht einer Wanderung durch einen Irrgarten. Leser sprechen zuweilen sogar davon, daß sie sich in einem Roman verloren haben. Jeder Satz ... führt uns auf labyrinthische Pfade. Von Zeit zu Zeit innehaltend, um uns des Sinns zu vergewissern, bahnen wir uns den Weg längs der Zeilen, bis wir in den Genuß des Vergnügens kommen, das der Punkt am Satzende für uns bereithält. Die Literatur lehrt uns, daß die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten, die Gerade, nicht immer den größten Lustgewinn bringt. Zum gelungenen Geschichtenerzählen gehören eine Menge Abschweifungen vom ausgetretenen Pfad und nicht zuletzt auch eingestreute Witze. Irrtümer, Fehler zu begehen heißt abzuschweifen vom geraden Weg, um sich auf Irrfahrt zu begeben – das ist kaum der Stoff, aus dem die Moralität gefertigt wird. Es sei denn – und das ist in diesem Zusammenhang ein bedeutungsschweres Wort – es sei denn, wir finden nach einem Fehler Vergebung der Art, wie Jim sie übt, wenn er Huck nach dessen üblem Streich in die Arme schließt.“ (SANDERS über Lehrer, Mark Twain und Huckleberry Finn, 1998: 296ff)

INHALT

VON VORWORTEN UND VORGÄRTEN	16
1. DER STAND DER DEBATTE	19
2. ANNÄHERUNG AN DAS WESEN DES PHÄNOMENS	23
3. PROMENADEN UND FREIRAUM	28
4. GESCHICHTEN ZUM GEBRAUCH	38
PROMENADEN.....	38
PROMENADE UND INSTITUTIONALISIERUNG.....	57
DER SPAZIERGANG	64
5. DIE VERBALLHORUNG	70
6. PROMENADEN MACHEN SINN	79
LITERATUR, ABBILDUNGEN, ANMERKUNGEN.....	85

"Ein Vorwort ist für ein Buch so wichtig und so hübsch wie der Vorgarten für ein Haus. Natürlich gibt es auch Häuser ohne Vorgärtchen und Bücher ohne Vorwörtchen, Verzeihung, ohne Vorwort. Aber mit einem Vorgarten, nein, mit einem Vorwort sind mir die Bücher lieber. Ich bin nicht dafür, daß die Besucher gleich mit der Tür ins Haus fallen. Es ist weder für die Besucher gut, noch fürs Haus. Und für die Tür auch nicht. So ein Vorgarten mit Blumenrabatten, beispielsweise mit bunten, kunterbunten Stiefmütterchen, und einem kleinen, kurzen Weg aufs Haus zu, mit drei, vier Stufen bis zur Tür und zur Klingel, das soll eine Unart sein?"
KÄSTNER (1997): "Als ich ein kleiner Junge war"

VON VORWORTEN UND VORGÄRTEN

An einem *"hübschen Vorgarten"* können aufmerksame Besucher etwas über den im Hause herrschenden Geist ablesen. In ihm sind mittelbar die Bewohner anwesend; mit ihren Vorlieben, Geschmäckern, sorgfältig ausgeführter Arbeit oder auch im chaotischen Durcheinander begrüßen sie die Ankömmlinge. Er bietet in der behutsamen Annäherung, Stufe um Stufe, den Gästen Gelegenheit zur Vorbereitung auf das, was sie drinnen erwarten könnte. Mit einladender Geste macht er sie vielleicht auch ein bißchen neugieriger und gibt Anlaß für die ein oder andere Frage. Für die Besitzer ist er sicherer Ausgangsort zur Promenade, für Vorübergehende gelegentlich Verweilstation. Im Wesentlichen gilt für Vorwörter von Büchern wie von Diplomarbeiten nichts anderes:

Befremdung statt falscher Erwartungen

"Über Promenaden schreibst du, die gibt es hier doch gar nicht". So oder ähnlich waren die Reaktionen von Bekannten, wenn ich vom Diplomthema erzählte. Sie bestätigen, daß gegenwärtig die Vorstellung von Promenaden Gedanken abschweifen läßt, in Zeiten und an Orte, die wunderbar frei von Arbeit, aber voll von Müßiggang sind; das Spazieren im Urlaub entlang touristenüberströmter Uferpromenaden und weltstädtischer Prachtstraßen – von einladenden Cafés, Bistros und Restaurants gesäumt –, ist ein Bild, das in den Sinn kommt. Die Szenerie ist beschieden von einer freundlichen Sonne, die fremde Erholungssuchende mit gutem Wetter beglückt. Allenfalls ist es der Sonntagsspaziergang, der die Leute in der spontanen Assoziation zur Promenade zu Hause läßt, am vertrauten Ort. Die 'uneingestandene' Promenade im täglichen Nebenbei, eine allgegenwärtige Wirklichkeit, wird von den gängigen touristischen Bildern zu Promenaden und der professionellen Dekorations- und Entwurfspropaganda (Bundesgartenschauen, Uferpromenaden, Boulevards, Fußgängerzonen usw.) überdeckt. Aber *"die ganze Geschichte hindurch hat es Orte gegeben, wo Menschen, die ein gemeinsames Wertesystem hatten, in Verbindung treten konnten. Diese Orte haben immer den Charakter eines Straßentheaters gehabt"* (ALEXANDER 1995: 181).

Freiraumplanerische Überlegungen zu Promenaden brechen mit gewohnten Bildern und gängigen Vorstellungen. Warum das so ist, soll in dieser Arbeit das Thema sein. Nur soviel schon jetzt, als eine erste These zur Einstimmung: Promenaden sind keine baubaren Objekte, sondern allgegenwärtige Tätigkeiten, soziale Ereignisse.

"... Die BewohnerInnen spazieren die Straße entlang, um zu sehen und gesehen zu werden. Der konkrete Ort für diese 'Promenade' ist dabei zunächst nicht wichtig. Die 'Promenade' besteht aus den Individuen, der Situation, dem Anlaß und der kommunalen Konvention. (...) Die 'Promenade' ist also ein soziales, ein individuelles wie kommunales Ereignis, das weder administrativ inszeniert werden kann oder an einen fixen Ort gebunden ist." (COLLAGE NORD 1996: 53)

In dieser Sichtweise ist mein Anlaß, über Promenaden nachzudenken, enthalten. Wir Menschen sind soziale Wesen (vgl. ARENDT 1997; KEUPP 1998). Was sie in Freiräumen tun und lassen, kann nur verstehen, wer soziales Verhalten und deren Bedingungen mit überlegt. Daher ist die Promenade ein Gegenstand, über den wir als Freiraumplaner eine Menge – auch Irritierendes – lernen können und der Einsichten vermittelt, die in der Arbeit hilfreich sind.

„Wer etwas neu ordnet, zerstört die alte Ordnung, die gewohnten Bilder, die vertraute Wahrnehmung. Valery sagt sogar: 'Jede Sicht der Dinge, die nicht befremdet, ist falsch.' Deshalb kann die Erwartung nie erfüllt oder die Erfüllung muß Lüge werden. Aber dieser Widerspruch, dieses Spannungsverhältnis treibt uns voran, die Leser wie die Autoren." (DELIUS 1996: 71f)

Vielleicht läßt die Befremdung, die daraus folgt, daß Promenaden nicht zu bauen sind, die Treppenstufen bis zum Eingang mehr als Hürden erscheinen denn als gehbaren Weg. Aber in einem Vorwort – wie im Vorgarten – sollten keine falschen Erwartungen geschürt werden, vielmehr soll es Überblick verschaffen und orientieren; deshalb noch ein Wegweiser und Erklärendes zum Begriff.

Zur sprachlichen Herkunft

Das Wort 'Promenade' stammt aus dem Französischen und meint ursprünglich eine Aktion. Die Herkunft des Wortes beschreibt die Tätigkeit des im Kreis-, des Auf- und Abgehens². Das Hauptwort Promenade ist ein substantiviertes Verb. In der reflexiven Verwendung 'se promener' wird dies besonders deutlich, weil darin die tätige Person zum Ausdruck kommt. Historische Texte dokumentieren die im Französischen übliche Verwendung auch für die deutsche Sprache (vgl. NEMEITZ 1750: 133). Zum Verb substantiviert, bedurfte die Promenade des 'Machens': "*Auch von einer einzelnen Person, die ziellos umherwandert, sagt man, sie **mache** eine promenade*" (WYLIE 1969/78: 113). Erst in zweiter Linie ist 'promenade' die Bezeichnung eines Ortes, an dem promeniert wird. "*Man würde auch ... 'Promenade' falsch verstehen, wenn man darunter eine wirklich existierende Promenade verstünde. (...) Aber man trifft sich natürlich trotzdem, und das Wort Promenade meint genau das: Treffpunkt, und es will so weit, so geräumig verstanden werden, wie es geht*" (ROSS 1998: 10f). Die Benennung der Orte folgte aus dem (Ge-) Brauch, der wiederholt ausgeübten Tätigkeit, einer Vereinbarung der Teilnehmenden bezüglich Zeit und Ort.

Die 'Promenade' als Straßename nimmt diesen sozialen Gebrauch nur auf, sie stellt ihn niemals her. Die 'Promenaden der Stadt' sind somit alle Wege und Orte, die eine 'Promenade' ermöglichen und zulassen. Es sind die Merkmale des einfachen und selbstverständlichen Gebrauchs, der einfachen und selbstverständlichen Organisation der Freiräume notwendig, um eine 'Promenade' machen zu können." (COLLAGE NORD 1996: 53)

Die Dramaturgie

Das erste Kapitel nimmt im 'Stand der Debatte' die mündliche Diplomprüfung von BROOKHUIS (1998) auf. In ihm wird der augenblickliche Stand der Debatte resümiert. Das hat zweierlei Nutzen. Es dient dem Leser zur allmählichen Annäherung in die alltägliche Sichtweise des Gegenstandes und dem Autor, um den Ausgangspunkt der Arbeit, das derzeit parate Wissen über den Gegenstand in Thesen sichernd zu vergegenwärtigen. In Analogie zu LÜHRS (1994: 5) liegt auch hier in der Erzählung der Geschichte (vorgeleisteter Arbeit) der Plan zum weiteren Vorgehen. Nach dem zweiten Kapitel, thesenhaften Gedanken zum Wesen des Gegenstandes, die ihn weiter präzisieren, folgen im dritten Kapitel Überlegungen zu 'Promenade und Freiraum'. Das vierte Kapitel erzählt 'Geschichten zum Gebrauch' und ist so an alltäglicher Wirklichkeit orientiert (vgl. BERGER und LUCKMANN 1969/98). Die Beispiele illustrieren Merkmale und Gelegenheiten und sind Anlaß zum Nachdenken über Bedingungen und Bedeutung der Promenade und an sie grenzende Phänomene: Prozessionen, Paraden und Spaziergänge. Dagegen steckt im folgenden Kapitel, 'Die Verballhornung', einiges an Polemik.

"Es sei daran erinnert, daß 'polemisch' weder einen Gegensatz zu 'richtig' noch einen Gegensatz zu 'wissenschaftlich' bildet. Man kann pseudowissenschaftlichen Unsinn ganz unpolemisch vortragen – und völlig Richtiges sehr polemisch sagen. Kurz, Polemik ist eine Sache des Stils, der Deutlichkeit und der angestrebten Wirkung, aber keine Sache von Wahrheit oder Unwissenschaftlichkeit." (HARD 1990: 350)

Meine Polemik richte ich gegen von Grünplanern und Dekorateuren propagierte Klischees. Zur weiteren Klärung des Gegenstandes polarisiert sie deren Verballhornungen gegen die freiraumplanerischen Überlegungen zur Promenade. Das abschließende sechste Kapitel kommt auf die Bedeutung der Promenade zurück. Es nimmt Gedanken aus den vorhergehenden Kapiteln auf. Aus der Beschreibung von Prinzipien, dem Geist, der in der Promenade schwingt (vgl. KUHLE 1999: 28), und dem Sinn, den sie macht, wird ein Bogen zur Freiraumplanung gespannt. Wenn die Arbeit damit am Ende ankommt, stehen dort keine endgültigen Antworten. Am Schluß bleibt vielmehr Platz – im besten Sinne Freiraum –, der es anderen ermöglicht, das Verständnis des Gegenstandes zu vertiefen, an der allmählichen Verfertigung des Gedankens (KLEIST 1974) mitzuarbeiten. Abschließende Deklarationen – nichts anderes wären endgültige Antworten – würden das Weiterdenken an dieser Arbeit und über sie hinaus unmöglich machen und sind alleine schon deswegen falsch. *"Soviel darf ich mit Gewißheit sagen, Gewißheiten werden sich als Resultat meiner Forschungsfahrt nicht ergeben"* (P. L. BERGER 1998: XVIII).

Zum Selbstverständnis

Die vorliegende Arbeit fruchtet aus verschiedenen Texten und Debatten zur Brauchbarkeit und Aneignungsmöglichkeit von Freiräumen. Dazu zählen die vielen Überlegungen zu den Aufgaben von Freiraumplanung selbst. Nachlesbar bewahrt sind die Geschichten in den Notizbüchern der Kasseler Schule der AG Freiraum und Vegetation, Veröffentlichungen in Fachzeitschriften und anderen 'professionellen' Publikationen.

"Ohne Gefühle hat man zum Schreiben keinen Grund. Schreibt man, braucht man Selbstbeherrschung, Verstand, Handwerk, Distanz zu sich selbst. Man kann seinen Nervenzusammenbruch nur überzeugend darstellen, wenn man die Nerven behält."
RAUTER (1978): "Vom Umgang mit Wörtern"

"... doch keine Panik ..."

Laut ADAMS (1982) aus dem Reiseführer "Per Anhalter durch die Galaxis"

DER STAND DER DEBATTE

Promenieren schafft Promenaden" war der Titel der Diplomprüfung von BROOKHUIS. In der Rede rückte sie die Tätigkeit des Promenierens in den Mittelpunkt der Betrachtung. Im Unterschied zur üblichen Verhandlung des Themas in der Stadt- und Grünplanung der letzten 20 – 30 Jahre³ war hier nicht der Ort, der extra entworfen und gebaut, zumindest aber grünplanerisch dekoriert und aufgewertet werden mußte, sondern die Aktion, unser Tun Ausgangspunkt weiterer Überlegungen und nachfolgender Debatte. Die Konzentration auf das Verhalten rührt aus dem Verständnis von Freiräumen als nicht quantifizierbaren *"Verhaltens- und Handlungsspielräumen"*. Qualität von Freiräumen hat sehr wohl mit deren Organisation und materieller Ausstattung zu tun, diese Qualität' bekommt aber erst durch unseren Gebrauch einen Sinn. Im Gebrauch, dem Wechselspiel zwischen materiellen, gebauten Voraussetzungen ('Geologie'; vgl. MOES 1998b) und der Aneignung durch die Leute (Inwertsetzung), ist *"soziokulturelle Traditionen"* akkumuliert. Mittelbar steckt im Gebrauch die Geschichte der Agierenden, der Handelnden in *"Form von Erfahrungen, Kenntnissen und Traditionen"* (vgl. BÖSE 1981/89a: 11; MOES 1998a) ebenso wie die Geschichte der Orte selbst, die Spuren der Aneignung tragen (Alterung) und auch Ausdruck gesellschaftlicher (Macht-) Verhältnisse sind.

"... die Stadt [ist] ein aus widersprüchlichen politischen und ökonomischen Verhältnissen resultierendes Konglomerat, innerhalb dessen in mehr oder minder gelungener Weise gesellschaftliche Antagonismen materiell dargestellt, erhalten und möglichst verewigt werden sollten ... Die natürliche, organische oder harmonisch gewachsene Stadt hat es nie gegeben ..." (GRUNDLER und LÜHRS 1983/93: 6)

Die Aufmerksamkeit BROOKHUIS' – rührend aus Spaziergängen, den damit verbundenen Beobachtungen sowie den Erfahrungen aus der Arbeit in der Siedlungserweiterung und Bauleitplanung – galt den Siedlungsrändern als *"typischen Orten für das Promenieren"* und *"Orten mit dysfunktionalen Qualitäten"*, die Möglichkeiten zur Promenade enthalten. Da aber der Rand – wie das Promenieren – keine ...

"... Gegenständlichkeit besitzt, kann ich ihn auch nicht bauen oder entwerfen. Ich kann ihn aber über die Form der Parzellierung, Zonierung, Reihung und Erschließung – also die Siedlungsstruktur – planen, das heißt möglich machen." (BÖSE-VETTER 1996: 192)

Promenaden sind Vereinbarungen

In der These, daß der professionelle Zugang zum Thema im Verständnis des Handelns von uns Menschen liegt – wir machen die Promenade –, steckt der Gedanke, daß Orte

zur Promenade bereits existieren und nicht erst durch Aus-, Um- und Neubauten geschaffen werden müssen; daß wohl jede Promenade einen angemessenen Ort braucht,

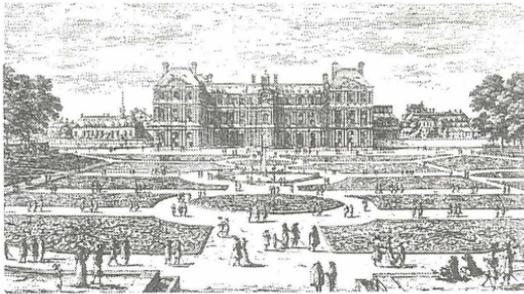


Abb. 1: Höfische Promenade

der Ort aber auch – je nach Anlaß – wechseln kann. Bestehende kommunale Freiräume sind mögliche Promenaden, die von den jeweiligen Anlässen der Leute und akzeptierten, erlernten Konventionen bestimmt, zeitlich wechselnd, zu Orten der Promenade werden. Wie einleuchtend beide Thesen sind, zeigt das Beispiel und die Irritation von Angehörigen der

Schweizer Garde, die Ende des 18. Jahrhunderts in den Pariser Gärten Eingänge und Öffnungszeiten überwachten und zu ungewohnter Zeit mit einem deutschen Frühaufsteher konfrontiert waren, – aus seinem Reisebericht:

"Nichts ist angenehmer, als einen schönen Morgen in diesen Gärten zuzubringen; aber die Pariser schlafen so lange, daß vor neun Uhr kein Mensch darin anzutreffen ist. Der Garten wird auch, als eine Folge davon, selten vor halb acht Uhr geöffnet ... Vor einigen Tagen wollte ich an einem schönen Morgen hinein, und ungeachtet es schon sechs Uhr war, kostete es mir Mühe und Geld, den Schweizer zu bewegen, daß er mir das Gitter aufmachte ... Ich war über zwey Stunden am schönsten Morgen in dem reizendsten Garten von Paris ganz allein. 'Il n'y a personne' sagte der Schweizer, als ich ersuchte, mir aufzumachen, und Sie sehen aus diesen Worten, die mich abschrecken sollten, wenn und warum man hauptsächlich in Paris spazieren geht.'" (SCHULZ 1791: 344)

Die Beschreibung zeigt, daß der Ort erst durch die Anwesenheit anderer Menschen wichtig wurde und unbedeutend war, wenn die Menschen fehlten. Sie zeigt auch, daß aus regelmäßigen Vereinbarungen Gewohnheiten und aus Gewohnheiten Konventionen werden; wem diese unbekannt waren, konnte am Ereignis nicht teilnehmen. Die Vereinbarung bezüglich des Zeitpunkts und des Ortes versammelte die Menschen im Garten, machte diesen zu einer 'Bühne', auf der Publikum und Akteure nicht mehr zu trennen waren, und zu einem Treffen, mit dem Motto 'sehen und gesehen werden' – und dies scheint ein wesentliches Merkmal der Promenade zu sein. Was den Gardisten damals selbstverständlich war und was sie in ihrer Äußerung, daß doch noch gar niemand da sei, verwundert zum Ausdruck brachten, haben Entwerfer bis heute nicht verstanden: Promenaden werden nicht als Orte entworfen, gebaut und als Kulisse benötigt, sondern von teilnehmenden Menschen hergestellt. WYLIE (1969/78) schreibt:

"Eine promenade ist unbestimmt und formlos; man kann sie am besten >>als eine Gelegenheit zur Erholung<< definieren. Es kann ein kurzer Gang durchs Dorf, ein Picknick im Wald oder ein lange voraus geplanter Ausflug auf den Mont Ventoux sein. Eine promenade kann von einer Familie unternommen werden, um die Erste Kommunion zu feiern, von einer Gruppe Mädchen, um die jährliche Parade in Apt zu sehen, oder von einem verliebten Paar. Auch von einer einzelnen Person, die ziellos umherwandert, sagt man, sie mache eine promenade." (113)

Grünplanerische Extrawürste

Auf Straßen, Plätzen und Wegen, die in Dysfunktionalität und einfacher, selbstverständlicher Organisation den ebenso selbstverständlichen Gebrauch zulassen, kann bereits – auch ohne Umbau – prima promeniert werden. Der bisherige Widerstand freiraumplanerisch über gebaute Promenaden zu diskutieren, verweigerte die funktionalistische Sicht von Orten und die Entwertung bestehender kommunaler Freiräume. Erfahrungen mit grünplanerischen Debatten, z.B. über Kinderspiel oder Radfahren, und den Ergebnissen, die sie hervorbrachten, zeigen funktionalisierte Reduktionen komplexer Wirklichkeiten (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1993: I-XIV). Derartige Entwürfe und Umbauten führten zu gesonderten Kinderspielplätzen, wo es kein Kind hinzieht (vgl. SIEDLER 1985: 218), und separaten Radfahrwegen, die das Radfahren um vieles gefährlicher machen, als es in den 'normalen' Straßen ist. Die grünplanerischen Besonderheiten erschwerten und zerstörten den tradierten Gebrauch der Freiräume nicht nur für die eindimensional bedachten und 'bepflanzten' Kinder und Radler, sondern auch für all die anderen Nutzer. Mit dem Umbau wurden bewährte Zonierungen (vgl. HARENBURG und WANNAGS 1991), markierende Grenzen (vgl. CORDTS 1993: 61ff) und damit die für den gewohnten Gebrauch wichtigen, erlernten und lesbaren 'Zeichen' (vgl. BOURDIEU 1970) abgeräumt. In der Diskussion nach BROOKHUIS' Vortrag wurde befürchtet, daß dem Hervorheben der Promenade als einer eigenständigen Kategorie freiraumplanerischer Nutzung letztlich – wenn auch unbeabsichtigt – eine funktionalistische Betrachtungsweise immanent sei und zu ähnlich zerstörerischen Ergebnissen führen könne wie andere Ausgewähltheiten. Im Verständnis seriöser freiraumplanerischer Arbeit hingegen ist Straße Weg und Ort zugleich (vgl. GRUNDLER und LÜHRS 1983/93). Die Straße hält Platz für 'Extras' bereit und nimmt diese in dysfunktionaler Grundausstattung mit auf, ohne das Besondere zu hofieren und verschiedene Nutzungen gegeneinander auszuspielen (vgl. BÖSE und SCHÜRMEYER 1984/89; LUCKS 1993). Ihre Qualität wird *"im wesentlichen von der Überlagerungsmöglichkeit ganz unterschiedlicher Zwecke und Nutzungen bestimmt"* (MOES 1992: 18).

Die Promenade und der Spaziergang

Am Ende der Debatte wurde zudem deutlich, daß es unterschiedliche Einschätzungen darüber gibt, was eine Promenade, außer dem 'sehen und gesehen werden', der Dysfunktionalität als Voraussetzung des Ortes, der Konvention, die Zeitpunkt und Ort festlegt, und daß sie nicht 'baubar' ist, an Prinzipien ausmacht. Unter welchen Bedingungen wird z.B. der Einkaufsbummel in der Fußgängerzone oder das Schlendern über den Wochenmarkt eine Promenade? Wie ist es mit dem feierabendlichen Gang in die Kneipe ums Eck oder dem einsamen Sonntagsspaziergang außerhalb des Ortes? Gerade der Spaziergang, als professionelle Tätigkeit wahrgenommen, wurde gegen die Promenade gesetzt – fast verteidigt. In der Ablehnung der Promenade als einer 'bürgerliche Scheinveranstaltung' und der 'Demonstration von Müßiggang' (vgl. VEBLEN 1899/1989) blieb der Anteil Promenade im Spaziergang größtenteils unverstanden und bedrohlich.

Der Umbau der Straßen

Obwohl die Thesen von der Tätigkeit der Menschen ausgingen und ein allgegenwärtiges Phänomen in Quartieren und Dörfern beschrieben, blieb die Skepsis, ein Thema zu verhandeln, das in den letzten Jahrzehnten über die Funktionalisierungs-, Dekorations- und Leitbilderdiskussionen von Entwerfern (vgl. SCHWARZE 1991; MEHLI 1992; MÖLLER und SCHNEIDER 1993) besetzt war. Der Streit gipfelte in der Frage, ob die Promenade überhaupt ein freiraumplanerisches Thema ist oder nicht ausschließlich grünplanerisch determiniert wird: Verweilen, sich miteinander treffen und reden, der soziale Gebrauch wurde durch verschwenderische Inszenierungen der Orte, die danach keinen Platz zur Aneignung mehr ließen, zwanghaft beschworen und gleichzeitig ausgeschlossen. An solchen Orten wich die *"Diskussionsform der Geselligkeit ... dem Fetisch einer Gemeinschaftlichkeit an sich ..."* (HABERMAS 1962/90: 246). Das Resultat der Funktionalisierung war asoziale Neidkultur. 'Autobahnen' als Kehrseite der Medaille

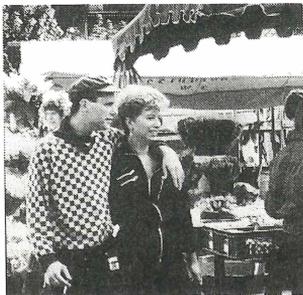


Abb. 2: 'Marktpromenade'

von 'Beruhigung' und Verhübschung andernorts wurden totgeschwiegen. Dort, wo die 'Aufwertungen' stattfanden, wurden sie so lange schöngeredet, bis es die Leute leid waren, zu widersprechen. Das 'Verhübschte' wurde geschluckt, weil es woanders noch schlimmer wurde, darin lag das Privileg. Die Aufhebung bewährter einfacher Zonierungen von Straßen und Plätzen wurde mit Betonkübeln, Pollern, Sitzcken, Baumnasen, Blumenbeeten, Mischflächen und anderen postmodernen Versatzstücken als Fußgängerzonen, Verkehrsberuhigungen, Flaniermeilen und Boulevards dekoriert, verkauft und funktionalisiert (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1993: I-XIV). Die auf südländisches 'Flair' im Urlaub und großbürgerlichen Pomp reduzierte soziale Aktion verballhornt die Promenade zu Klischees, die unsere Vorstellungen prägen und Promenaden als exklusive Orte deklarieren, die nichts mehr mit einer vertrauten Welt zu tun haben.

Soziale Veranstaltung oder 'Etikettenschwindel'

Dem dazu konträren Verständnis der Promenade als eines grundsätzlich sozialen Ereignisses haftete der Zweifel 'bourgeoiser Schauveranstaltung zur Repräsentation' an – deswegen verschwenderisch und unsozial; die Etikette verklärte den Sinn, bestimmte die Formen. Frei von den Deklarationen (besonderer Ort und bürgerliche Machtdemonstration), in der offensiven Wendung, hat die Promenade in Teilnahme an Kommune⁴ eine wichtige Bedeutung für das Dorf und das Quartier. Sie sollte deswegen den Grün- und Stadtplanern nicht widerspruchlos überlassen bleiben, die mit der Besetzung der Orte, real und im Kopf, Enteignung und Zerstörung der Lebensorte betreiben. Als eine soziale Aktion verstanden, ist Promenade Teil unterschiedlicher Möglichkeiten des gemeinsamen Gebrauchs von Freiräumen, wofür Freiraumplanung Bedingungen zu organisieren und verfügbar zu machen hat (vgl. BÖSE 1981/89a: 162f).

Zusammenfassung

Deklarierte Promenaden benennen Orte. Reale Promenaden sind tägliche soziale Ereignisse und allgegenwärtig. Die Vereinnahmung des sozialen Ereignisses im Klischee der bürgerlichen Scheinveranstaltung, in der 'demonstrativer Müßiggang' und Reichtum zur Schau gestellt werden (VEBLEN 1899/1989), verblendet Aktion und Ort mit Etiketten. In eigenen Erinnerungen und alltäglicher Wirklichkeit, wenn sie denn ernst genommen werden, ist die Promenade in verschiedenen Rahmen dauernd präsent und durchaus reale Erfahrung: beim Sonntagsspaziergang, dem Schulweg, Hochzeiten oder dem Einkauf im Quartier und auf dem Markt, für den merkwürdig viel Zeit da ist, sich irgendwie schicker gemacht und mehr hergezeigt wird als sonst. Weil diese Promenaden alltägliche Phänomene sind, gilt es, sie zu verstehen: im Zusammenhang der Orte, an denen sie stattfinden, der verbundenen Gebräuche und Regeln, der Bedingungen und der Bedeutung, die sie haben.

"Indem die Geselligkeit in ihren Gestaltungen keinen sachlichen Zweck hat, keinen Inhalt und kein Resultat, das sozusagen außerhalb des geselligen Augenblicks als solchem läge, ist sie gänzlich auf die Persönlichkeit gestellt ... Aber gerade darum, weil hier alles auf die Persönlichkeiten gestellt ist, dürfen die Persönlichkeiten sich nicht gar zu individuell betonen."
SIMMEL in RIESMAN (1958): "Soziologie der Geselligkeit"

2. ANNÄHERUNG AN DAS WESEN DES PHÄNOMENS

Gedanken werden nach und nach vervollständigt (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1995: 25), allmählich verfertigt. Die Gedanken zur Promenade als einer geselligen Tätigkeit haben mit der bisherigen Debatte und den zuvor genannten Thesen einen anderen Blick und neue Aufmerksamkeiten auf den Gegenstand gerichtet. Der Anlaß der Arbeit besteht darin, diesen anderen Blick auf die vielschichtige Tätigkeit Promenade zu vertiefen, daran weiterzudenken und sie besser zu verstehen. Ein Verhalten kann nicht wie ein Ort klar und eindeutig abgegrenzt werden – der Ort hält still und läuft nicht weg, ist nicht in Bewegung. Die Promenade schon. Will man sie abbilden, läuft man ihr ständig hinterher. Dazu ist ihr Aufblitzen im Alltag unauffällig, flüchtig und schnell zu übersehen. Der Guß in eine bestimmte Ausdrucksform, die Fixierung eines speziellen Verhaltens als einzig mögliche Promenade, macht die Festlegung falsch, da sie unvollständig bleibt und wechselnde wie uns merkwürdig erscheinende Facetten ausschließt.

"Es ist hier unter den Herren Sitte, wenn sie jemandem auf der Straße begegnen, ihn nicht zu fragen, wie es ihm geht, sondern ihm als Gruß die Frage vorzulegen: 'Was haben Sie heute gegessen?' Ist der Angeredete ein Bauer, dann antwortet er wortlos mit einer Gebärde seiner Hand, die er bis zur Höhe des Gesichtes hebt und langsam hin- und herdreht, wobei Daumen und kleiner Finger ausgestreckt und die anderen Finger gekrümmt sind. Das soll heißen 'wenig oder gar nichts'. Wenn es ein Herr ist, zählt er ausführlich die kümmerlichen Gerichte seines Mittagessens auf ..." (LEVI 1982/97: 87)

Das Begreifen des Phänomens erinnert an nächtliches Mückenfangen: die Mücken lassen einen die ganze Nacht nicht in Ruhe; solange es dunkel ist, schwirren und summen sie um den Kopf herum, alles Schlagen nach ihnen ist vergeblich, und versuchen wir sie im Hellen zu fangen, machen das Licht an, sind sie verschwunden, gänzlich unauffindbar, als wären sie nie dagewesen – wären da nicht überall Stiche, die juckend und rot von den Mücken und ihrem nächtlichen Flug berichten und uns keine Ruhe mehr lassen ... Für die Promenade gilt daher, was P. L. BERGER 1998 für die Komik und KUHLE 1999 für den Friedhof schreiben. Man kann sich dem Wesen des Promenierens mit seiner *"flüchtigen Natur nur auf sorgfältigen Umwegen nähern"*.

"Man kann es nicht direkt attackieren, man muß darum herumgehen, immer wieder, herum und herum. Dann flieht es vielleicht nicht verschreckt. Dann bleibt es vielleicht lange genug stehen, daß man ein wenig besser erkennen kann, was es unter seinen vielen Hüllen im Grunde sein mag." (P. L. BERGER 1998: XVIII)

Der Auftrag der Arbeit besteht in der Beschreibung der Promenade, von Situationen, Anlässen und Gelegenheiten, entwirrt von Etiketten und klischeebeladener Bebilderung, mit denen Orte und Aktionen als Promenaden entwerferisch versehen werden. Der Gegenstand, das Verhalten 'Promenade', soll deutlicher, die Thesen dazu präzisiert und an Beispielen illustriert werden. Erinnerungsbilder 'normaler' und realer Erfahrungen können dann an die Stelle von Klischees und Etiketten treten.

Der Gegenstand

Folglich wird diese Arbeit **nicht** von berühmten und sogenannten Promenaden handeln. Nochmals, wider die falsche Erwartung: die Ramblas in Barcelona, die Promenade Anglais in Nizza, der Cours Mirabeau in Aix, die Strand- und Kurpromenaden von Bath, Brighton, Karlsbad und wie sie alle heißen finden hier keine Erwähnung, weil diese Orte mit Promenaden als soziale Ereignisse soviel zu tun haben, wie Computer mit Intelligenz. Sicherlich finden auch auf den Ramblas Promenaden statt; beispielsweise von den Leuten, die dort arbeiten, wenn sie früh morgens ihre Buden und Stände aufbauen, die Stühle rausstellen und während ihrer Arbeit und den Vorbereitungen für den Tag mal hier vorbeischaun und dort ein Schwätzchen halten – die könnten sehr wohl Gegenstand dieser Arbeit sein. Aber um Promenaden nachzuspüren und sie besser zu verstehen, ist es nun mal nicht nötig in den Süden oder der Propaganda hinterherzureisen. Denn die meiste Zeit des Jahres besteht die Wirklichkeit an diesen Orten aus Fremden mit *"entspannten Kolonisatorenengesichtern"* (RAUTER 1981: 7), deren Augen mit touristischen Blicken Sensationen glotzen wollen (vgl. APPEL 1992; BELLIN 1996; LORBERG 1996). Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen 'normale' Begebenheiten und Orte: Straßen, Plätze und andere Freiräume und deren Gebrauch im Hinblick auf Promenade als alltägliche, allgegenwärtige und kommunale Tätigkeit.

"Dabei bedarf das Verständnis des Gegenstandes der Gelassenheit, denn die Geduld zur Sache ist die Tugend des Denkens, der sich der Gegenstand eröffnet. Alles wissen zu wollen und den Erkenntnissen hinterher zu jagen, ist eher Ausdruck der Gier, die immer Angst hat, daß ihr etwas entgeht, und ihr Impetus ist der des (Be-)Herrschens, nicht des Verstehens." (EBENDA: 16)

In jeder Arbeit steckt die Promenade

Die Hinwendung zum 'Alltäglichen' gründet auf zwei Einsichten: Das unverbindliche aber garantierte 'Gesellige', 'Sehen und Gesehen werden', ist in bestehenden kommunalen Freiräumen untergebracht. Es sind Freiräume innerhalb der Quartiere und der Arbeit, von Erledigungen und Besorgungen. Promenade und Arbeit schließen einander nicht aus, sondern sind eng verwoben. Es ist eine *"unnötige ... Einschränkung der Bedeutung von Muße, wenn man Nichtproduktivität zu ihrem zentralen Merkmal erklärt"* (WALZER 1998: 272). *"Es gibt ... noch ein anderes Mußeverständnis ... Sein Kern: Freizeit ist nicht nur >>vakante<< = freie Zeit, sie ist auch Zeit zur eigenen Verfügung ... es gibt eine gemächliche Art des Arbeitens, eine Arbeit, die in Muße (in selbstgewähltem Tempo) vonstatten geht"* (EBENDA 1998: 271). In Muße unterteilen Promenaden die Arbeit. Die Menschen rhythmisieren darin ihre Tätigkeiten (vgl. CORBIN 1994: 323; DELIUS 1994: 34). Wir sind nicht verschwenderisch, gerade wenn es um die Ökonomie des Haushaltens geht – nicht umsonst ist 'Haushalten' synonym für Sparsamkeit. In der Sparsamkeit nehmen wir uns aber Zeit für wichtige Angelegenheiten. Materiell können wir uns gar nicht leisten, an sinn- und zweckloser, *"demonstrativer Verschwendung"* teilzunehmen.

Die Sicht der Entwerfer auf die Promenade ist *"der 'Theorie der feinen Leute' (Veblen, Th. 1899) verpflichtet, in der jeder Anschein von Produktion oder jeder Verdacht auf Sparsamkeit schon anrühlich waren. Auch die Aesthetik war nur mehr ohne Gebrauch, ohne utilitaristische Absichten denkbar (Adorno, Th. 1965)"* (MOES 1998a: 8). Wenn auch Verhaltensweisen herrschender Klassen zuweilen imitiert und nachgeeifert werden (vgl. VEULEN 1899/1989: 10; CORBIN 1994: 352), agiert der *"Werkinstinkt"* (VEULEN 1899/1989: 100f) gegen die Verschwendung. Außerdem wäre es *"gewagt, zu behaupten, daß irgendein Gegenstand überhaupt keinen nützlichen Zweck habe, nur weil er in erster Linie der demonstrativen Vergeudung dient..."* (EBENDA: 106f). Wenn dieser *"nützliche Zweck"* in einer auf Sparsamkeit bedachten Ökonomie Hauptsache ist, wird das 'Nebenbei' in Muße nicht sinnlos, sondern Nützliches und Zielorientiertes täglicher Erledigungen an Lebens- und Arbeitsorten 'im selbstgewählten Tempo' mit vergnüglicher Geselligkeit verbunden. Innerhalb der Arbeit und der notwendigen Wege sucht die Promenade die gesellige Pause, sie wird die auf der Lauer liegende Gelegenheit zum Kontakt, während derer sich Menschen einmischen. Und umgekehrt: Die Arbeit und Erledigung ist legitimer Vorwand und Anlaß zur Promenade. JACOBS (1963/93: 47) schreibt über Straßen und Bürgersteige die Kontakte, die sie ermöglichen und ihre Bedeutung, die sie für uns haben:

"Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial, aber die Summe aller Kontakte ist nicht im geringsten trivial. Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis – größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen – ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ist ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens und bedeutet eventuellen Beistand in Zeiten persönlicher oder nachbarschaftlicher Bedrängnis. Die Abwesenheit eines solchen Vertrauens wird teuer bezahlt. Solches Vertrauen kann nicht institutionalisiert werden und – vor allem: es ist nicht mit privaten Bindungen verbunden".

Promenade ist aber auch Aufmerksamkeit, die Veränderungen in der vertrauten Umgebung, der 'lokalen Basis', als Anlaß nimmt, mit anderen Menschen diese Veränderungen von gemeinsamem Belang zum Thema zu machen (vgl. J. BERGER 1982).

Promenieren stellt Erinnerungen und soziale Identität her

Wege und Arbeit werden von den Geschehnissen, zufälligen oder gewollten Treffen, Kontakten, bekannten Bildern vertrauter Ecken oder Gespräche strukturiert. Als 'Marken' und 'Stationen' rahmen sie die Abschnitte des Weges und die Arbeit dazwischen. In der Erinnerung bleibt nicht die reine zweckorientierte Verrichtung, z.B. die Erledigung des Einkaufs, sondern die Unterhaltung mit dem Nachbarn, der Flirt mit der Verkäuferin und das Treffen mit Bekannten.

"Mit der persönlichen Absicht einer Besorgung, einer Erledigung eines Teils der alltäglichen Arbeit ... ist der Platz im öffentlichen Freiraum zugleich immer mit sozialen Kontakten verbunden. Diese Kontakte sind zumeist nur aufgrund bestimmter Anlässe möglich."
(COLLAGE NORD 1996: 23)

Erst die Aufmerksamkeit für das 'Nebenbei' der wirklichen Welt, beim Promenieren auf dem Weg, stellt in sinnlicher Wahrnehmung vertrauter Menschen und Orte Erinnerungen her, die Promenade erzählt darin den sozialen Tausch (vgl. EBENDA 1996: 24). Der Rhythmus, die Kontakte, identitätsbildende Anerkennung und Achtung durch bekannte Gesichter, machen Weg und Arbeit als Geschichte erinnerbar (vgl. CHATWIN 1996: 76). An den Orten des Promenierens als *"soziale Situationen, in denen sich Menschen gegenseitig ihre Selbstidentität garantieren"* (COLLAGE NORD 1996: 24; vgl. BERGER und LUCKMANN 1969/98), wächst aus den erinnerten Treffen soziale Identität, Vertrautheit und 'Heimat' (vgl. MUCHOW 1935: 30f; BAUSINGER 1980). Wiederholung und Regelmäßigkeit vertiefen diese Kontakte und die Erinnerungen daran, Vertrautheit wird zum festen Bestandteil sozialer Identität. Daß Arbeit und Promenade im Alltag in dichter Folge und ständigem Wechsel unklar abgegrenzt nebeneinander und im wörtlichen Sinne 'auf der Straße' liegen, beschreibt JACOBS (1963/93: 47), wenn sie von der *"Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis – größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen ..."* berichtet.

Promenade macht Station und nimmt Platz an sozialen Orten

Gehen und stehen, pausieren und wieder ein Stück Weg zurücklegen und auch dort noch mal Station machen; zwischen den Stops ein Stück Weg bewältigen: Die Anlässe, Station zu machen, sind vielfältig, zumeist aber bekannte Menschen und das Aufsuchen vertrauter Plätze. Wahrscheinlich ist es am ehesten diese Dynamik, auf die Promenade festgelegt werden kann. Nicht ohne Grund hat MUSSORGSKY die Intermezzi zwischen den *"Bildern einer Ausstellung"*, die Wege zwischen den Stationen, Promenade genannt. Während der Station versinken; eintauchen in eine Situation – innehalten. Auf dem Weg von einer Station zur nächsten 'auftauchen', vorankommen, 'nachkarten' des Zurückliegenden und Vorbereitung auf das Folgende, dabei eventuell unnö-

tig gewordenen Ballast abwerfen und zurücklassen. Die Erfahrungen der Station werden mitgenommen und auf dem Weg geprüft. Der Wechsel von Gehen und Stehen ist neben dem sozialen Kontakt ein offensichtliches Merkmal der Promenade. GRUNDLER und LÜHRS beschreiben in ihren Überlegungen zur Straße Bedingungen, die diese Merkmale aufnehmen.

"Die Straße ... ist immer Weg und Ort zugleich. Sie ist Weg für alle, die sich zu unterschiedlicher Zwecken, mit unterschiedlichen Zielen und auf unterschiedliche Arten auf ihr von einem Ort zum anderen bewegen. Zum Ort wird sie für jeweils Einzelne in der nächsten Umgebung ihrer Wohnung, da, wo die täglichen Wege beginnen und wieder enden, wo der Bereich unmittelbar vor dem Haus mit Handlungen und Gewohnheiten des Alltags physisch und emotional besetzt wird (vgl. HÜLBUSCH, I. M., 1978; BÖSE, H., 1980; HÜLBUSCH, K. H., 1978 u. 1982). Daneben kann sie aber auch an jeder beliebigen Stelle vorübergehend zum "Ort" werden, wenn z.B. Leute auf ihrem Weg sich treffen und eine Viertelstunde zum Gespräch stehenbleiben". (1983/93: 16)

Zum Verweilen müssen die Orte mehr sein als nur 'Bahnen'; der Weg wiederum darf nicht von lauter Dekoration, 'Sitz- und Verweilmöglichkeiten' behindert werden. Im dynamischen Wechsel von Gehen und Verweilen nimmt die Promenade ein Prinzip der Straße auf, die Weg und Ort zugleich ist. Die Tätigkeit Promenade macht den Weg zum Ort, zum Platz, in dem sie Platz (wahr-)nimmt. Sie reiht im Verweilen an gemeinsamen Orten kommunale Plätze und soziale Situationen.

Anfang und Ende kriegen – wenn die Promenade mal steckenbleibt

Stationen der Promenade werden von Promenierenden gemacht. Die Leute entschließen sich, anzuhalten oder auch vorüberzugehen und bestimmen so Beginn und Ende der Station. Die Verständigung darüber läuft unbewußt in einem 'Zeichensystem' und 'Code' konventioneller Gesten (vgl. BOURDIEU 1970; GOFFMAN 1971; DURTH 1988: 178; M. BURCKHARDT 1994).

"Wir verfügen über ein Wissen, in dem bestimmte räumliche und materielle Formen mit einem sozialen Inhalt verbunden sind, mit Verhaltensweisen, die uns die Räume aus Gewohnheit erlauben *[oder verbieten; N. W.]*" (Böse, H., 1981). (...) Unser Alltag ist voll von solchen Gewohnheiten und Konventionen auf lokaler Verständigungsebene und wird dadurch räumlich und zeitlich gegliedert." (LUCKS 1993: 109)

Weitergehen ist kein persönlicher Affront, sondern der Promenade immanent, zu ihrer (stillen) Vereinbarung gehörend. Das Ende des Kontakts bedeutet auch nicht bedrohliche Einsamkeit; es wird neue Gelegenheiten geben ... Zu Beginn der Station wird Nähe zugelassen, am Ende gewähren die Promenierenden Distanz – auch darin nimmt die Promenade das Prinzip der Straße auf: zum Ort gehört Nähe, zum Weg Distanz.

"Es besteht die Möglichkeit des Zugangs oder des Abgangs im Straßenfreiraum in den nebeneinander gereihten Häusern und den vielen Gelegenheiten, die jede Tür bietet. D.h. die private Bebauung als Begrenzung des öffentlichen Freiraums (beginnend mit dem Vorgartenzaun) bietet Gelegenheiten, Anlässe und Sicherheit, denn der Platz in der Straße wird ja in der Regel nicht einfach mal so, sondern mit einer Absicht, einem Weggrund (Appel, A. 1992), betreten. Und ich kann meine Absicht z.B. der einfachen Neugierde oder der Langeweile mit einem anderen Grund (Straße fegen, 'mal eben Milch holen') 'tarnen'. Auch das bereitet einen eventuell notwendigen 'Abgang' vor und läßt die gelassene Anwesenheit zu." (COLLAGE NORD 1996: 23)

Erfolgt kein Abgang und wird die Pause endlos ausgedehnt, kann Distanz nicht wieder hergestellt werden, dann wird die Station und letztlich die Promenade selbst aufgehoben. In der Pause steckenbleibend, verflüchtigt sich Promenade. Manchmal gerät die Promenade so ins Stocken, geht nicht voran und verliert ihren Nutzen. Denn zur Promenade gehört Ort und Weg, Pause und Arbeit, der dynamische Wechsel von beiden. Das Problem, das die Propaganda im Großen anzettelt – in der entwerferischen Verballhornung wird die Promenade zur endlosen Pause gedehnt, herausgezerrt aus der Arbeit und dem Weg, reduziert auf Station, bleibt der Anteil Arbeit ausgeblendet – kennen wir aus unserem Alltag im Kleinen: die endlose Ausdehnung der Station, den Ausschluß der Arbeit, die Behinderung des Weges, die Station wird zu groß. Es wird kein Ende gefunden. Das, was GOFFMAN (1971: 110) "*Recht auf Abgang*" genannt hat, ist verwehrt.

"Wie der Einzelne gehalten ist, die Zugänglichkeit anderer nicht auszubeuten, so muß er andere auch aus einer Begegnung entlassen, sollte durch einen konventionellen Wink deutlich werden, daß sie entlassen sein wollen. (...) Mittel für einen Abgang gibt es viele. Sie reichen von eindeutigen Schlußworten ... bis zu versunkenem Starren ins Leere. (...) man sollte fähig sein, den Aufbruch lange vorher in der Luft zu schnupern, um selbst aktiv zu werden ... Auch sollte man nicht die peinliche Frage stellen müssen, »Nehme ich zuviel von Ihrer Zeit in Anspruch?« kommt einem dieser Gedanke in den Sinn, ist es Zeit zu gehen."

Dabei ist die Promenade und unser unbewußtes Wissen über sie ein Garant für das Recht auf Abgang, weil in ihr idealtypisch die Station angelegt ist. Die nicht endende Station hebt den Sinn der Promenade auf. Danach beginnt die Flucht nach Hause oder an einen anderen 'sicheren' Ort. Auch Promenaden wollen gelernt sein.

"Es stellt sich also hier nicht die Frage nach dem 'Heil durch Ziegelsteine', sondern nach der Bewältigung unseres Alltags, zu der 'Ziegelsteine' ein klein bißchen beitragen können."
I. M. HÜLBUSCH (1978/81): "Innenhaus und Außenhaus"

"Oh! Zu Fuße! Zu Fuße! Da ist man sein eigener Herr!"
F. SCHIFFER (2000): "Fort mit den Fußschellen!"

3. PROMENADEN UND FREIRAUM

Promenaden sind vielen Unwägbarkeiten unterworfen, die nicht professionell planbar sind. Sie sind aber nicht gänzlich voraussetzungslos. Promenaden benötigen Freiräume, die Tätigkeit bedarf eines Ortes, an dem sie stattfinden kann. Andererseits schaffen sie selbst Freiräume. Diese entstehen im Gebrauch, der Füllung von Zwischenzeiten. BETTELHEIM (1970: 126/127) nennt die "*ungeplante Pause*" eine typische 'Zwischenzeit', die für gestörte Kinder durchaus ambivalent ist und bedrohliche Gefühle kennt: Zwecklosigkeit, Leere und Furcht. Er verweist darauf, daß Menschen lernen müssen, Zwischenzeiten sinnvoll auszunutzen, aktiv zu bewältigen, um nicht Selbst-

wertgefühl und Selbstachtung zu verlieren. Promenierende stellen für sich selbst wie für andere, nicht administrativ institutionalisiert und freiwillig, gemeinsam und aktiv, Frei- und Entscheidungsspielräume her. Promenade ist Freiraum in doppelter Hinsicht. In Raum und Zeit bedarf sie der Dysfunktionalität, benötigt Platz, der noch nicht für etwas ganz bestimmtes vorgesehen ist, sondern für ein Nebenbei und Überher bereitgehalten ist. Promenade ist darin so allgegenwärtig wie Dysfunktionalität in gebrauchsfähigen Freiräumen, die beide aufgehoben werden, wenn die Gestalter das Verhalten ein- und verkaufen wollen. Fehlende 'Funktionstreue' (vgl. NEEF 1950: 326) ist notwendig, weil Promenaden so viele unterschiedliche Erscheinungsformen haben wie Teilnehmer und in deren individuellen Verhaltensweisen, den Absichten und Impulsen, denen sie nachgehen, Ausdruck finden. 'Zwischenzeiten' stellen dafür den 'dysfunktionalen Platz' in der Zeit zur Verfügung. Promenade ist daher auch Zeit – 'dysfunktionale' Zeit – in der absichtsvollen Tätigkeit.

Gelegenheiten versus bestimmtes Verhalten

Wenn Planung organisatorische und materielle Voraussetzungen berücksichtigen soll, die alltägliche Verrichtungen – notwendige wie vergnügliche – erleichtern können, muß sie das Handeln der Leute bedenken und von diesem ausgehen. Dabei wird deutlich, *"... daß die Qualität von Freiräumen nicht in ihrer Spezialisierung, sondern in ihrer offensichtlich breiten und wechselnden Interpretation durch verschiedene Nutzer und in verschiedenen sozialen Situationen besteht"* (K. H. HÜLBUSCH 1981/89: 40). Dazu gehören die *"Wechselfälle des Lebens"* (vgl. STEINHÄUSER 1993) ebenso wie das 'Besondere'. Bezüglich der 'Imponderabilitäten', der der Planung entzogenen Bedingungen, sind im Plan die Pläne der Menschen zu bedenken, die ihnen Möglichkeiten an die Hand geben und keinen Zwang. Hierfür einerseits Platz bereitzuhalten und andererseits durch 'lesbare' und 'verständliche' Strukturen routinierten Gebrauch der Freiräume zu ermöglichen, ist die Aufgabe von Planung. Ein guter Plan ist ein 'Plan für Pläne' (vgl. MOES 1998a: 10f), für individuelles Handeln und spontanes Tun, ein Plan, wo die eigene Entscheidung Platz hat.

"Als Freiraumplaner können wir keine Freiräume entwerfen, die mit Sicherheit ein bestimmtes Verhalten nach sich ziehen [müssen wir auch nicht; N. W.]. Wir können bestimmte Strukturierungen und Organisationsformen nur als räumliche Disposition bereitstellen, die mögliche Handlungs- und Verhaltensweisen stimulieren. Freiräume tun von sich selbst aus gar nichts." (BÖSE 1981/89a: 162)

Vorm Hintergrund struktureller und materieller Bedingungen des Ortes können im Zusammenspiel persönlicher Entscheidungen der Leute und der nicht zu planenden 'Imponderabilitäten' Freiräume zu Promenaden werden. Ein Teil dieser 'Voraussetzungen' ist in der Siedlungsstruktur, dem Ort des 'Hausens', also der Qualität kommunaler und privater Freiräume gegeben. Sie schaffen Voraussetzungen, die den Gebrauch gemeinsamer Orte zur Promenade erleichtern oder behindern können, sie können aber keine Promenaden 'provozieren'. Das 'bestimmte Verhalten' gründet auf einem monokausalen Prinzip. Es setzt 'Funktionstreue' voraus, ist funktionalistisch-konditionierend

gedacht. Aus diesen oder jenen Voraussetzungen folgt ein spezielles, vorherzusagendes und wiederholbares Verhalten. Erfahrungsgemäß ist dem nicht so, weil das Verbodensein in eine komplexe Wirklichkeit, die zu den Entscheidungen der Leute über Aneignung von Freiräumen führt, nicht von simulierten, eindimensionalen Laborbedingungen auf die Wirklichkeit übertragen werden kann (vgl. HEINEMANN und POMMERENING 1979/89: 63). Funktionalisierte Orte reduzieren Gelegenheiten auf Zwänge, während Freiräume Offerten und Möglichkeiten enthalten, über die Absprachen zu treffen sind, für die man sich an Regeln orientieren kann.

"Qualifizierte Freiräume sind Bühnen für viele "Rollen". Die Rollen, die darin unterzubringen sind, werden nicht nur aus dem sozialen Konsens (Konvention) heraus akzeptabel. Es ist so, daß der Freiraum und seine (soziale) Organisation ebenso über die akzeptierten Rollen, d.h. was die Bühne inkl. der Akteure hergibt und aufnehmen kann, mit entscheidet. Formale und quantifizierte Definitionen von Freiraum, die nicht von den Notwendigkeiten der Alltagsorganisation, die durch die soziale Geschichte auch "institutionalisiert" ist, ausgeht, gehen an den Erfahrungen und Informationen der Alltagsroutine und damit an den sozial und psychisch akzeptierten Handlungs- und Verhaltensspielräumen achtlos und zerstörend vorbei. Sie gehen aber auch blind für die soziale Geschichte der materiellen Ausstattung und Organisation vorbei, an der in jahrhundertelanger Sammlung akkumulierten sozialpsychologischen Erfahrung, die in "bewährten" Lösungen nieder- und fortgeschrieben wird. Und diese Lösungen hat nicht wer erfunden. An den Erfahrungen sind sie korrigiert, herausgebildet und entwickelt worden (Adorno 1967, Bloch 1977)." (K. H. HÜLBUSCH 1981/89: 41)

'Qualifizierte Freiräume' stärken die Autonomie der Einzelnen und der Kommune. Die Absicht 'bestimmtes Verhalten' zu provozieren, erreicht die Schwächung der Leute, weil nur noch dieses Verhalten und nichts anderes möglich ist. Teilnahme ist Pflicht und kann schon deswegen keine Promenade mehr sein (vgl. HEINEMANN und POMMERENING 1979/89: 65). Gerade an 'sozialen Zwangsveranstaltungen' in 'Gemeinschaftshöfen' und 'Kommunikationsräumen' bleiben Leute aus, weil sie die enthaltene Bevormundung und Enteignung trotz 'Verhübschung' und 'besonderer Würdigung' spüren. L. BURCKHARDT beschreibt eine vergleichbare Situation in Zürich entlang des bebauten Flußufers und – zum Thema passend – die Zerstörung von Promenaden durch die Deklaration und den Umbau eines Ortes selbst.

"An einer Stelle aber ist eine Baulücke, wo man vom Bürgersteig der Straße her zum Limmatufer durchsehen kann. Es ist eine Westlage, also Sonnenlage. Wenn man da an einem warmen Frühlingstag abends vorbeispaziert, kann man zur Limmat hinuntersteigen oder sich auf die Stufen setzen und sich hier einen Augenblick in der Sonne wärmen. Nun ging die Stadtverwaltung hin und sagte sich: Hier ist ein schöner Ort und es ist eigentlich falsch, daß sich hier der geschäftige Verkehr und diese Beschaulichkeit mischen. Wir müssen eine Schutzbarriere bauen mit einem Eingang. Seit dieser Zeit hat es auf dieser Treppe nur noch Hippies. Sie selber sind Signal: Wir arbeiten nicht, wir sind Müßiggänger! Und hier ist das Signal: Hier an dieser Stelle treibt man Müßiggang, man legt sich in die Sonne. Bei diesem Beispiel stimmen Rolle und Signal nur noch für eine ganz bestimmte soziale Position. Was aber ist mit dem Geschäftsmann oder der Hausfrau, die ihre Einkäufe gemacht hat und jetzt nach Hause will, die früher hier vorbeigegangen sind und von der Sonne verführt wurden, einen Augenblick hier herunterzugehen? Die waren ja nicht in der Rolle des Müßiggängers, sie wollten es auch nicht sein. Sie hatten vor nichts mehr Angst, als daß von der anderen Seite her ein Bekannter kommt und sagt: Ach du sitzt hier einfach in der Sonne; hast du denn nichts zu tun? Sie wollten nur "zufällig" hier hinunter gestiegen sein. Wenn sie einen Bekannten sehen, wären sie wahrscheinlich gleich wieder hinaufgestiegen,

und der Bekannte hätte fast nicht bemerkt, daß sie da unten waren, oder er hätte sich selbst auch ein bißchen geniert, daß er da schon die Schritte nach unten gesetzt hat. Das ganze hätte sich in ein Lächeln aufgelöst. Wenn diese gleiche Hausfrau oder der heimkehrende Angestellte jetzt durch diese Schwelle getreten ist, dann ist er in der Rolle des Müßiggängers, wenn der andere kommt und über diesen Zaun guckt, lacht er: Haha, du sitzt hier in der Sonne, obwohl es eigentlich ein Werktag ist." (1978: 1710f)

An diesem Ort sind 'sozial akzeptable Rollen' für verschiedene Menschen in unterschiedlichen sozialen Situationen nicht mehr möglich; sie wurden von Funktionalisten zerstört. Es stehen – außer für die 'Hippies', die in diesem Fall zu 'demonstrativen Müßiggängern' und im nächsten Schritt zu störenden Faulenzern degradiert werden – keine sozial tragbaren Rollen mehr zur Verfügung. Das Ufer ist nicht mehr 'Bühne für viele Rollen', die angenommen werden könnten, und hat den Wert eines 'qualifizierten Freiraums' verloren.

Das Haus im Rücken – private Freiräume und die 'Welt' davor

"In der Orientierung wird ein Punkt der Straße da, wo ich zu Hause bin, zum Platz und Ort. Der Weg heißt immer Entfernung von diesem "Platz", der in diesem Sinne sicheres Territorium ist (ZIMMERMANN 1977)." (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 247)

Aus der Sicherheit kann Mut erwachsen. Sichere Territorien als Ausgangspunkte sind Voraussetzung zur mutigen Entfernung und 'stolzen' Rückkehr. Die kindliche und spielerische Eroberung der Straße und des Quartiers haben MUCHOW und MUCHOW 1935/87 beschrieben. Katharina HÜLBUSCH berichtet in ihrer Arbeit (1996) über die Rolle der Straßenmalerei als ein Indiz und ein Mittel zur Eroberung der Welt vor der heimischen Tür. *"Die Spur beginnt und endet vor dem eigenen Haus"* (1996: 148). *"Die Kinder malen zuerst im verlängerten Türbereich auf dem Gehsteig, dann arbeiten sie sich nach links/rechts vorwärts"* (EBENDA: 137). In der Erwachsenenwelt gilt weder für das Gefühl der Sicherheit noch für das Zurechtfinden in der Welt vorm eigenen Haus prinzipiell anderes. *"Das Orientierungsschema, das das Kind von 'seiner Straße' vorbereitet hat, bestimmt auch ... die Orientierung des Erwachsenen ..."* (MUCHOW und MUCHOW 1935/87: 94) und 'was für die Erwachsenen die Arbeit ist für die Kinder das Spiel' (vgl. K. HÜLBUSCH 1996).

Der regelmäßige Weg erkundet angrenzende Bereiche und erweitert durch deren Aneignung das sichere Territorium, die 'Spielräume' (vgl. MUCHOW 1935/87). *"Um Schwung zu haben, muß man sich von einem festen Ort abstoßen können, ein Gefühl der Sicherheit erworben haben"* (MITSCHERLICH 1965/96: 24). Voraussetzung der Erweiterung sind der sichere Ausgangspunkt (Zuhause) und Anlässe/Vorwände, die der Eroberung des angrenzenden Bereichs einen Sinn geben; die Bedingungen dürfen das Aufsuchen angrenzender Bereiche nicht verhindern.

"Der Zugang zum gemeinsamen Freiraum wird leichter, wenn er privat nutzbare Fläche enthält. Gärten, Mietergärten, Türplätze, Haushöfe, blocköffentliche Wege, Vorgärten, straßenöffentliche Verbindungen und quartiersöffentliche Parks und Plätze sind Orte, die über ihren Grad an Öffentlichkeit unterscheidbar sind, die sie ermöglichen. Auf dem privaten 'Außenhaus' als gesicherter Basis im gemeinsamen Außenraum baut sich eine abgestufte Verfügung und Zugänglichkeit

der gemeinsam nutzbaren Freiräume auf: eine Hierarchie von Raumöffentlichkeiten."
(BÖSE 1981/89b: 55)

Sichere Territorien sind zunächst immer eigene Territorien, ein Stück privatisiert. Kommunale Freiräume sind darüber hinaus aber auch das Territorium anderer Leute. In diesem Sinne sind sichere Territorien der Straße und im Quartier kommunale Territorien. Zum kommunalen Territorium gehört der gesicherte Zugang. Die Verbindung privater und kommunaler Freiräume und die Qualität beider kann daher nicht unabhängig von der Siedlungsstruktur betrachtet werden, aus der die 'abgestufte Verfügung' resultiert. Promenaden finden in gemeinsamen, sicheren Territorien statt, wo andere Leute keine Bedrohung darstellen. Die Sicherheit entsteht sowohl aus dem Gefühl sich auszukennen als auch aus der Gewißheit ge- oder bekannt zu sein. Die Promenade markiert das gemeinsame Territorium.

Der Ausgangspunkt der Promenade ist der private Freiraum. In der *"Verfügung über Innenhaus und Außenhaus ist eine der minimalen Voraussetzungen zur verbindlichen Eroberung des Quartiers"* (vgl. I. M. HÜLBUSCH 1978/81: 7; K. H. HÜLBUSCH 1996a) gegeben. Die Eroberung beginnt vom *"ersten Haus am Platz"* (COLLAGE NORD 1996: 25), dem Zuhause, und geht weiter über den nächstliegenden und daher wichtigsten kommunalen Freiraum, die Straße:

"Die Straße ist ein zweites, gleichsam nach draußen verlegtes Zuhause. Mit Wärme und mit Stolz spricht das Kind daher auch von 'seiner' Straße, und sie ist mit keiner anderen aus dem Stadtteil, ja aus der ganzen Stadt zu vergleichen. Dabei hat diese Straße objektiv für den Beobachter keinerlei Besonderheiten oder gar Vorzüge vor anderen voraus, ja, gerade in unserem Barmbecker Bezirk ist sie auch gewiß nicht schön und liebenswert: kahle, schmutziggraue Mietshäuser umsäumen ihren Rand, baumlos ist sie und eng, mit Hinterhöfen und Terrassen, nur ein schmales Stück des dunstverhangenen Himmels freigeblend. Und doch hat sie seine ganze Liebe, ist sie seine 'Heimat', ist sie ein Stück von ihm selbst. Hier hat man seine 'Freunde', hier kennt man alle Ecken und Winkel, hier ist man mit der ganzen Nachbarschaft vertraut, von hier aus orientiert man sich im Stadtteil, in der Stadt und ... im Leben". (MUCHOW 1935/87: 30f)

Siedlungs- und Freiraumplanung kann über das Verständnis der Mechanismen und Bedingungen 'sicherer Territorien' die Eroberung unterstützen, aber nicht garantieren.

"Es gibt aber bestimmte räumlich organisatorische Strukturierungen, in denen Menschen es einfacher haben, sich 'menschlich zu benehmen', aber diese erzeugen nicht automatisch Menschlichkeit. Wir betrügen uns selbst, wenn wir zur Rechtfertigung unserer Vorstellungen von guten Freiräumen bzw. gutem Wohnen erwarten, sie können Wunder auf sozialem Gebiet vollbringen. Reinhold Niebuhr nannte diesen Selbstbetrug 'Die Doktrin vom Heil durch Ziegelsteine!' ..." (BÖSE 1981/89a: 160f)

Der Promenade helfen Anlässe und Gelegenheiten am Rand

"Man kann niemanden zwingen, Straßen zu benutzen, für deren Benutzung keine Veranlassung besteht. Man kann niemanden zwingen, Straßen zu beobachten, die uninteressant sind. (...) Sicherheit auf der Straße ist genau dort am besten und am selbstverständlichsten, hat genau dort den geringsten Anklang an Feindseligkeit oder Verdächtigung, wo die Menschen die Straße freiwillig benutzen und genießen und sich normalerweise kaum bewußt sind, daß sie sie dabei auch beaufsichtigen. Wichtigstes Erfordernis für eine solche Beaufsichtigung ist eine gehörige Anzahl von Läden und anderen ... Orten entlang des Bürgersteiges. Zunächst einmal geben sie den Menschen konkrete Gründe zum Benutzen der Bürgersteige..." (JACOBS 1963/93: 33)

Promenaden sind gereichte Stationen. In einer Straße sind dies die Plätze vor der Tür, 'die jeder haben soll', das macht sie lesbar und sozial kontrolliert (I. M. und K. H. HÜLBUSCH 1983/89:104; PLOCHER 1997: 11). *"Die Straße ... ist bis hin zum Pfad vom Rand her definiert. Die Nachbarschaft oder der Rand ist die Ökonomie, die Legitimation des Weges"* (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 248). Der Rand markiert mit Zäunen, Stufen, Sockeln und Absätzen einen Wechsel im Charakter dieses Ortes. 'Klare Abgrenzungen' unterteilen den Platz vorm Haus in einen privaten Anteil vor der Tür und einen kommunalen in der Straße. Der Rand 'begleitet' von Parzelle zu Parzelle wechselnde Produktionsöffentlichkeiten der Straße. Die gereichten kommunalen Anteile des 'Außenhauses' werden als Offerte an die Kommune der dahinterlebenden Personen verstanden. Umgekehrt markiert die Promenade den sozialen und kommunalen Rand, in ihr kommt die Gebrauchsfähigkeit des Randes zum Ausdruck. Anwesenheit promenierender Menschen weist den Rand als typischen Ort der Promenade aus (vgl. BELLIN 1996: 91).

Von der Straße kommend, beginnt nach dem Bürgersteig jenseits des Zauns in die Tiefe der Parzelle organisiert die private Seite des 'Außenhauses'. Der Vorhof wird mit dem Zaun in einen privaten Vorgarten und kommunalen Bürgersteig gegliedert (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1996a: 250). Der Vorgarten, der direkte Platz vor der Tür, ist in der *"Hierarchie von abgestuften Raumöffentlichkeiten"* (vgl. ZIMMERMANN 1977: 18; BÖSE 1981/89a: 184ff) der Übergang vom kommunalen zum privaten Ort. Von der Breite der Parzellen hängt ab, wieviel Leute ihren Anteil an der Straße haben. Mit schmalen Parzellenbreiten ist vielen Leuten Teilhabe an der Straße möglich. Je schmaler die Parzellen, desto mehr Plätze vor der Tür bilden den Rand der Straße; ökonomische Anlässe und soziale Gelegenheiten zum Verweilen nehmen dann üppig zu, ebenso wie die Möglichkeiten, *"andere Leute 'in ihrer Arbeit' (Berger, J. 1984) oder in ihrem Unterwegssein (auf den Wegen) zu erfahren"* (BELLIN 1996: 89). Mit steigender Anzahl zuzuordnender Anteile am Rand nimmt die Menge der Nutzer zu und darüber die Sicherheit in der Straße. *"Das lebendige Treiben von Leuten, die etwas vorhaben, ist schon an sich eine Attraktion für andere Leute, ... was Stadtplaner und Städtebauer unbegreiflich zu finden scheinen"* (JACOBS 1963/93: 42).

"In der Dramaturgie von Bordstein, Zaun, Sockel, Stufe, Podest, oder Absatz und Türschwelle sind dabei mehr Hilfsmittel sozialer Verständigungsmöglichkeiten enthalten, als uns im alltäglichen Umgang bewußt wird. Platz vor der Haustür und in der Straße zu haben, schließt die soziale Ökonomie in die Gebrauchsökonomie mit ein." (BÖSE-VETTER 1993: III)

Die Straße wird über die Bereitstellung der Plätze vorm Haus zum Weg für Vorübergehende, auch für Fremde, Leute, die in dieser Straße keine Anteile besitzen. Straßen sind daher nicht nur kommunale, sondern auch soziale Orte. Sie sind wie die Promenade vom sozialen und ökonomischen Rand definiert, der Platz auch für Fremde bereithält, die hier 'nichts haben'. Weggründe und Anlässe, 'Station zu machen', liegen mittelbar am Rand, sie sind sozial und ökonomisch begründet. Die Möglichkeit auf dem Weg Platz zu nehmen während zufälliger oder geplanter Treffen, wird über die Offerte der Leute am Rand und deren Platz vorm Haus für alle hergestellt. Ohne den Anlaß

und möglichen Gebrauch verkommt der Rand zur Bordüre (vgl. AG FREIRAUM und VEGETATION 1993).

Promenade gehört zum Nebenbei am Rand

Im Rand ist also der Anlaß, der Weggrund und die Gelegenheit präsent. Wir halten am Rand, wenn er neben dem Grund des Verweilens genügend und sicheren Platz bereit hält, wir nicht sprichwörtlich im Weg stehen müssen. In diesem Nebenbei des legitimen und anerkannten Weggrundes, der 'produktiven' Tätigkeit, ist entspannte Beiläufigkeit, in der zwanglos Verbindlichkeit hergestellt wird, gut aufgehoben und akzeptiert.

Für tägliche Besorgungen gibt es einen Plan, wie am günstigsten etwas erledigt werden kann. Die 'Planung' bringt anstehende Arbeiten in eine ökonomische Reihenfolge und organisiert Zeit und Weg. Sie hält Platz und Möglichkeiten bereit, um eventuell noch anderes zu erledigen oder Gelegenheiten am Rande wahrzunehmen. Im Nebenbei ist die Promenade verborgen. Sie ist das gesellige und soziale Überheer. Es hängt ab von Bekanntheit und Vertrautsein mit Personen und Ort, aber auch wieviel Zeit und Muße mitgebracht wird. Ebenso beeinflußt die Auswahl des Zeitpunktes und Weges den Anteil der Promenade im Gang durch das Quartier. Promenade ist innerhalb einer zweckorientierten und funktionalisierten Welt ein verschwiegenes Phänomen, weil die Produkte – soziale Identität, Kommunalität, Vertrauen und Sicherheit – nicht auf dem Warenmarkt zu handeln sind. Damit erfährt die Promenade das Schicksal von 'Nebenbei-Nutzungen' und anderen 'Wirklichkeiten', die sehr wohl von den Leute als 'wahr' genommen werden, die allerdings nicht zum vermeintlich guten Ton herrschender Ideologien passen. HEINEMANN und POMMERENING beschreiben für dysfunktionale Freiräume solchen höchst realen, aber geflissentlich verschwiegenen Gebrauch.

"... 'Nebenbei-Nutzungen' sind meist solche ..., die nicht so recht eingestanden werden – und eigentlich auch nicht akzeptiert sind. So hat eine 'anständige' Hausfrau keine Zeit für einen Schwatz zu haben – und wird sie sich selber wahrscheinlich auch nicht eingestehen." (1989: 5)

Gute und schlechte – viel und wenig – Promenade

In vielen Erledigungen ist wenig Platz, Platz in der Zeit und am Ort. Oder es fehlen Muße und Bekanntheit, das Vertrautsein mit dem Ort und anderen Menschen. Anteile von Promenade sind in solchen Gängen kaum enthalten. Sie nehmen zu, wo die Promenade soziale Identität und Vertrautheit herstellt. In diesem Sinne gibt es gute und schlechte Promenaden. Dort, wo wir in anonyme Menschenmassen gezwängt sind und nur schnell wieder weg wollen, ist das bestimmende Moment nicht die Erfahrung sozialer Identität durch eine vertraute Gemeinschaft, sondern Einsamkeit und Hektik, sogenannte Urbanität (vgl. BAHRDT 1961). Die Qualität der Erfahrung liegt dann irgendwo zwischen Parade und Aufmarsch. Aber auch an vertrauten Orten können äußere Aspekte (z.B. Wetter, fehlende Bürgersteige oder Bebauung) und innere Umstände (schlechte Laune, Versunkenheit in sich selbst) so sein, daß wir eine schlechte Promenade machen; sie kommt dann nur schwer auf die Füße und in Gang.

Stadt und Dorf – ein Unterschied?

BAHRDT beschreibt in seinem Buch *"Die moderne Großstadt"* zwei Pole ähnlich weit auseinanderliegender sozialer Erfahrungen, wie wir sie für Promenaden und Paraden annehmen können und von Gängen im öffentlichen Raum rühren (vgl. BERGER und LUCKMANN 1969/98: 161). Er zeigt darin auch die Dualität verschieden günstiger Voraussetzungen für Promenaden.

"Vergegenwärtigen wir uns wieder einen Gang durch eine City in der Hauptgeschäftszeit. Welche Fülle von Kontakten, Verständigungen durch Zeichen und auch kurze Worte finden in ganz kurzer Zeit mit wildfremden Menschen statt, von denen wir so gut wie nichts wissen und auch nichts erfahren. Halten wir dem gegenüber den Gang eines Bauern über die abendliche Dorfstraße zum Wirtshaus: Fast jeden, den er trifft, kennt er. Er wird grüßen, oft ein paar Worte wechseln, weil es die Höflichkeit gebietet. Zu jedem besteht irgendeine Beziehung, die durch das Sozialsystem des Dorfes vermittelt ist." (1961: 42)

Die Andersartigkeit beschreibt BAHRTD genau. Es sind immaterielle Qualitäten, Unterschiede in den sozialen Beziehungen, also Eigenschaften, die in einer entweder vorhandenen oder abwesenden gemeinsamen Vergangenheit begründet liegen und fremde von heimatlichen Orten unterscheiden. BAHRTDs Behauptung, daß die eine Erfahrung typisch für die Stadt und die andere eine zum Dorf gehörige sei, ist allerdings falsch. Sie macht den Unterschied nicht begreiflich. Dagegen sind FRENKEN und KÖLZER (1990) in der Beschreibung des Unterschiedes von Stadt und Dorf und der Bedeutung – in diesem Fall für Kinder – gewissenhafter:

"Ein Hauptunterschied zwischen Stadt und Land liegt in der Art und Weise, wie Kinder Wege zurücklegen. Ein Dorf- bzw. ein Kleinstadtkind legt nach und nach immer weitere Distanzen zurück, indem es die Wege und die Leute, die dort leben, kennenlernt. In der Stadt trifft die Theorie der "Verinselung" von Zeiher (Zeiher in: Preuss-Lausitz, 1983) häufiger zu. Die Kinder kennen einzelne Orte in der Stadt, überbrücken die Wege zu ihnen aber ohne sie zu kennen." (52)



In der Stadt überbrücken wir mit vielen Wegen Orte, an denen wir nicht zu Hause sind. Das schließt aber nicht Erfahrungen in der Stadt aus, die BAHRTD für den alten Mann und das Dorf beschreibt. Weil Städte in der Regel größer sind als Dörfer, können weder Kinder noch Erwachsene mit der 'ganzen Stadt' vertraut und bekannt sein. Trotzdem haben sie darin 'ihre' Orte, ihre 'Dörfer'. *"Eine gewachsene, bewohnbare Stadt bestand und besteht im Grunde aus einer Vielzahl kleiner Dörfer"* (EBENDA). Zu Hause, im Quartier, in unserer Straße, werden wir sehr wohl ähnliche soziale Erfahrungen haben wie der alte Mann im Dorf. *"Beim Einkaufen treffen sich dann die NachbarInnen. Alle kennen sich in 'ihrer Straße'."* Damit wird die *Straße, das Quartier, zum Dorf in der Stadt"* (THEILING 1996: 145).



Für soziale Erfahrungen existieren demnach keine Unterschiede, die in der Verschiedenartigkeit von Stadt und Land begründet sein könnten. Und weil Promenade soziale Erfahrung ist, kann die **Art** der Wegnahme nicht in eine städtische und dörfliche unterschieden werden. Wenn wir hinzuziehen, was MUCHOW und MUCHOW

(1935/87: 14f) über die Spielräume ('Promenaden'), *"die intensiv gelebten, gut bekannten Orte"* (K. HÜLBUSCH 1996: 105) und Streifzüge ('Spaziergänge'), *"bekannte Orte, die gelegentlich genutzt werden"* (EBENDA), von Kindern in der Stadt herausgefunden haben, liegt der Unterschied nicht in der Qualität der Erfahrung, sondern in der Quantität und betrifft die Länge der Promenade. Ansonsten ist es für ein Kind in der *"Stadt ähnlich wie auf dem Dorf. Es kommt nicht weit herum, kennt dafür seine Umgebung sehr gut"* (K. HÜLBUSCH 1996: 116).

Die Promenadenlänge

Idealtypisch und historisch sind in der Stadt wie auf dem Dorf Haus und Hof gereiht. Neben dem simplen Unterschied der Größe und dem formalen, des herrschaftlich verliehenen Rechtstitels 'Stadt', lagen der Stadt und dem Dorf verschiedene Ökonomien zugrunde. *"Die dörfliche Ökonomie ist über Subsistenz und Primärproduktion bestimmt; die Ökonomie der Stadt basiert auf Kapital und Kolonialisierung (Werttransfer;)"* (BRUNST et al. 1996: 7). Auch WEBER (1921/72) sieht in der ökonomischen Definition die Möglichkeit, Stadt und Dorf auseinanderzuhalten. Das typische Merkmal der Stadt ist der Markt und das Marktrecht: Handel, Konsum und nicht Primärproduktion stehen im Vordergrund (vgl. SOMBART 1922/96; BAHRDT 1961: 36; HABERMAS 1962/90: 70, DURTH 1988: 161). Sieht man von den wenigen Hufenerweiterungen ab, wurde mit dem massenhaften Geschoßwohnungsbau der gründerzeitlichen Block- und Blockrandbebauung, die noch für die mittelalterlichen Städte typische Reihung von an Straßen ausgerichteten Hofhufen aufgehoben (vgl. BENEVOLO 1983: 327-542; BEEKMANN ET AL. 1996; BÖSE 1996: 195; BRUNST et al. 1996). Auf dem Dorf holten in dieser Zeit die gründerzeitlichen Siedlungserweiterungen den Wirtschaftsgarten, der bis dato am Siedlungsrand lag, an das Haus und machten aus den kommunal sparsam gedachten Hofhufen platzverschwenderische Wirtschaftshufen (vgl. HELBIG 1997). Der städtische Straßenrand wurde gegenüber den immer länger werdenden Wegen im Dorf dichter und höher bebaut, was eine entscheidende Rolle für die Promenade spielt. Wie weit nämlich die Promenade kommt, hat damit zu tun, wie erfahren ich bin, wie vertraut mir die nächsten Häuser mit ihren Gesichtern und den Plätzen davor sind. Ihre Länge ist die Länge des sicheren Territoriums.

"Häuser haben Plätze, die ähnlich, aber zugleich anders sind, weil mein Status dort ein anderer ist. Mit der Entfernung vom ersten und damit bekanntesten Haus am Platze wird die Vertrautheit geringer und die Fremdheit nimmt mit der Distanz zu. Jede/r ist nur an einem Ort der Stadt wirklich 'zu Hause', dennoch finden sich alle auch an der Ecke und auf dem Platz am Rand zurecht. Dabei 'helfen' die unmittelbar benachbarten Plätze, sich von zu Hause weiter zu entfernen. Es gibt also vor dem Hintergrund des sicheren Platzes zu Hause die Möglichkeit, Fremdem vertrauensvoll zu begegnen und über bereits Bekanntes und Erfahrungen hinaus zu verstehen (vgl. Gronemeyer, M. 1988)." (COLLAGE NORD 1996: 25f)

Zurechtfinden an fremden Orten, die wir nicht kennen, heißt Analogien herstellen. Ich bringe Erfahrungen und Kenntnisse von zu Hause mit. Dort, wo Situationen ähnlich sind, kann ich mein mitgebrachtes Wissen entsprechend abgewandelt übertragen. Daraus erwächst Sicherheit und Orientierung; ich bin nicht heimisch, aber finde mich

ganz gut zurecht (vgl. BERGER und KELLNER 1984). Vertrautheit ist ein anderer Aspekt aus dem Sicherheit entsteht. Sie hat mit der Nähe zum Haus zu tun (vgl. BAUSINGER 1980), mit routinierten Kenntnissen, bekannt Sein und regelmäßigen sozialen Kontakten, mit Gesichtern von Menschen, mit denen wir über gemeinsame Orte verfügen. Das ist der Rahmen der Promenade: Zurechtfinden und Vertrautheit.

"Das Territorium ... ist nicht unbedingt der Platz, an dem man ißt. Es ist der Ort, an dem man *lebt* ... wo einem jeder Winkel vertraut ist, wo man jedes Versteck auf Anhieb findet ..."
(CHATWIN 1996: 156)

In der Entfernung vom Haus entsteht Fremde, in der ich mich entsprechend meinen mitgebrachten Erfahrungen mehr oder weniger gut zurechtfinden kann. Entferne ich mich immer wieder auf dem selben Weg bis zur selben Stelle, entsteht Vertrautheit. Irgendwann gehören beispielsweise zum Schulweg Stationen und Gesichter, die wir erinnern und wiedererkennen. Wir nutzen Anlässe, um mit Leuten ins Gespräch zu kommen, oder sonstwie Kontakte herzustellen. Aus den ersten erkundenden Gängen, die unsicher und auch anstrengend waren, werden so nach und nach sichere Territorien, begleitet von unseren neuen Bekannten.

Die Länge der Promenade ist deswegen keine Frage von Kilometern, sondern eine der Anzahl von Gesichtern, die den Weg mit seinen Plätzen vor den Häusern begleiten und einen (sozialen) Rand geben, den wir erinnern können. Sie ist die Länge der Geschichte zu den Gesichtern, die wir erzählen und begreifen können, eine Menge von mehr oder weniger konzentriertem Wegwissen (vgl. APPEL 1992). Gehören zum Rand des Weges auf kurzer Strecke viele verschiedene Gesichter und Situationen, komme ich mit meiner Promenade nicht weit. Der Rand mit bekannten Gesichtern und vertrauten Situationen, das sicher verfügbare Wegwissen, bestimmt die Länge der Promenade. Sie wird dadurch vermittelt Ausdruck der Siedlungsstruktur, der Bebauung, der Organisation von Parzellen, der Anzahl von Plätzen entlang des Weges und der Straße und den Leuten, die zu diesen Plätzen am Weg gehören (vgl. MUCHOW 1935/87).

Zusammenfassung

Promenade ist ein alltägliches und allgegenwärtiges Phänomen. Sie ist gesellige Pause in der Arbeit und auf dem Weg, in der miteinander bekannte Menschen auf gemeinsamen, sicheren Territorien untereinander Nähe zulassen, aber auch Distanz herstellen (vgl. GOFFMAN 1971). Als Station-Machen und Platz-Nehmen werden die geselligen Treffen und vertrauten Orte zu festen Bestandteilen kommunalen Geschehens und der Erinnerungen. In der Summe sind diese Erinnerungen lokale und soziale Identität: "... *ein Punkt ..., wo ich zu Hause bin*" (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 247). Als soziales Tun nimmt die Promenade im Wechsel zwischen Gehen und Stehen, von Pause und Arbeit, das Grundprinzip der Straße auf, die Ort und Weg zugleich ist. Für dieses Handeln und diese sozialen Erfahrungen sind allerdings nicht besondere Orte, sondern "*qualifizierte Freiräume*" vonnöten, die es in der Stadt wie auf dem Dorf gleichermaßen gibt.

"Nun mache ich es mir aber zum Prinzip, niemals irgendwelche Vorurteile zu haben und fügsam überallhin zu folgen, wo die Wirklichkeit mich hinführen mag."
HOLMES laut DOYLE: "Die Junker von Reigate"

"Die Wirklichkeit der Alltagswelt wird als Wirklichkeit hingenommen. Über ihre einfache Präsenz hinaus bedarf sie keiner zusätzlichen Verifizierung. Sie ist einfach da – als selbstverständliche, zwingende Faktizität. Ich weiß, daß sie wirklich ist."
BERGER/LUCKMANN (1969/98): "Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit"

4. GESCHICHTEN ZUM GEBRAUCH

In der Geschichte ist allenthalben hochzeremonielles Promenieren für den Adel und das Großbürgertum erwähnt; der bescheidene kontemplative Bildungsbürger im moralisch läuternden Dialog mit der Natur, von der zu lernen war, wurde der Hauptakteur des 'literarischen' Spaziergangs, der nur unternommen werden konnte, wenn vorher die 'richtigen' Bücher zur Gartenkunst und Philosophie gelesen waren (vgl. GOTHEIN 1926; SCHÜRMEYER und VETTER 1984/93, ÖXENIUS 1992; VERSCHRAGEN 1997); aus der Bohème, bürgerlichen und intellektuellen Künstlerkreisen, dem aristokratischen 'Dandyismus' kamen Berichte von Flaneuren, die es ziellos im Müßiggang durch Großstädte und Seelenleben trieb (vgl. BENJAMIN 1966/88 und 1983; HESSEL 1984; VOSS 1988; ARAGON 1996). Gemein sind diesen Vorstellungen, daß sie idealisierte Beschreibungen herrschender, elitärer Moden wiedergeben. Das "*Volkstümliche*" findet in dieser Art Geschichte(n) marginal statt oder wird gar nicht erwähnt, weil es nicht zur Ideologie paßt; ganz gewiß sind aber auch 'kleine Leute' promeniert und spazierengegangen. Allerdings ist

"... in den seltensten Fällen ... diese Geschichte literarisch niedergeschrieben, tradiert, zumindest nicht im Weberschen Sinne als wertneutrale Beschreibung (Berger, P. L., Kellner, H. 1984). Die ... Darstellung ... der offiziellen Seite ist immer zu kurz gegriffen, weil sie ... bereits im Dienste einer Sache verfaßt wurde. Deshalb nützt die ständische Hofberichterstattung ... relativ wenig, weil die Absicht keine verstehende, sondern eine stabilisierende ist (...). Wer also die Gebrauchsgeschichte kennen will, muß sie in der Regel selber schreiben ..." (MOES 1998a: 5)

PROMENADEN

Promenade ist bis heute Realität. Was ist es anderes, wenn Leute mit oder ohne Anlässe Wege erledigen, unterwegs Bekannte treffen, stehen bleiben, sich unterhalten und zeigen, rumflirten (auch mal Fremden neugierig ein bißchen länger als erlaubt tief in die Augen schauen), weitergehen und der nächsten Gelegenheit zum Verweilen und Kontakt auflauern? CORBIN beschreibt eine Analogie vom Verschweigen des Volkstümlichen für die Entdeckung der Küste und der "*Meereslust*" vom Baden.

"Viele Frauen aus dem Volk wissen mit den peinlich genauen Anstandsregeln nichts anzufangen, doch die gemeinen Verhaltensweisen, wengleich tief verwurzelt, drohen durch die Schwemme der mit dem »Wellenbad« befaßten Literatur in Vergessenheit zu geraten. Dabei kann man überall ... Spuren eines volkstümlichen Bades entdecken ... Auch bemerkt man schnell, daß zwischen beiden Systemen [*denen der herrschenden Klasse und des Volkes; N. W.*] ein schleichender Austausch der Praktiken stattfindet. Dieses Modell des volkstümlichen Bades ... setzt ... die freie Ausgelassenheit der Kindheit und der Jugend fort. (...) Es entfaltet sich

im Rahmen kollektiver Aktivitäten (...) Leider ist es schwierig, die Spuren einer solchen Praxis zu verfolgen, die, wenn nicht offiziell verboten, doch rasch von dem herrschenden Modell unterwandert wird." (1994: 113)

Umstände und Merkmale von Promenaden können launisch und wechselhaft wie das Wetter sein. Zwar kommt ihr in den meisten Situationen gutes Wetter und Sonnenschein entgegen; will jedoch jemand stolz seine neue Regenjacke vorführen, gehört zu dieser Promenade wohl prasselnder Regen. Eigen bleibt ihr in jedem Fall die 'geregelt Herstellung' sozialen Kontaktes, der nicht nur verbal ist, sondern auch im nickenden, grüßenden Blick bekannter Gesichter liegt (vgl. GOFFMAN 1971: 84ff).

Im Folgenden sind Beispiele anekdotisch gereiht. Sie beschreiben Situationen an alltäglichen Orten, um die Promenade als gesellige Teilnahme an der Kommune besser zu verstehen. Die Prüfung der Thesen erfolgt in der *"Nacherzählung der Geschichte ... des Gebrauchs ..."* (MOES 1998a: 5). Die Beispiele handeln vom Alltag und der Arbeit. Denn erst wenn Arbeit und Erledigungen nicht mehr fein genug sind, schließt die Promenade nützlichen und sinnvollen Gebrauch, produktives Nebenbei aus. Ihr Überbleibsel ist ein beschäftigungsloser, asozialer Torso, in dessen Vordergrund 'Schau', touristischer Ausflug und 'demonstrativer Müßiggang' treten.

'Arbeit' am Lebensort

Meine alltäglichen Erfahrungen vom 'Leben in der Stadt' rühren aus einem bürgerlichen Viertel der Gründerzeit. Im 'Quartier' ist all jenes, was für den täglichen Bedarf gebraucht wird, auf kurzen Wegen zu erreichen. Es gibt kleine Läden, Bäckereien, mehrere Metzgereien, diverse Geschäfte, Schuster, Buchhandlungen, Frisör- und Getränkeläden und vieles mehr. In vielen der Läden und Kioske stehen die Besitzer selbst hinter der Theke. Gerade in diesen wird auffällig oft die ältere Kundschaft persönlich mit Namen begrüßt, während jüngere Studenten, die nicht bekannt sind, kritisch beäugt werden. Weil alles in unmittelbarer Nähe ist, werden Wege in die Innenstadt oder in Einkaufszentren selten nötig. Die 'Gelegenheiten' liegen im Parterre der protzigen spätgründerzeitlichen Häuser, die einen ovalen Platz bilden, auf den auch die Straße mündet, in der ich wohne. Die Straßenbahn geht mitten über den Platz, die Straße umschließt ihn am inneren Rand (vgl. COLLAGE NORD 1996). Will ich einkaufen, überlege ich mir eine Route. Wenn ich zusätzlich noch Zeit mitbringe, plane ich auch den Umweg. Der Umweg geht oft am Café vorbei, um – mit verlangsamtem Schritt – zu schauen: Sitzt da jemand, den ich kenne (oder gerne kennen lernen will)? ... Nur mit der Planung ist das so eine Sache:

Kaum bin ich, wie kürzlich, aus der Tür, treffe ich bereits den ersten Bekannten im Treppenhaus vor meiner Wohnung, der zwei Stockwerke über mir wohnt. Irgendwie sieht er mir an, daß ich Zeit mitbringe und nutzt die Gelegenheit – nach anfänglichem Austausch von Höflichkeiten: Hallo und so –, mich auf meine Fenster anzusprechen: wir haben beide schöne, große, aber sehr klapprige Altbaufenster, die genauso viel Licht wie zugige Kälte einlassen. Er fragt, ob meine Wohnung jetzt auch so kalt sei bei dem frostigen Wetter und wie weit ich mit den Überlegungen bin, neue Fenster einzu-

bauen. Ich erzähle ihm den Stand der Dinge. Wir überlegen, verabreden und gehen dabei langsam zusammen vom Hinterhaus durch den Innenhof und den viel dunkleren Flur des Vorderhauses auf die Straße. Im Moment als die schwere Haustür hinter uns mit unverkennbarem Krachen zuschlägt, hat mein Nachbar es plötzlich eilig, weil er eine Straßenbahn sieht, die er offensichtlich gerne kriegen will. 'Bis später', klingt es mir in den Ohren, als ich längst nur noch seinen Rücken und ihn davonlaufen sehe. Auch ohne eine konkrete Verabredung ist klar: 'Wir sehen uns wieder'. Ich gehe weiter.

Um die Straßenecke, vor einer Reihe von Geschäften, gibt es neben dem Bürgersteig Parkplätze. Auf einem, kann ich schon von weitem sehen, parkt der auffällige Firmenwagen eines Freundes, der davor steht. Er befreit die Windschutzscheibe kratzend vom nächtlichen Eis und ist heute verdächtig spät unterwegs. Mich wundert das, wahrscheinlich hat er nur verschlafen. Er ist selbständig und hat sonst allerhand zu tun. Meine Gedanken ahnend, drängt es ihn zur Erklärung. Er erzählt von seiner Arbeit. Es wird ernst, aber keiner fängt an zu hetzen. Nach einer Zeit wechseln wir die Themen. Ab und an kommen Leute vorbei, die wir kennen – vor allem er, weil er schon lange hier im Viertel wohnt. Wir grüßen freundlich. Dem einen oder anderen rufen wir im Flachs hinterher. Trotzdem bleibt keiner bei uns am Rand des Bürgersteigs stehen. Sie tun geschäftig. Irgendwann an diesem späten Vormittag ist es uns zu kalt geworden, und wir schließen mit einer Verabredung zu einem gemeinsamen Kneipengang.

So oder ähnlich verlaufen viele meiner Gänge im Quartier, und ich glaube, je länger ich dort wohne, um so länger werden meine Einkäufe dauern (müssen), vielleicht wird mich auch irgendwann der Metzger mit meinem Namen anreden, wenn ich in seinen Laden trete. An diesem Vormittag bin ich auf jeden Fall nicht mehr am Café vorüber defiliert. Meine Promenade habe ich trotzdem gemacht. Dazu gehörte auch, daß ich auf dem Rückweg einer unangenehmen Person begegnete, die ich gut kenne, aber nicht sonderlich mag. Genau dies tat ich durch trotziges und offensichtliches Nichtgrüßen kund.

'Leben' am Arbeitsort

"Die räumliche Organisation unserer Städte ist heute geprägt von der Trennung einzelner Lebensbereiche in verschiedene Stadtteile. Sie ist Ausdruck der industriellen Arbeitsteilung, deren wesensspezifisches Moment in der Teilung der Gesellschaft durch die Teilung der Arbeit selbst liegt (vgl. Tömmel, I., 1981, S. 53-73)." (GRUNDLER und LÜHRS 1983/93: 6)

Trotzdem müssen wir ganz alltagspraktische Arbeiten am Lebensort erledigen und umgekehrt. In der Realität hat die (propagierte) Teilung von Leben und Arbeit (vgl. Charta von Athen in: EBENDA 7) in der Organisation der Stadt auch nach Jahrzehnten nicht dazu geführt, daß wir an der Arbeit bloß arbeiten und am Lebensort einfach 'nur' leben (vgl. BAHRDT 1961: 77f; DURTH 1988: 105; PROTZE 1995: 4).

"Die Alltagsbewältigung findet nicht an bestimmten Orten statt, wie sich das durch die Tendenz der Funktionstrennung und die 'Verinselung' (Isolierung) vermuten läßt, wo jeder Tätigkeit ein Bereich zugewiesen wird. Der Alltag findet u.a. auf der Straße statt, oder wie auch Appel sagt, der Weg ist genauso wichtig wie das Ziel (APPEL; 1992). Bei Jacobs ist zu lesen, daß im Nebenher viel erledigt und gelernt wird. Das alte Wissen wird mit auf den Weg genommen, bietet Sicherheit und ermöglicht Vergleiche beim Erkunden neuer Orte. Der Freiraum ist eine Möglich-

keit für spontane, nicht verpflichtende Kontakte, die in der Summe aber durchaus zum Wohlfühlen und zum Austausch, wie auch zum Klären von Problemen/Sicherheiten wichtig sind. Der Alltag wird von Ge-/Verboten, baulichen Strukturen, Sicherheitsgefühl, Nutzungsangebot, Spielräumen (nicht nur für Kinder), der Mobilität und der Möglichkeit des Teilhabens beeinflusst." (K. HÜLBUSCH 1996: 122)

Deswegen sind Orte der Gelegenheit zur Promenade genauso Arbeitsorte und diese immer auch Lebensorte. Für das Krankenhaus beschreibt KUHLE den promenadischen Anteil von Gängen der Krankenschwestern und Mediziner:

"Da gibt es z.B. eine meist abendliche 'Gebäuerunde', die zu verschiedenen Orten im Gebäude führt, z.B. in der Küche etwas abgeben, aus dem Labor etwas holen... Während ansonsten gerne delegiert wird (oder für die Überwindung von Strecken gar eine gesonderte Einrichtung entsteht: der Hol- und Bringdienst), ist dieser Gang sehr begehrt, wird gerne von den Schwestern oder der Schichtleitung übernommen. Da ist die Route zu wählen, schnell ein Gespräch auf der Nachbarstation zu erledigen, usw. Durchaus wichtig für einen stationsübergreifenden Überblick und wohltuend in dem Verschaffen einer kurzzeitigen Distanz zur eigenen Station und der eigenen Arbeit." (1996: 50)

Natürlich ist diese Art Promenade nicht auf den Arbeitsort Krankenhaus beschränkt. So erzählte mir ein Freund, der in der Qualitätskontrolle eines Autozulieferers arbeitet, daß er es dort ganz ähnlich hält. Wenn aus irgendwelchen Gründen nicht viel zu tun ist und er Zeit hat, macht er seinen Gang durch die Produktionshalle. Er zeigt sich in den verschiedenen Abteilungen, schwätzt hier ein wenig, bleibt dort mal stehen. Er sucht bestimmte Kollegen gezielt auf, die er sonst nur selten sieht, mit denen er aber Dinge, die zwar nicht unbedingt drängen, klären und regeln will. Da geht es dann um inner-, aber auch außerbetriebliche Angelegenheiten – *"Wann gibt's endlich wieder die gute selbstgemachte 'Rote Wurst' von der Hausschlachtung ...?"*. Und sitzt ihm der Chef im Nacken oder die 'Kacke ist am Dampfen', dann sucht er auch mal nach einem als produktiv geachteten Vorwand, einem tarnenden Anlaß, um den Gang trotzdem erledigen zu können. Den nennt er einen *"betriebstechnischen Rundgang"*. So vergeht *"auch die Dienstzeit im Beruf ... zu einem großen Teil mit Geselligkeit: Da werden Klatschgeschichten ausgetauscht ('Konferenzen'), die einzelnen Abteilungen besucht ('Inspektionen'), hier mit den Vertretern geplauscht und dort die Stenotypistinnen geneckt ('Betriebsklima')."* (ANDREAE 1970: 104). Wir verschaffen uns auf diese Weise Zeit, die wir nicht haben dürfen, und nehmen uns Pausen gegen Widerstände und Sachzwänge. *"Wie immer die Arbeit organisiert ist, wie gemächlich oder hektisch sie vonstatten geht – und das sind hochwichtige Fragen –, die Menschen brauchen noch immer Muße in dem engeren und konventionellen Sinne der Einstellung von Arbeit, der >>Arbeitsruhe<<"* (WALZER 1998: 274). In der Arbeit planen wir gesellige Pausen und bereiten sie vor. Neben der aktiven, absichtsvollen Herstellung solcher Pausen 'geschehen' sie auch ungeplant.

"Zeiten voller Beanspruchung, im Prinzip der Leistungseffektivität verankert, werden ohne vorbereitende Übergänge aufgelöst und von Zwischenzeiten abgelöst. Bedeutend für diese 'Freizeit' ist, daß sie im Gegensatz zur beanspruchten Zeit, zur 'sinnvollen' Zeit, sinnlos ist. Ihr fehlen die Anreize, die Aufforderungen und die Ernsthaftigkeit. Die Zwischenzeiten entlassen in eine unvorbereitete und zwecklose Freiheit (...) Freizeit wird zur zweckfreien Zeit und damit auch zur

zwecklosen propagiert. Der Konflikt eines diskontinuierlichen Einsatzes der Zwischenzeiten, der sowohl sozial-libidinöse Bindungen als auch libidinöse Objektbesetzung unmöglich macht, läßt die individuelle Vereinsamung oder die soziale Heimatlosigkeit als Bedrohung der Freizeit erfahren." (I. M. und K. H. HÜLBUSCH 1972/90: 135)

Promenade wendet die *"ungeplante Pause"* von der Freizeit zum Freiraum, von einem einsamen und bedrohlichen Ereignis zum sozialen und identitätsbildenden Geschehen, das Selbstsicherheit und -achtung stärkt. In dieser Stärke liegt zukünftige Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit mit begründet (vgl. APPEL 1992; ERIKSON 1950/97).

"Die Tätigkeit des Arbeitens als solche bedarf nicht der Gegenwart anderer Menschen, wiewohl ein in völliger Einsamkeit arbeitendes Wesen kaum noch ein Mensch wäre ..."
(ARENDE 1997: 33)

Ein anderer Ort der Arbeit ist die Uni. Habituelle 'kleine Fluchten' innerhalb der Arbeit gehören zu diesem Arbeitsort genauso wie zum Krankenhaus und der Fabrik. Gründe des Promenierens als 'kleine Fluchten' erscheinen unterschiedlich, sind allerdings in ihren prinzipiellen Bedeutungen ähnlich. In meinem Fall ist es meist ein leeres Blatt Papier, das ungeduldig mahnend vor mir auf dem Schreibtisch liegt – es kann auch eng beschrieben sein. Beim wiederholten Durchlesen führt jedoch der vorher für gut befundene, nunmehr aber inhalts- und sinnlos erscheinende Text zum gleichen Ergebnis wie die dringliche Aufforderung des schneeweiß gebliebenen Papiers – zur 'Schaffenskrise'. Dann erledige ich gegen die aufkeimende *"Ritualisierung des Notstandes"* (KUHLE 1996: 50) Wege, weil sie gute Möglichkeiten bieten, Krisen nicht so wichtig werden zu lassen, daß sie die Arbeit ausbremsen: Ein Gang über den langen Flur und mal bei Conny reinschauen, da steht die Tür offen. Florian – zu Besuch – sitzt auf dem Tisch und redet. Ich unterbreche ihn: *"Muß noch ma' in den 'Grauen Raum', Bücher verlängern. Soll ich was für euch miterledigen?"* – *"Da kannst du doch auch hausintern anrufen, ist viel einfacher."* Na ja, so einfach laß ich mir meinen Weg nicht nehmen ...

Eine halbe Stunde später sitz' ich wieder am Schreibtisch, habe die Dinge erledigt und geklärt und irgendwie klappt es mit der Arbeit, dem Schreiben, besser als vorher. Unterwegs kamen mir neue Gedanken, andere Aufmerksamkeiten konzentrierten die Ideen auf reales Geschehen, z.B. den kurzen Dialog mit Conny ...

Vom Arbeits- zum Lebensort

Ich möchte noch ein letztes Beispiel berichten, in welchem die Promenade Arbeits- und Lebensort miteinander verbindet. Es ist ein bißchen lang geraten, aber illustriert das bisher Gesagte in lustig-sinnlicher Manier, vereint viele der bisherigen Merkmale und Bedingungen von Promenade, darunter auch frühlingshaften Überschwang und um die Figur besorgte Eitelkeit. Und weil Promenaden 'in der Pause' etwas Raum zum 'Luft Holen' und 'Durchatmen' bieten, werde ich Commissario Brunettis Tun ausnahmsweise unkommentiert lassen. Also: zurücklehnen, entspannen und ... – Promenade:

"Es war noch lange nicht zwölf, aber der Duft des Frühlings, der seit einer Woche die Stadt belagerte, lockte Brunetti nach draußen. Außerdem war er zur Zeit der Chef, warum sollte er also nicht einfach gehen, wann es ihm gefiel? Er fühlte sich noch nicht einmal verpflichtet, bei Signo-

rina Elettra reinzuschauen und ihr zu sagen, wohin er ging: aller Wahrscheinlichkeit nach steckte sie sowieso bis zu den Ellbogen in ihrer Computerkriminalität, und da wollte er sich weder zum Mitwisser machen noch, um die Wahrheit zu sagen, ihr zwischen den Füßen sein, also überließ er sie ihrem Tun und machte sich auf den Weg zur Rialto-Brücke und nach Hause.

Es war kalt und feucht gewesen, als er am Morgen die Wohnung verließ, und nun empfand er in der zunehmenden Wärme des Tages sein Jackett und den Mantel als Last. Er knöpfte beide auf, nahm seinen Schal ab und steckte ihn in die Tasche, aber es war immer noch so warm, daß er den ersten Schweiß dieses Jahres auf seinem Rücken spürte. Er fühlte sich wie eingesperrt in seinen wollenen Anzug, und schon meldete sich der verräterische Gedanke, daß sowohl Hose wie Jackett ein bißchen mehr spannten als zu Beginn des Winters, als er sie zum erstenmal angezogen hatte. An der Rialto-Brücke angekommen, gab er sich plötzlich einen Ruck, nahm energisch Anlauf und begann die Stufen hinaufzulaufen. Nach dem ersten Dutzend ging ihm die Luft aus, und er fiel ins Schrittempo zurück. Oben verschnaupte er kurz und schaute nach links zu dem Bogen, den der Canal Grande in Richtung San Marco und Dogenpalast beschrieb. Die Sonne blitzte auf dem Wasser, auf dem sich die ersten schwarzköpfigen Möwen der Saison wiegten.

Als er wieder bei Atem war, ging er auf der anderen Seite der Brücke hinunter, und der milde Tag stimmte ihn so zufrieden, daß er gar nicht einmal wie sonst Anstoß an den verstopften Straßen und dem Touristengewimmel nahm. An den Obst- und Gemüseständen, zwischen denen er hindurchging, sah er den ersten Spargel und überlegte, ob er Paola dazu bringen könnte, welchen zu kaufen. Ein Blick auf den Preis belehrte ihn, daß er darauf frühestens in einer Woche hoffen konnte, wenn der Markt damit überschwemmt war und der Preis auf die Hälfte sank. Im Weitergehen studierte er die Gemüse und die Preise und wechselte hin und wieder ein Kopfnicken oder einen Gruß mit Leuten, die er kannte. Am letzten Stand rechts entdeckte er etwas Grünes, dessen Blattform ihm bekannt vorkam, und ging hin, um es sich näher anzusehen.

"Ist das puntarella?" fragte er, ganz überrascht, diesen Salat schon so früh im Jahr auf dem Markt zu sehen.

"Ja, und außerdem der beste in Rialto", versicherte ihm der Verkäufer, dessen Gesicht rot war vom jahrelangen Weingenuß. "Sechstausend das Kilo, und das ist billig"

Brunetti weigerte sich, auf diese absurde Behauptung zu antworten. In seiner Jugend hatte dieses Zichoriengewächs ein paar hundert Lire das Kilo gekostet, und nur wenige Leute aßen es; wer es kaufte, verfütterte es meist an die Kaninchen, die illegal in den Hinterhöfen und Gärten gehalten wurden.

"Ich nehme ein halbes Kilo", sagte Brunetti, während er ein paar Geldscheine aus der Tasche kramte.

Der Verkäufer beugte sich über die Gemüseberge und raffte eine Handvoll von den gezackten grünen Blättern zusammen. Er zauberte wie ein Magier von irgendwoher ein braunes Papier, knallte es auf die Waage, ließ die Blätter darauf fallen und wickelte das Ganze rasch zu einem ordentlichen Päckchen zusammen, legte es auf eine Steige mit sorgsam aufgestapelten Baby-Zucchini und streckte die Hand aus. Brunetti gab ihm drei Tausendlire-scheine, verlangte keine Plastiktüte und setzte seinen Heimweg fort.

Bei der Uhr hoch oben an der Mauer wandte er sich nach links in Richtung San Aponal und Zuhause. Ohne zu überlegen, bog er rechts ab, ging zu Do Móri hinein und ließ sich eine mit Schinken umwickelte dünne Brotstange geben, deren salzigen Geschmack er mit einem Glas Chardonnay hinunterspülte.

Einige Minuten später, wieder außer Atem von den über neunzig Stufen zu seiner Wohnung, schloß er die Tür auf und wurde von einem Düftegemisch begrüßt, das seine Seele wärmte und ihm von Heim, Herd, Familie und Freude sang.

Obwohl der betäubende Geruch nach Knoblauch und Zwiebeln keinen Zweifel daran ließ, rief er: "Paola, bist du da?" Ein lautes "Si" aus der Küche antwortete ihm und zog ihn über den Flur zu ihr. Er legte sein Päckchen auf den Küchentisch und ging zu Paola an den Herd, um ihr einen Kuß zu geben und zu sehen, was sie da in der Pfanne brutzelte. Rote und gelbe Paprikastreifen schmorten in einer dicken Tomatensoße, aus der es nach Sardellen duftete. "Tagliatelle?" fragte er hoffnungsvoll. Sie lächelte und beugte sich vor, um weiter in der Soße zu rühren. "Natürlich." Dann drehte sie sich um und sah das Päckchen auf dem Tisch. "Was ist das?" "Puntarella. Ich dachte, das paßt als Salat zur Anchovisoße." "Gute Idee" meinte sie hörbar erfreut. "Wo hast du das aufgetrieben?" "Bei dem Mann, der seine Frau schlägt." "Wie?" fragte sie verwirrt. "Am letzten Stand rechts, wenn man zum Fischmarkt geht; der Mann mit der roten Nase." "Schlägt der seine Frau?" "Na ja, wir hatten ihn schon dreimal in der Questura. Aber jedesmal zieht sie die Anzeige zurück, wenn sie wieder nüchtern ist." Brunetti sah sie im Geiste die Reihe der Verkäufer auf der rechten Marktseite durchgehen. "Ist das die Frau mit der Nerzjacke?" fragte sie schließlich. "Ja." "Das wußte ich gar nicht." Brunetti zuckte die Achseln. "Kannst du da nichts machen?" fragte sie. Da er hungrig war und eine Diskussion seine Mahlzeit hinauszögern würde, antwortete er knapp: "Nein. Nicht unsere Aufgabe." Er warf Mantel und Jackett über die Lehne eines Küchenstuhls, holte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank und murmelte: "Hm, riecht gut", während er auf der Suche nach einem Glas um sie herumging. "Nicht eure Aufgabe?" wiederholte sie, und ihr Ton sagte ihm, daß sie "ein Thema" gefunden hatte.

"Nein, solange sie nicht offiziell Anzeige erstattet, was sie bisher aber nie getan hat." "Vielleicht hat sie Angst vor ihm." "Paola", sagte er entnervt, denn er hatte darum herumzukommen gehofft, "sie bringt doppelt soviel auf die Waage wie er, mindestens hundert Kilo. Ich bin überzeugt, sie könnte ihn aus dem Fenster schmeißen, wenn sie nur wollte." (LEON 1998: 48-52)

Die Promenade macht's leichter

Das sind Beispiele des Promenierens an verschiedenen Orten. Alle zeigen, wie Menschen planvoll Tätigkeiten organisieren, um die Arbeit er- und nachhalten zu können. Das Prinzip ist die sinnvolle Verbindung zweckdienlicher Tätigkeit mit individuellen und geselligen Absichten. In Distanz zur Arbeit und dem Gegenstand wird die vergnügliche Seite der Arbeit betont, die sie dann auch wieder in Gänze 'erträglich' macht. Offensichtlich gehört die vergnügliche und gesellige, wegnehmende Tätigkeit auch zur Lohnarbeit. Besonders erfolgreich scheinen die Promenaden in der lustvollen, sinnlichen Weg-Nahme erdrückender, zeitlich-räumlicher Einengung, der Krise, des Notstandes, der Reduktion aufs 'Alleinsein'. Sie führt dann in eine Realität zurück, in der über andere Menschen die Vergewisserung der eigenen Person und ihrer vorhandenen Qualitäten innerhalb einer Gemeinschaft stattfindet, sie wieder selbst-bewußt macht.

"Das Notwendige erkennen oder einen Weg-Grund haben, betrifft nicht nur Mehl, Milch, ein Kilo Nägel oder den Kaugummiautomaten eine Straße weiter. Wir können auch gehen, um eine Tätigkeit zu unterbrechen und aus ihr "herausgucken", d.h. wir nehmen Abstand, wenn wir es gerade brauchen. Wir beenden eine Tätigkeit oder unterbrechen eine Tätigkeit, und ehe wir eine neue beginnen, oder um an die "alte" wieder anknüpfen zu können, gehen wir ein Stück ... und verknüpfen das Gehen mit anderem oder mit anderen. Wenn wir am Schreibtisch nicht weiterkommen, "festsitzen", müssen wir erst mal aufhören, aufstehen und etwas anderes machen; z.B. (Spazieren) gehen oder ausgedehnt einkaufen gehen." (APPEL 1992: 24)

Die meisten Menschen erledigen ihre Arbeit so oder ähnlich, weil Distanz Gelassenheit und Kraft für Kommendes bringt. Da wird gerne in Kauf genommen, daß diesen 'Tätigkeiten' das Stigma von Faulheit anhaftet, denn sie verdienen in der offensiven Aneignung

nung von Entscheidungsspielräumen gegen konformistische Arbeits- und Auftragserfüllung ungezollten, fast subversiven Respekt. In ihrem Verhalten setzen sich die Leute gegen die rücksichtslose Ausbeutung ihrer Arbeitskraft als frei- und beliebig verwendbare 'Ressource' und der unmenschlichen Betrachtung als zu funktionierende und bezahlte Ware zur Wehr. GEHLEN beschreibt Grundsätze dieser Betrachtungsweise. Man kann ...

"... heute geradezu technische Prinzipien benennen, die sich auch in den sozialen und zwischenmenschlichen Beziehungen vollständig durchgesetzt haben. Das Prinzip der 'vollen Beanspruchung', der Ausschaltung des Leerlaufes, toter Gewichte und ungenutzter Energien ist zu einem Grundsatz geworden, nach dem in jedem arbeitsteiligen Betrieb Arbeitskräfte disponiert werden. Gilt jemand als 'nicht ausgelastet', so werden die Aufgaben neu verteilt." (1957/69: 36)

Auf schlitzohrige Art und Weise verheimlicht die Promenade jenes 'nicht ausgelastet sein' oder stellt es gar her und schützt die selbstbestimmte (Arbeits-)Ökonomie gegen den externen Zugriff auf die eigenen Mittel. Die Promenade durchbricht so auch die (lustlose) Pflichterfüllung, ohne sie aus den Augen zu verlieren. Scheinbar unproduktiv, wendet sie die Arbeit im Prozeß wie im Ertrag zur zufriedenen und eigenen Sache:

"Solche Wege dienen dem Nach-Denken, z.B. über die erledigte Arbeit, oder dem Einstellen auf die kommende Arbeit, ihrer Vorbereitung. Zwischendurch kann etwas diesen Weg kreuzen, ein wichtiger Gedanke oder real eine Begebenheit und die Route verändern. Wege in diesem Sinne enthalten Freiraum. Ich kann die Route wählen, das Tempo, kann ansteuern, jemanden zu treffen, ein kurzes Gespräch zu führen, auf dem Weg nebenbei etwas erledigen, ich lerne eventuell etwas Neues hinzu. Solche Wege sind notwendig für die Arbeit... Wege in diesem Sinne sind in der modernen, arbeitsteilig organisierten Krankenpflege [und Arbeit allgemein; N. W.] abgeschafft. Das (vielleicht unbewußte) Wissen um ihre Bedeutung blitzt aber an manchen Stellen auf." (KUHLE 1996: 50)

Weil diese Promenaden in einer auf Funktionalisierung, meßbare Leistung und effiziente Produktion bedachten Gesellschaft unproduktiv anmuten und die ertragreiche Seite nicht offenkundig ist, brauchen sie legitime Vorwände, Gelegenheiten und Anlässe, um sie 'ruhigen Gewissens' erledigen zu dürfen, gemäß dem 'Guten Ton' fleißig und produktiv zu sein (vgl. HEINEMANN und POMMERENING 1989). Paradoxerweise liegt aber die Bedeutung dieser Wege tatsächlich in den Erträgen bezüglich des Arbeitsgegenstandes sowie der eigenen Arbeitszufriedenheit. In Ämtern haben sie sogar Namen: sie werden der 'kurze Dienstweg' genannt. Die persönlichen Kontakte der Menschen unterschiedlicher Abteilungen erleichtern die Arbeit, machen sie geselliger, 'wärmer', befriedigender und weniger anonym, man brütet nicht isoliert vor sich hin. *"Mit einem Weg [im Krankenhaus; N. W.] sparst du fünf Formulare und bist immer, in dem, was du erreichen willst, erfolgreicher, weil du mit den Menschen direkt zu tun hast"*, behauptet völlig zu Recht ein Kollege von mir. So wird die Promenade Teil der Arbeit. Umgekehrt ist Arbeit ihr Weggrund, Anlaß und legitimer Vorwand. Im aktiven Wegnehmen verschafft die Promenade Freiräume, nimmt Platz in der Zeit und auf dem Weg, ohne ihn für andere zu verstellen. Sie macht gesellige Station und erfüllt dabei das Motto 'Sehen und gesehen Werden'. Die Promenade festigt über die Gelegenheiten, die sie selbst schafft, Kontakte, die nicht flüchtig sind. Sie stellt in der Teilnahme an der Realität an-

derer ein soziales Regulativ der eigenen Wahrnehmung und damit verbundener Krisen dar. Sie vergewissert so eine gemeinsame und verlässliche Realität, in die zurückgekehrt werden kann. Die Bedrohung durch die Krise wird nicht aufgehoben, aber aus der zentralen, bestimmenden Position gerückt.

Öffentlichkeit und Promenade

Innerhalb der eigenen vier Wände ist die Promenade daher schlechterdings unmöglich. Dort auf und ab oder im Kreis zu gehen, hat nichts mit einer öffentlichen und sozialen Aktion gemein, die, vor dem Hintergrund einer gemeinsamen (lokalen) Basis, Vertrauen in eine Kommune bildet. *"Solches Vertrauen kann nicht institutionalisiert werden und – vor allem: **es ist nicht mit privaten Bindungen verbunden**"* (JACOBS 1963/93: 47; Hervorhebungen im Original). *"Auch der Zwangszusammenhang der Kleinfamilie kann die 'ungeheure innere Vereinsamung des Einzelmenschen' nicht aufheben, wenn verbindende Interessen und Erfahrungen fehlen, für die selbst die demonstrative Pflege einer gemeinsamen Wohnkultur keinen Ersatz bieten kann"*.

"Ohne daß ausgerechnet die Familie als Institution infragegestellt werde müßte, kann die Entwicklung der Fähigkeiten zum Ausbruch aus der privaten Isolation, zu Solidarität und kollektiver Identitätsbildung auf breiter Basis eher durch Aktionen gefördert werden, die nicht auf der Wohnungs-, sondern auf der Siedlungs- und Stadtebene ansetzen."(DURTH 1988: 148 und 153)

Promenaden sind also außerhalb der eigenen vier Wände lokalisiert, aber sie sind nicht öffentlich, sondern kommunal. Öffentlichkeit im Sinne von ARENDT (1997) heißt: *"für jedermann sichtbar und hörbar"* und beschreibt das Phänomen sinnlicher Wahrnehmbarkeit. Wohl sind Promenaden für jedermann sichtbar und hörbar, aber keinesfalls für alle Anwesenden bedeutsam und verständlich. ARENDTs *"jedermann"* beschreibt ein Recht. Öffentlichkeit bedeutet passive Anwesenheit anderer, sie stellt 'Publikum' und 'Publizität' her, ohne Einmischung. Kommune bedeutet darüber hinaus aktive *"Anwesenheit im Lauf der Dinge"* (BLOCH 1963: 123), teilnehmendes Handeln. Kommune schließt andere, die an ihrer Herstellung nicht beteiligt sind, aus, nicht in ihrer Anwesenheit, aber, wegen der situativen Gegebenheiten, von einem tieferen Eindringen in die soziale Aktion, eben vom 'Lauf der Dinge'. Kommune wird über verbindende Kenntnisse, gemeinsame lokale Basis (Straße, Quartier) oder andere Bedingungen hergestellt und begrenzt: zur rechten Zeit am rechten Ort sein. Sie ist immer eingeschränkt, gerade auf der Promenade. Folglich können nur Mitglieder einer (kommunalen) Verbindung Promenaden durch ihre Teilnahme herstellen. Es ist Voraussetzung, mit den Konventionen und den Gesichtern vertraut zu sein, weil die Auswahl von Zeitpunkt und Ort Promenade herstellt, wie am Beispiel des deutschen Spaziergängers im Pariser Garten deutlich wurde. Öffentlichkeit, die entsteht, weil im Treffen kommunale Freiräume in Gebrauch genommen werden, ist für die Promenade keine Voraussetzung, sondern Begleiterscheinung.

Gemeinsame Orte und Produktionsöffentlichkeit

Florian BELLIN (1998) würdigt in seiner Danksagung 'unser Stück Flur' an der Uni. Es ist derselbe Flur, auf dem meine Promenade mit der Station bei Conny stattgefunden hat. Zwar ist ein Flur kein Platz, den wir in der Siedlungs- und Freiraumplanung überlegen müssen, aber wegen der Analogie zur Straße können wir eine Menge von diesem Flur als einem 'typischen Ort der Promenade' lernen (vgl. HABERMAS 1962/90: 59):

Egal was die Administration behauptet und wie breit sie sich zunehmend macht, bis jetzt – und in diesem "bis jetzt" schwingt die Bedrohung, die von ihr ausgeht – ist dieser Flur ein kommunaler Ort. Er ist zwar an manchen Stellen etwas schmal, aber vor allem vielen ein gemeinsamer Ort, dessen Gebrauch in Konventionen und Absprachen unter den Studenten geregelt wird. Die Räume mit ihren Zugangstüren sind links und rechts des Flures gereiht. Das Prinzip entspricht darin dem einer Straße in einer Hufensiedlung. Durch das Öffnen der Tür stellen wir eine Produktionsöffentlichkeit her. Die offene Tür ist ein Signal: 'ich arbeite hier, aber du kannst mich auch stören, wenn es etwas Wichtiges gibt, und nebenbei paß ich auch auf'. Wir beobachten den Flur, die Leute, die vorübergehen, die gegenüberliegenden Räume und natürlich auch die dort Anwesenden. Nach einiger Zeit weiß man ganz gut Bescheid, und gewisse 'Unregelmäßigkeiten' fallen postwendend auf. Jenes 'Bescheid Wissen' geht so weit, daß Leute, die den Flur heraufkommen, schon von weitem, bevor sie zu sehen sind, am typischen Schritt und dem Klacken ihrer Schuhe erkannt werden können – übrigens ein beliebtes Ratespiel. In dieser Kontrolle wird aber auch Sicherheit und Geborgenheit mitgeliefert. Es sind vertraute Gesichter präsent, die helfen und sich helfen lassen. Wer über was Bescheid weiß und gefragt werden kann; das alles spricht sich schnell herum und wird zum 'gemeinsam geteilten Wissen'.

"Ein Stück Arbeit, ein Handel als Anlaß und zugleich das Gespräch zwischen den in der Situation ... Beteiligten. Der Ratschlag, die Freundschaft, das Bekanntsein gehört mit der daraus erwachsenden Sicherheit zur 'persönlichen Ökonomie' dazu." (COLLAGE NORD 1996: 24)

Mit der Produktionsöffentlichkeit bieten wir eine zwanglose Station zum Verweilen an, wir schaffen Gelegenheiten für die Vorübergehenden stehenzubleiben und 'Platz zu nehmen'. Unsere Anwesenheit in den Zimmern wie im Flur ist durch die Arbeit, an der auch die anderen interessiert sind und Anteil haben, glaubhaft legitimiert. Den Heimvorteil auf unserem Territorium stellt niemand in Frage (von der Hochschulverwaltung abgesehen). Weil dieser Weg über bestimmte Eigenschaften verfügt, kann er zu einem Ort der Promenade werden. JACOBS spürte diesen Eigenschaften nach, als sie sich die Frage nach der Nichtbenutzung einer gärtnerisch gestalteten zentralen Promenade stellte, die doch eigentlich eine Attraktion hätte sein sollen.

"Eine Straße in der Großstadt [und sonst auch; N. W.], die mit Fremden fertig werden und sicher sein soll, muß über drei Haupteigenschaften verfügen: Erstens muß zwischen dem der Öffentlichkeit bestimmten und dem privaten Raum eine **klare Abgrenzung** vorhanden sein. (...) Zweitens müssen **Augen auf die Straße** [Flur; N. W.] gerichtet sein, Augen, die denen gehören, die wir die natürlichen Besitzer der Straße [des Flures; N. W.] nennen können. Die Gebäude dürfen nicht ihre Rückseiten oder Brandmauern der Straße zukehren und auf diese Weise eine blinde

Leere schaffen. Und drittens muß ein Bürgersteig ziemlich **durchgehend Benutzer** haben, sowohl um die Menge beobachtender Augen auf der Straße zu erhöhen als auch um genügend Menschen in den Häusern darüber anzuregen, auf die Straßen zu sehen. Niemand hat Lust, auf einem Hocker zu sitzen und aus einem Fenster auf eine leere Straße zu gucken. Kaum einer tut so was. Aber zahllose Menschen unterhalten sich damit, ab und zu die Geschehnisse auf einer Straße zu beobachten." (JACOBS 1963/93: 31ff; Hervorhebungen nicht im Original)

Die Offerte, die Geste der offenen Tür, die Gebrauch, Kontrolle und Sicherheit bedeutet, wird von den 'Nachbarn' und 'Fremden' verstanden, die komischerweise immer zu uns kommen und hier nach dem Weg fragen, obwohl sie bis dahin schon ein großes Stück Flur und viele Räume passiert haben. Das alles macht ihn zu 'unserem Stück Flur' und einem Ort der 'leichtfüßigen' Promenade; wir und die Promenade kommen hier gut voran.

Promenieren ist kommunal

"Alt ist, was man vergessen hat. Und das Unvergeßliche war gestern. Der Maßstab ist nicht die Uhr, sondern der Wert. Und das Wertvollste, ob lustig oder traurig, ist die Kindheit. Vergeßt das Unvergeßliche nicht! Diesen Rat kann man, glaub ich, nicht früh genug geben."
(KÄSTNER 1997: 16)

Versetzen wir uns also ein wenig in unsere Kindheit zurück. Ich bin in den sechziger Jahren in einer Wirtschaftshufensiedlung der frühen 30er Jahre großgeworden. Die zweigeschossigen Doppelhäuser waren mit schmalen Vorgärtchen und Zäunen zur Straße orientiert; eine von der Sorte, die noch auf beiden Seiten Bürgersteige hatte. Die Parzellen waren gut 12 m breit und mit ungefähr 50 m in die Tiefe organisiert. Über einen seitlichen Hof waren die rückwärts gelegenen Eingänge der Häuser zu erreichen. Vielleicht war einiges nicht gerade idealtypisch (Eingang, Größe und Breite der Parzelle usw.), doch hatten wir als Kinder ein üppiges 'Außenhaus' (vgl. I. M. HÜLBUSCH



1978/81), von dem wir nach und nach, Schritt für Schritt, über den seitlichen Hof, den Platz vorm Haus, die Straße, die Welt erobern konnten. Na ja, Welt ist ein kurzes Wort für eine große Sache. Erst mal mußten wir in den Kindergarten, zu dem mich anfangs ein älteres Nachbarsmädchen abholte. Und später ging es dann in die Schule, aber immer alles zu Fuß, auf der Straße. Meine Welt und Wege kannten weder Auto noch Bus.

Häuser und Parzellen innerhalb der Straße ähnelten in Grundstücksgröße, Aufteilung und Organisation einander. Sie hatten auch alle einen etwa gleichgroßen Anteil an der Straße. Trotzdem konnte ich mich prima zurechtfinden. Wenn ich beispielsweise meine Mutter abends von der Arbeit im Laden abholte, was ich oft und regelmäßig schon als kleiner Spund tat, und etwas auf dem Weg, in der Straße passierte, was wert war, erzählt zu werden, begann diese Geschichte immer mit der Nennung der Leute, wo es geschehen war, deren Häuser dort standen. Der Platz auf der Straße war für mich definiert über die Figuren, die im Haus dahinter wohnten und die ich dort kannte. Die Aufregung, als ich beim Milchholen einen Zehnmarkschein fand, werde ich nie vergessen. Auch nie, wo ich ihn fand: Bei "Kohlrübenmargret" (wir bekamen von ihr ab und an Kohlrüben geschenkt). Natürlich war das nicht präzise. Gefunden hatte ich das Geld

auf der Straße vor ihrem Haus. Auch meine Erinnerungen hat dies überdauert. Zwar hätte die Geschichte meiner Eltern anders angefangen; begann ich etwa mit *"der Ecke bei Sabine"* oder *"dort, wo Jörg wohnt"*, beides Kinder in meinem Alter, startete die Erzählung meiner Eltern mit *"bei Meiß Williin"*, *"Hujo"* oder *"Kuffmichs Waltraud"*, den Eltern von Sabine und Jörg; übrigens hatte *"Kohlrübenmargret"* keine Kinder. Aber im Prinzip war die Wahrnehmung die gleiche: Das Stück Straße vorm Haus gehörte zu den Leuten im Haus – obwohl wir sie uneingeschränkt betreten durften, wenn wir Raubauken uns einigermaßen benahmen. Natürlich gab es in dieser Toleranz Unterschiede: wir wußten genau, wo wir ungestört Völkerball oder 'Giggseck' spielen konnten und wo es über kurz oder lang zur Vertreibung gekommen wäre.

"Die Eroberung der ganzen Straße ist verbunden mit der zunehmenden Kenntnis der Menschen, die in den Häusern wohnen. Gelegentlich stockt der Weg, weil ein Haus kein Gesicht hat. Dies als leer – leer in der Erfahrung aufzunehmen, hält ein bißchen auf. Doch die größeren Kinder und einige Erwachsene helfen über diese Klippen ebenso hinweg wie der Weg zum Bäcker oder zum Bonschen-Laden an der Ecke, der ohnehin schneller zu bewältigen ist. Und wenn die Ecken erobert sind, geht's auch rund um den Block auf der Seite, die man über den Garten zumindest vom Sehen her kennt: nicht Identifikation, sondern Erfahrung und Kenntnis; man kann es sich vorstellen und ist orientiert." (I. M. und K. H. HÜLBUSCH 1983: 20)

Die Straße ist die Reihung der Plätze vor den Häusern, die personal besetzt und gleichzeitig kommunale Orte waren. Sie hielt als Offerte an die Kommune Stationen bereit, hinter denen erinnerbare Gesichter steckten. Als Reihe von Orten, die über den Rand bestimmt ist, haben wir die Straße verstanden und bezüglich dieser Einsicht war ich damals schon so klug wie die Großen – und damit will ich überhaupt nicht sagen, daß ich klüger war als andere Kinder.

Kundschaft

Ich will noch mal auf den Laden zurückkommen, in dem meine Mutter gearbeitet hat und zu dem ich unzählige abendliche Promenaden unternommen habe. Ich war damals fasziniert von den gestapelten und ordentlich gereihten Geldtürmen der Abendkasse, aus denen der strenge Herr Pfeffer kleine Glitzerstädtchen auf der Ladentheke baute. Herr Pfeffer rechnete akribisch genau ab und unterbrach die Zählerei nur um das Geld in Papier einzurollen. In den Pausen, wenn er seinen Kopierstift – ja, so hießen die damals – nicht brauchte, klemmte er ihn hinter sein rechtes Ohr. Manchmal durfte ich beim Türmchenbauen helfen. Mann, war das spannend und Herr Pfeffer wichtig. Ich habe oft versucht ihn nachzumachen und den Kopf dann ganz still gehalten, nur bei mir – mit meinen kleinen Ohren – wollte der Stift nicht halten und fiel herunter. Aber diese Ohren waren nicht der einzige Grund, mich auf den abendlichen Weg zu machen, und auch der Geldzählerei und Herrn Pfeffer zusehen zu können, verlor irgendwann den Reiz. Viele Abende waren langweilige Warterei auf meine Mutter, bei der es mal wieder länger dauerte. Aber es war einfach nicht sicher auszuschließen, daß etwas hätte passieren können ... Außerdem konnte ich *"meine Absicht ... der einfachen Neugierde oder der Langeweile mit einem anderen Grund ... [Mutti abholen; N. W.] 'farnen'"* (COLLAGE NORD 1996: 23).

In diesem Laden gab es Kunden, was ja zuerst eine ziemlich banale Feststellung ist. Aber Kundschaft ist eine ganz besondere Klientel. KLUGES Etymologie bestätigt das, was für Herrn Pfeffer selbstverständlich war. 'Kunde' kommt von 'kennen'. Herr Pfeffer kannte alle seine Kunden. Kundschaft ist Bekanntschaft und deswegen eine sehr verbindliche und ernste Sache, in der Verantwortung nicht einfach so verzettelt werden kann (vgl. BALINT 1984). Natürlich kamen Kunden auch aus anderen Straßen, die weiter weg waren und in denen ich mich zu dieser Zeit noch nicht auskannte. Aber Herr Pfeffer war ja schon viel älter und hatte neben seinen großen Ohren auch ein gutes Gedächtnis. Ein guter Kaufmann braucht das auch, damit er die Kundschaft nicht vergißt, sonst ist sie längstens Kundschaft gewesen. Aber es war auch andersherum: Jeder kannte Herrn und Frau Pfeffer und meine Mutter, die ja auch alle in der Straße lebten und nicht nur zum Arbeiten hierher kamen.

"Als ich ein kleiner Junge war, trabte ich, morgens vor der Schule, zum Konsumverein in die Grenadierstraße. >>Anderthalb Liter Petroleum und ein frisches Vierfundbrot, zweite Sorte<<, sagte ich zur Verkäuferin. Dann rannte ich – mit dem Wechselgeld, den Rabattmarken, dem Brot und der schwappenden Kanne – weiter. Vor den zwinkernden Gaslaternen tanzten die Schneeflocken. Der Frost nähte mir mit feinen Nadelstichen die Nasenlöcher zu. Jetzt ging's zu Fleischermeister Kießling. >>Bitte, ein Viertelpfund hausschlachtene Blut- und Leberwurst, halb und halb!<< Und nun in den Grünkramladen zu Frau Kletsch. >>Ein Stück Butter und sechs Pfund Kartoffeln. Einen schönen Gruß, und die letzten waren erfroren!<<". (KÄSTNER 1997: 14f)

Alle waren untereinander bekannt und das war nicht nur in unserer Straße auf dem Dorf so, sondern auch bei KÄSTNERs in der 'Großstadt' Dresden. THEILING (1996: 145) beschreibt das gleiche Phänomen für Reihenhausquartiere in Bremen.

Die leichtfüßige Promenade: Haus – Straße – Laden

Der Laden und im weiteren Sinne die Besorgung und der Zweck ist Anlaß und Station vieler Promenaden. Die Güte der Station bestimmt auch die Qualität der Promenade. Es ist ein Unterschied, ob wir Publikum sind, d.h. unter vielen in unüberschaubarer Masse, oder 'kundige Kunden', was uns in gewisser Weise zur bedeutenden Prominenz macht. Unsere Prominenz ist kein Konstrukt vor dem Hintergrund verkaufsfördernder Strategien, sondern über die Teilnahme und Bekanntheit in der Kommune eine Realität. Solche Erfahrungen machen Erinnerungen aus. Sie sind Teil sozialer Identität geworden, in der wir als Kunden nicht nur ökonomische 'Spekulationsobjekte' oder im weitesten Sinne 'Verfügungsmasse' sind, wie im Publikum, sondern in der die 'Geschäftsverbindung' im Laden über das Geschäft hinausgeht. Sie hört nach Ländenschluß nicht auf.

Die 'leichtfüßige' Promenade geht vom Haus aus, dem sicheren privaten Territorium. In der Straße, dem gemeinsamen sicheren Territorium, haben viele bekannte und vertraute Gesichter ihren Anteil, die in ihrer (latenten) Präsenz die Straße kontrollieren und sichern. Der eigene Anteil ist der Platz vorm Haus, der gemeinsame die ganze Straße. Das Prinzip ist Gemeinheit und Zuständigkeit. Platz vorm Haus ist private Offerte an die Kommune. Die Bewohner stellen der Kommune den Platz vor ihrem Haus nicht nur zur Verfügung, sie sind auch an seiner 'Herstellung' beteiligt:

"Im weitesten Sinne nehme ich teil an der Herstellung dieses Platzes in der Straße. Wenn ich eine Besorgung vor habe, überlege ich Richtung und Weg. Wenn jemand an einem der vielen Plätze auftritt, legitimiere ich meinen Weg mit einem Gruß. In der Straße, wo ich dann fremd bin, gehe ich meines Weges und grüße nur ausnahmsweise." (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 247)

So geht die Promenade vom Haus durch die Straße zum Laden. Sie passiert viele Produktionsöffentlichkeiten und hat immer wieder Gelegenheit, wenn Leute vorm Haus sitzen, Räder reparieren, etwas werkeln, gerade von der Arbeit nach Hause kommen, Station zu machen. *"Die Straße, aus aneinandergereihten Plätzen bestehend, verliert ihren Sinn, wenn die häuslichen Arbeitsplätze den Platz in der Straße nicht mehr herstellen lassen"* (EBENDA). Der Platz ist teilhabende Anwesenheit in kommunaler Öffentlichkeit. Die kommunale Öffentlichkeit selbst wird aus den Tätigkeiten *"im Türbereich, vor der Eingangstreppe, auf dem*

Gehweg, am Rande der Straße, an der Ecke" (BÖSE und SCHÜRMEYER 1984/89: 142),

dem 'Platz-nehmen', erst hergestellt. Im Weg vom Haus über die Straße zum Laden sind idealtypisch Ausgangsort, Gelegenheit zur Station als Reihe von Plätzen vorm Haus und der Anlaß der Promenade, das Einkaufen – ob zweckvolles

Tun oder Vorwand, wer weiß das schon –, in kommunaler Öffentlichkeit vereint.



Schwerfüßige Promenaden sind veröffentlicht

"North End ist ein alter Bezirk mit niedrigen Mieten, der an der Wasserfront in die Schwerindustrie übergeht, und wird offiziell als Bostons schlimmster Slum und als öffentliche Schande betrachtet. Es verkörpert Eigenschaften, die alle klugen Leute für schlecht halten, weil so viele andere kluge Leute sie für schlecht erklärt haben. (...) Es gibt kaum Grünflächen. Die Kinder spielen auf den Straßen. Statt Superblocks oder wenigstens einigermaßen großer Mietblocks gibt es nur kleine Baublocks. Nach Planungs-Sprachgebrauch ist der Bezirk >>stark von bodenverwendenden Straßen durchschnitten<< (...) Es ist somit eine ständige Schulaufgabe für Studenten, die Stadtplanung und Architektur in Harvard studieren und sich immer wieder unter Leitung ihrer Lehrer daranmachen, diesen Bezirk in Superblocks und Promenaden und Parks aufzuteilen; sie radieren die vorschriftswidrigen Nutzungen aus und machen aus dem Ganzen ein Ideal an Ordnung und Vornehmheit, so einfach, daß es auf einen Stecknadelkopf eingraviert werden könnte." (JACOBS 1963/93: 13)

Gebrauchsfähige Quartiere, wie JACOBS eines beschreibt, stören, aus was für Gründen auch immer, Städtebauer. Folglich entwerfen sie neue, die das Alte, Bewährte vollständig abräumen, ohne von ihm gelernt zu haben. Wie die Verheißung aussieht, wissen wir zur Genüge: den Häusern an der Straße folgt Geschoßwohnungsbau zum Leutestapeln. Adressen und Hausnummern machen keinen Sinn mehr, weil in einem Gebäude mehr Leute wohnen, als sonst in einer ganzen Straße.

Die praktischen und psychologischen Schwierigkeiten für Kinder, Notärzte und Lieferanten, die mit diesem Phänomen verbunden sind, beschreibt prägnant ein Artikel des Psychologen WESTERMANN (1997), dessen Blick auf die Straße nicht mit der 'Ingenieursmentalität' (vgl. BERGER und KELLNER 1984: 123) der Städtebauer verstellt ist. Vom Eingang des Gebäudes bis zur Wohnungstür braucht man mindestens solange wie vorher bei der Suche nach dem richtigen Klingelschildchen. Die Container haben nichts mehr mit der Straße zu tun, sind von ihr weggerückt. Was passiert dort eigentlich mit der Straße und ihren Rändern (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1996b), den typischen Orten der Promenade?

Sollte noch eine Fußbahn entlang der Fahrbahn führen, fehlt auf der Seite, wo normalerweise Häuser mit Eingängen, Vorgärten und Zäunen sind, der Rand. Zwischen Gehweg und Wohnturm liegt uferloses Abstandsgrün. Am Klingelschild erwarten uns unzählige Namen, die wir schwerlich mit bekannten Gesichtern zusammen bekommen. Weder Kinder noch Erwachsene können in solchen 'Straßen' bestimmte Personen und ein Stück der Straße zusammenbringen, weil die Anteile der Straße den Leuten nicht zuzuordnen sind. Andersherum: Diesen Leuten gehört die Straße nicht mehr, sie haben darin keinen Platz, weder real einen Platz vorm Haus, noch einen, den sie mit 'standfesten Füße Vertreten', erpicht auf ein Gespräch am Rande (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1996a: 247). Die Teilhabe am kommunalen Ort ist durch abgerückte Gebäude und Abstandsgrün entkommunalisiert. TURNER nennt dies die Herstellung von 'Heteronomie im Wohnen'. Der personale private Bezug zum Stück Straße vor der Tür ist aufgehoben – enteignet (vgl. DEMEY ET AL. 1999: 163f). GRUNDLER und LÜHRS beschreiben ähnliche 'Straßen' in Siedlungserweiterungen nach dem zweiten Weltkrieg:

"Die einzelnen Häuser oder Gebäude stehen vereinzelt in mehr oder weniger großem Abstand von der Straße und zueinander und sind so nicht in der Lage, einen Straßenraum zu definieren. Mit der räumlichen Distanz geht meist auch eine soziale einher. Da die Arbeitsplätze ohnehin in anderen Stadtteilen liegen, die Dienstleistungs- und Versorgungseinrichtungen (Geschäfte, Schule, Kindergarten etc.) meist an einzelnen Stellen konzentriert sind, so daß ein großer Teil der Wege mit dem Auto zurückgelegt wird, kann die Straße in der unmittelbaren Wohnungsumgebung kaum über häufige Begegnungen im Rahmen der Alltagsbesorgungen zum "Kristallisationspunkt sozialer Beziehungen" (Lenz-Romeiss, F., 1970) werden. Es fehlt in diesen Gebieten räumlich und sozial der Bezug zur Straße." (1983/93: 12)

Wie beginnen Geschichten von der Bahn, auf der personal-kommunale Orte nicht mehr existieren, auf dem es 'Plätze' vor den Häusern nicht mehr gibt? Die administrative grüne Besetzung verhindert die Anwesenheit der Leute in der Straße und die Erinnerung an sie. *"Wegen fehlendem öffentlichem Leben auf der Straße – man fährt meist*

direkt mit dem Auto zur Arbeit, zum Einkaufen, zu..., und da es kaum geeignete Orte für den Aufenthalt gibt, 'nur' große leere Grünflächen mit Dekorationsgrün und Verbotsschildern bestückt, Parkplätze – fehlt die Sicherheit und damit das Verantwortungsgefühl für 'ihre' Siedlung" (K. HÜLBUSCH 1996: 111). Und genau diese *"Trennung von Arbeiten und Wohnen erlaubt radikalste Privatisierung"*.

"Es besteht also in der Tat eine gewisse Tendenz, daß sowohl das private Dasein des Arbeitnehmers als auch der Anteil, den er an der Öffentlichkeit nimmt, Freizeitcharakter annimmt, das heißt, Spuren jener unverbindlichen Beliebigkeit trägt. Privatleben als Freizeitkonsum, Teilnahme am öffentlichen Leben in Form von Zeitungslektüre – die Zeitungen werden ins Haus gebracht -, Radio- und Fernsehgenuß, passiv im Sessel sitzen, Besuch kultureller oder sportlicher Veranstaltungen, alles nach Wahl, ohne daß sich Verbindlichkeiten daraus ergeben: in der Tat scheint beim modernen Arbeitnehmer sowohl die private Existenz als auch die Teilnahme an der Öffentlichkeit jede Spannung, ja jede wirkliche Bedeutung zu verlieren. (...) Wenn Bauherren und Baumeister sie als selbstverständlich annehmen, wird z.B. auch weitgehend die Form unserer Wohnbauten in diesem Sinne bestimmt." (BAHRDT 1961: 74f)

Im Unisono des so legitimierten öffentlichen Abstands- und Begleitgrüns werden auch andere Marken mit Wiedererkennungswert nivelliert. In der 'Öffentlichkeit' macht sich Administration breit. Gleich in gleich 'verhübscht' den Weg und bringt ihn um – und uns. Der Rand ist administrativ besetzt und aufgelöst. Er verliert seine soziale und ökonomische Rolle. Im Rand waren Anlässe begründet, die Straße zu gebrauchen, und Platz enthalten, zu verweilen. Wenn der Rand aufgelöst ist, gibt es keine Möglichkeit, die Straße als Ort aufzusuchen und Station zu machen. Straße ist reduziert auf die Bahn und wird ein 'Verkehrproblem'. Station wird ins Private, in Urlaub und Freizeit, vor allem aber woanders hin verlagert. Wenn der Rand nicht mehr sozial und ökonomisch verständlich ist, keine Verhaltenssicherheit zuläßt, wird die Promenade entlang eines solchen Randes nur schwer vorankommen. Und wie begreifen Kinder die Welt entlang solcher Bahnen?

"Da war ein kleiner Junge, der machte sich alle Tage auf und ging hinaus, und das erste Ding, auf das sein Blick fiel und das er voll Verwunderung oder Mitleid oder Liebe oder Furcht in sich aufnahm, zu diesem Ding wurde er. Und dieses Ding wurde eins mit ihm für die Dauer dieses Tages oder für eine bestimmte Zeit an diesem Tag (...) Oder für viele Jahre oder ausgedehnte Zyklen von Jahren." (WHITMAN 1955).

Kinder finden erfahrungsgemäß trotzdem Marken und können dann auch Stationen machen, die wackelnde Bodenplatte, der Zauberbaum mit der Höhle usw. Aber eine Siedlung mit 'Straßen', die nur noch Bahnen sind, mit Grünflächen, die nicht angeeignet werden können und in denen Erfahrungen kaum möglich sind, macht es ihnen wahrlich nicht einfach (vgl. K. HÜLBUSCH 1996; SANDERS 1998: 53ff; WESTERMANN 1997).

Orte der Promenaden

Die Eigenschaften der Straße meines Heimatortes, des Flures an der Uni und der Dorfstraße bei BAHRDT weisen besagte Orte als (typische) Orte der Promenade aus: Flur und Straßen sind sicheres Territorium mehrerer Personen, die nicht unbedingt privat miteinander verbunden sind (vgl. JACOBS 1963/93: 47); sie sind gemeinsame und soziale Orte, alle Beteiligte und Fremde haben gleiche Rechte, wenn natürlich auch den

Fremden der Heimvorteil (sich auskennen, Routine im Gebrauch) fehlt. In diesem Sinn haben die Orte allmendhaften Charakter und gleichen den Ufern der Nordseeküste vor ihrer touristischen "Entdeckung" und ihrem Umbau zu exklusiven Strandpromenaden: "Am Ufer wimmelt es von Fischern, Händlern und Frachtschiffen, (...) das Watt [ist] ein Territorium der vorübergehenden Gleichheit: Seite an Seite sieht man den Armen ... und den Reichen" (CORBIN 1994: 60, 268, vgl. AUTORINNEN 1995: 225-232).

"Die Allmende wird getragen von Konventionen, einem Einverständnis darüber, daß das Land allen zukommt, und daß gleiche Rechte zur Nutzung vorliegen. Demgemäß weicht auf einem allgemeinen Weg ein jeder jedem aus, man läßt, mit anderen Worten, einander Platz. (...) Allmenden sind ... Orte, an denen sich Öffentlichkeit einfinden kann, sie vermögen, die Kommunikation ... der Leute zu tragen, und verstatten Gelegenheiten, einander zu begegnen, zu reden, zum Spiel und zur Feier, um sich anzufreunden, aber auch zu Streit; sie geben Möglichkeiten, Konflikte im gesellschaftlichen Rahmen auszutragen." (LORBERG 1998: 11)

Hinter der sicheren, klaren Abgrenzung 'Gartenzaun' und 'Türschwelle' beginnen Räume 'privater' Verfügung, die mit vertrauten Gesichtern und Personen fest und eindeutig verbunden sind. Die deutliche Abgrenzung bietet die notwendige 'Rückendeckung'. Die geöffnete Tür im Flur und die Anwesenheit der Leute im Vorgarten oder auf dem Hof



Abb. 3: Vor der 'Entdeckung der Küste' war der Strand Ort gemeinsamer Arbeit, Treffpunkt der Leute und keine 'Demonstration des Müßiggangs'

stellen Produktionsöffentlichkeit her. Erst diese Produktionsöffentlichkeit, die mittelbare personale Anwesenheit privater Ökonomien hinterm Zaun, macht den kommunalen Platz vor der Tür zum sicheren Ort, zur gelegentlichen Station des Weges und zum Anlaß des Verweilens. Flur und Straße werden über diesen gebrauchsfähigen Rand von der Bahn zum Weg und zu typischen Orten der Promenade. Alle Frei-

räume mit kommunalen Anteilen und gebrauchsfähigen Rändern können zu Orten der Promenade werden. Bedingung ist das Kennen oder Vertrautsein mit den Produktionsöffentlichkeiten dahinter; im 'Vertrauen' wird der Rand sicherer Ort. Umgekehrt vollzieht die Promenade ständig die Absicherung und Kontrolle der Ränder durch markierende Verhaltensweisen (vgl. HEINEMANN und POMMERENING 1979/89: 69). Hinter der verbreiteten Vorstellung, Promenaden seien an Ufern und Siedlungsrändern gelegen, steht auch diese alltägliche (Rand-)Erfahrung mit ökonomisch und sozial definierten Rändern. Erst im erschauernden Gefühl durch den Ausblick auf das 'Fremde' und 'Bedrohliche' von Meer und 'ursprünglicher Landschaft' wird im romantischen Klischee der herrschende Blick, der inzwischen auf den Plan getretenen Fremden, von der täglichen Beschaffenheit des gewöhnlichen, ökonomisch und sozial definierten Randes auf eine gegenüberliegende Sensation gelenkt (vgl. CORBIN 1994: 297-317). Tatsächlich war

der Blick Heimischer aufs Meer oder das Land immer einer, der die gemeinsame Arbeit, die Sorgen, Ängste und Freuden, die mit ihr zu tun hatten, sah. Für sie gab es dort keine touristischen 'Sensationen' und auch 'sensible Gefühle' mußten nicht geschürt werden. Vor ihnen lagen Arbeitsorte, die mit realen Befürchtungen verbunden waren, die der *"Erhaltung des Lebens der Gemeinschaft und deshalb auch des Einzelnen"* (AUTORINNEN 1995: 230) galten.

"Der Strand bleibt zwar der Arbeitsbereich der Fischer, ein öffentlicher Ort, an dem das Dorfleben sich fortsetzt, aber ist auch Ziel des Rituals der städtischen Promenade. Elegante bürgerliche Spaziergänger im galanten Gespräch oder kecke Reiter tauchen überall an der Küste auf; manche betrachten das offene Meer (...) Bald reisen die herrschenden Klassen an, um sich dem Küstenvolk freimütig als Schauspiel darzubieten. Die Einheimischen müssen dem neuen sozialen Theater, das sich am Strand entfaltet, weichen." (CORBIN 1994: 62 und 254)

Das falsche Bild einer Spannung zwischen 'vertrauter Geborgenheit' und 'exklusiver Sensation', das angeblich in der Promenade kulminiert, speist die Propaganda der innerstädtischen Fußgängerzone bis zur touristischen Strandpromenade. Deswegen mögen die Entwerfer Versatzstücke, die Heimat beschwören sollen (vgl. BAUSINGER 1980). Reinfallen tun darauf nur die Fremden, nicht die Leute, die sich auskennen. Für sie bleibt 'vertraute Geborgenheit' und 'Sensation' das, was sie sind: inszenierter Kitsch postmoderner Versatzstücke, *"Erlebnisbühnen, auf der jeder Auftritt von Personen möglichst eng an die Waren gebunden sein soll ... eine Selektion der Handlungen ... das Ziel Verkaufen"* (DURTH 1988: 129; vgl. HARVEY 1987). Für Heimische sind 'typische Orte der Promenaden' gemeinsame Freiräume, die in ihrem 'Überher' dysfunktional und allmendhaft sind (vgl. AUTORINNEN 1995: 230) und vom gebrauchsfähigen Rand definiert sind (vgl. AUERSWALD et al. 1996: 58).

Anlässe

Anlässe helfen der Promenade auf die Beine. Sie sind nicht notwendige Voraussetzung, aber zumeist eine günstige Gelegenheit Nützlichem mit Geselligem zu verbinden. Je mehr Möglichkeiten es in der Nähe gibt, Dinge zu erledigen, im Sinne von praktischen Anlässen, vor die Tür zu gehen, desto mehr legitime Gründe habe ich auf unverbindliche Treffen und Kontakte, die mich als bekannten Teilnehmer einer vertrauten Kommune ausweisen. Werden die Anlässe und Gelegenheiten von den Leuten genutzt, wird also in den Läden eingekauft, auf dem Bürgersteig das Rad repariert, im Vorgarten rumgewerkelt und auf der Straße gespielt, werden die tätigen Menschen wiederum selbst Anlaß und Gelegenheit für andere, die bisher noch keinen Grund hatten rauszugehen, um mal nachzuschauen, was da eigentlich so passiert. *"... also hinaus auf die Straße (...): Kinderscharen tollen auf der Straße; junge Burschen stehen vor den Schaufenstern und an den Ecken herum; Männer schlendern übers Pflaster oder sitzen in Hemdsärmeln vor der Tür; und die Frauen gehen in der Schürze an die Luft, um 'nebenan' ein bißchen zu schwatzen"* (WARD 1978: 32). Sind der Platz und die Dysfunktionalität gegeben, stellen die Leute, mit ihrer durch Tätigsein legitimierten Anwesenheit, ständig ephemere Anlässe für andere her, vor die Tür zu gehen, zu verweilen und teilzunehmen.

"... daß ... der Anblick von Leuten wieder andere Leute anzieht, ist etwas, was Stadtplaner und Städtebauer unbegreiflich zu finden scheinen. Sie gehen von dem falschen Axiom aus, daß Großstadtmenschen den Anblick von Leere suchen ... Nichts könnte weniger zutreffen. Überall ... erweisen sich die Menschen als begeisterte Beobachter lebendigen Betriebs und anderer Menschen. (...) Eine lebendige Straße hat sowohl Benutzer als auch Zuschauer. (JACOBS 1963/93: 33f)

Bekannt sein, Platz haben und 'Schneiden'

Die Promenade ist im Wesen, egal wie der gesellschaftliche Rahmen gesteckt ist, eine soziale Aktion (vgl. LICHTENBERGER 1781/1990; ÖXENIUS 1992), "*ein individuelles wie kommunales Ereignis*", bei dem Bekanntheit und Übernahme verbindlicher Rollen Voraussetzung zur Teilnahme sind. Zur Promenade gehört Vertrautheit mit den beteiligten Personen und dem Ort, sie meint wiedertreffen und wiederfinden können, ohne suchen zu müssen. Dies setzt die Kenntnis lokaler Konventionen voraus. Es ist Gelassenheit, die in der Routine, in jahrelangen Erfahrungen und Erinnerungen, in eigener Geschichte und der Geschichte eines Ortes gründet – sie ist herangewachsen, und "*mit seinem Gedächtnis ist jeder Teil eines Zusammenhangs*" (ASSMANN 1998: 52) geworden.

"Daß die Verpflichtung, bekannten Personen soziales Erkennen zuteil werden zu lassen, daß die Pflicht, sich ihnen gegenüber kontaktfreudig zu zeigen, besonders stark ist, läßt sich auf vielerlei Weise belegen. Ganz offensichtlich ist ... das >>Schneiden<< strikt tabu. Anstandsbücher enthalten viele Warnungen vor dieser Strategie, jede Initiative zu einer Begegnung abzuwürgen. Grundregel: man schneide niemals jemanden auf der Straße. (...) Jemanden zu schneiden, ist insofern gleichbedeutend mit einem Mangel an Respekt der gesamten Zusammenkunft gegenüber; hier erweist sich ein flagranter Mangel an Empfindsamkeit für jene minimale Solidarität, welche die Versammlung von all ihren Teilnehmern fordert." (GOFFMAN 1971: 113ff)

Bekanntheit ist Voraussetzung des 'Schneidens': In der Promenade herrscht nicht nur Harmonie, Achtung und Respekt voreinander, sondern in ihr kann auch das Gegenteil, heftiger Streit Ausdruck finden; Konflikte gehören zu allmendhaften Orten und kommunalen Zusammenkünften (vgl. AUTORINNEN 1995: 231). In den Konflikten kann die Promenade die Qualität einer individuellen und kommunalen 'Gerichtbarkeit' bekommen. Aber erst wenn wir einander kennen, können wir durch Ignorieren und Mißachtung 'strafen'. Diese Strafe kann 'privat' sein, wenn viele sich einig sind, auch kommunal werden. Im Ausschluß und der Verweigerung an Teilnahme, im 'Nicht-Wieder-Erkennen', wird sie dann eine bisweilen brutale 'Strafform'.

Eine zweite Bedingung zur Promenade ist neben Vertrautheit mit Personen und Orten der Platz am Ort und in der Zeit. BENJAMIN (1966/88) schreibt im "*Passagen-Werk*" zum Platz in der Zeit sinngemäß, daß die Eleganz des Promenierens im Ausführen einer Schildkröte liegt. Die Zeit, in der absichtsvollen Tätigkeit oder hinter einem Vorwand verborgen, ermöglicht das Verweilen. Zeit braucht ein Gegenüber am Ort, um wirksam zu sein, stehenbleiben zu können. Die Promenade ist Verweilen in der Zeit und am Ort und innerhalb beider muß dafür ausreichend Platz sein (vgl. COLLAGE NORD 1996: 23f). **Orientierung** über Vertrautheit mit Ort und Personen und ausreichend **Platz** in Zeit und Raum, das sind Bedingungen der Promenade – wie auch Gemeinsames:

Gemeinsames

Die Frage nach Gemeinsamem ist eine Frage nach dem, was uns verbindet. In den Beispielen ist es die mit anderen geteilte "*Wirklichkeit der Alltagswelt*" (vgl. P. L. BERGER und LUCKMANN 1997: 25f) und darüber hinaus Interesse und Sympathie. Dahinter sind gemeinsame Lebensart und Wertesystem verborgen (vgl. ALEXANDER 1995: 181), die wir uns in der Gemeinschaft, in der Verbindung, in die wir treten, einander bestätigen. Mit der Zeit entsteht ein gemeinsames Wissen, weil im Zusammenkommen am kommunalen Ort miteinander geredet wird.

"... bei der Kommunikation (werden) alle Einzigartigkeiten und Besonderheiten, die das Wissen und die Interessen eines Menschen prägen, außer acht gelassen ... Relevant ist nur die >>Schnittmenge<< der Wissensbestände, d.h. das gemeinsam geteilte Wissen, das zur Anwendung kommt." (JAEGGI et al. 1997: 129)

In einem Dorf sind dies die Geschichten, die – genau beobachtet und innerhalb des Dorfes weitererzählt – "*gemeinsam geteiltes Wissen*" werden. So werden die einzelnen Geschichten festgehalten und erlangen in kontinuierlicher Weitergabe den Charakter einer Dorfgeschichte, einer Chronik des Dorfes. Die Archivare sind alle.

"Das meiste von dem, was sich während eines Tages ereignet, wird schon von jemandem eingehend erzählt, bevor der Tag zu Ende ist. Die Geschichten sind Tatsachenberichte, die auf Beobachtungen oder auf einer Erzählung aus erster Hand beruhen. Diese Kombination aus schärfster Beobachtung, aus dem täglichen genauen Erzählen der Ereignisse und Begebenheiten des Tages und aus lebenslanger gegenseitiger Vertrautheit ist es, aus der sich der sogenannte Dorfklatz zusammensetzt. Manchmal enthält die Geschichte implizit ein moralisches Urteil, aber dieses Urteil – gerecht oder ungerecht – bleibt ein Detail: die Geschichte als ein Ganzes wird mit einer gewissen Toleranz erzählt, denn sie betrifft ja jemanden, mit dem der Geschichtenerzähler und der Hörer weiter zusammen leben werden." (J. BERGER 1982: 17)

Die Promenade ist Forum und – wenn auch nachsichtig – moralische Instanz. Denn genau die Geschichten und Erfahrungen, wie J. BERGER sie beschreibt, sind Gesprächsstoff der Promenade. Mit dem Verlust Geschichte(n) zu erzählen, schwindet die Möglichkeit der Vergewisserung der Welt (EBENDA). Die teilnehmenden Menschen "*haben durch unterschiedliche Berufe und Anstellung getrennte Lebenswelten; und nur im gemeinsamen Gespräch können die verschiedenen Erfahrungen miteinander geteilt werden, kann aus den Ereignissen Sinn gemacht werden (Berger und Kellner 1965)*" (JAEGGI et al. 130). JAEGGIS Beschreibung gilt für Ehepartner (also private Beziehungen), doch inhaltlich kann dies auf andere 'Verbindungen' (nämlich kommunale) ohne Abstriche übertragen werden. Allerdings ist die Relevanz des gemeinsamen Wissens und dieses selbst während der Promenade ein anderes, weil es kommunal und nicht privat ist.

PROMENADE UND INSTITUTIONALISIERUNG

Promenade, der sicher erlernte Weg auf vertrautem Territorium, ist routinierter Gebrauch kommunaler Freiräume. Im Prinzip ist die Promenade deswegen eine habituelle, regelmäßige Veranstaltung. Sie wiederholt immerzu Stationen des Weges, die sie bereits kennt, und macht sie zu einem gut verfügbaren Fundus bekannten Wegwis-

sens (vgl. APPEL 1992). Promenade ist darin "ritualisierten Äußerungen" (SANDERS 1998: 20) oraler Sprachkulturen vergleichbar und den Wiederholungen in Erzählungen, wie wir sie aus Märchen kennen (vgl. BETTELHEIM 1981). Wiederholungen dienen der Erinnerung und Orientierung auf dem Weg und in den Geschichten. In der idealtypischen Synthese, die CHATWIN (1996) mit den 'Songlines' australischer Ureinwohner beschreibt, werden Geschichten erzählbare Landkarten, in der über die geographische Orientierung hinaus auch Mythen und Moral, verbindender Glaube und Sinn der Gemeinschaft, der 'Common sense' (vgl. ARENDT und MCCARTHY 1997: 75), aufbewahrt und tradiert werden.

"Diese Worte müssen dem Gedächtnis eingeprägt werden. Anders ist ihr Überdauern nicht zu gewährleisten. Das mnemotechnische [*gedächtnisstärkende*; N. W.] Mittel hierfür ist die Ritualisierung. Das Erinnerungsvermögen ist personengebunden, ist Gedächtnis der einzelnen Männer, Frauen, Kinder der Gemeinschaft, doch sein Inhalt – die aufbewahrten Worte – ist Gemeinbesitz, in dem die Überlieferung und die historische Identität der Gemeinschaft niedergelegt sind." (HAVELOCK 1982: 70)

Einmaligkeit und etwas Besonderes

Wenn 'das erste Mal' und Einzigartigkeit einen Gang zur Promenade machen, gelingt dies nur vom Hintergrund habituellen Verhaltens und oft wiederholter Wege. Erst die



Abb. 4: Er weiß genau: 'Die Blicke sind mir sicher'

Regelmäßigkeit hält die Möglichkeit der Variation bereit. Diese absichtsvolle oder zufällige Variation verleiht wiederum jeder Promenade eine gewisse Einzigartigkeit, die eine Erweiterung des bisher Gelernten, des Regelmäßigen, werden kann. Wegen der Auffälligkeit wird sie die besondere Aufmerksamkeit anderer genießen, die das Neue erkennen, weil sie mit dem Alten vertraut sind. Wenn das Auffällige nicht in Peinlichkeit, sondern anerkennender Achtung gründet, wird die Promenade federleicht und schwebt. "*Gewohnheitsmäßiges Handeln und Routine sind die Vorbegriffe für Institutionalisierung*" (BÖSE 1981/89a: 143). Erst Regelmäßigkeit stellt in der andauernd wiederholten Tätigkeit Vertrautheit und Erinnerung her, die den Ort zum sicheren Territorium macht. Als Beleg sei an den allabendlichen Gang des alten Mannes über die Dorfstraße in die Kneipe erinnert (BAHRDT 1961: 42). Genügend ähnliche

Beispiele könnten die Annahme zur Regelmäßigkeit erhärten. Aber auch ein kleines Kind, das zum ersten Mal alleine mit etwas Geld zum Bäcker oder Metzger um die Ecke geschickt wird und dessen stolzesgeschwellte Brust beim Gang durch die Straße, wohl wissend, daß viele Augen zuschauen, zu bersten droht, macht eine Promenade.

Allerdings könnte das Kind diese Promenade nicht machen, wenn es nicht schon vorher viele Male diesen Weg mit den Eltern oder der großen Schwester gegangen wäre. Zwar ist 'Einzigartigkeit' das Merkmal dieser Promenade, aber verständlich wird sie erst vom Hintergrund der bereits erfolgten regelmäßigen Eroberung des sicheren Territoriums. Weil aber bald die Pflicht im Vordergrund steht und der Weg langweilig und Zwang wird, verliert das Brötchenholen ausgerechnet mit zunehmender Regelmäßigkeit alle Eigenschaften der Promenade. Zum Glück sind Kinder neugierig und widerständig und wenden im ungehorsamen 'Bummeln' die eintönige Pflicht zur abwechslungsreichen Freiheit und erneut zur Promenade. Das ist beim 'Trödelmarathon' Heim-



Abb. 5: Schulwegpromenade – ganz sicher nicht zu bauen

weg von der Schule nicht anders: keine Verweilmöglichkeit, keine Haltestelle, wo es etwas zu sehen, zu erfahren und Neues zu lernen gibt, wird ausgelassen. Auf die Frage 'was macht ihr da eigentlich so lange?' wird geantwortet: 'Och, wir gucken uns die Gärten an oder haben den ... und die ... getroffen und geschwätzt ...' Wie sollten die Kinder auch sonst ihre Promenade nach und nach vergrößern und ihr Quartier als Zuhause erobern.

weg von der Schule nicht anders: keine Verweilmöglichkeit, keine Haltestelle, wo es etwas zu sehen, zu erfahren und Neues zu lernen gibt, wird ausgelassen. Auf die Frage 'was macht ihr da eigentlich so lange?' wird geantwortet: 'Och, wir gucken uns die Gärten an oder haben den ... und die ... getroffen und geschwätzt ...' Wie sollten

Regelmäßigkeit, Routine und Rituale

Zurück zum abendlichen Gang des Bauern: Der Bauer kann einen Zeitpunkt wählen, von dem er weiß, daß gerade dann jemand den Stall mistet, vom Feld zurückkommt oder die Hühner rein holt, wenn er vorüber geht. Er kann seinen Weg so wählen, daß er mit großer Sicherheit zu einer gewissen Uhrzeit bestimmte Leute treffen kann, weil er um sie und ihre Arbeit weiß. Wenn sein Gang schon lange und regelmäßig stattfindet, wird der Weg ins Wirtshaus eine Institution. *"Institutionen haben immer eine Geschichte, deren Geschöpfe sie sind. Es ist unmöglich, eine Institution ohne den historischen Prozeß, der sie heraufgebracht hat, zu verstehen"* (BERGER und LUCKMANN 1969/98: 58). Sie enthalten das *"gemeinsam geteilte Wissen"* (JAEGGI ET AL. 1997: 129) bezüglich der Leute am Lebensort, der Orte selbst und der Konventionen, die lokal vereinbart sind und über allgemeine, überall gültige Verhaltensregeln hinausgehen. Jeder im Dorf, der was von dem Bauern will, weiß, wann und wo er ihn 'Nebenbei' treffen kann, um wegen der Sache, um die es geht, nicht viel Aufhebens zu machen, sie nicht wichtig werden zu lassen. Es entsteht die Möglichkeit des zwanglosen Treffens von Leuten, die über den gemeinsamen Lebensort miteinander bekannt sind. Diese

genheit, um Belange von gemeinsamem Interesse zu regeln. Bei aller darin enthaltenen Zwanglosigkeit bleibt die Promenade in der habituellen Eigenart eine verlässliche, aber freiwillige und kommunale Institution. Wenn der Bauer den Zeitpunkt so wählt, daß er sicher sein kann, niemand zu treffen, er die auch kontrollierende, kommunale Öffentlichkeit meidet, fällt die Promenade aus und er geht spazieren. Allerdings ist das an einem Ort, an dem man gut bekannt ist, verflixt schwierig.

Feste und Prozessionen

Im Rahmen religiöser Rituale gibt es die Prozession von vielen zu heiligen Orten – der Kirchen- und Glaubensgemeinde – und den Kreuzgang einzelner. Die profane Entsprechung sind festliche und andere Ereignisse (z.B. die diversen Umzüge zur Kirmes, der gesellige Gang zum Maitanz, Erntefeiern), bei denen die Gemeinde die Zusammenkunft nach getaner Arbeit sichert; sie sind hilfreicher Garant für die Kommune. Im Unterschied zu alltäglichen Promenaden ist die Arbeit getan, aber über sie zu reden, ist kein Tabu. Sie wird nicht verschwiegen, sondern ist im Treffen, im Gespräch untereinander, erlaubt und ständiges Thema. Das unterscheidet diese Treffen vom 'Demonstrativen Müßiggang' und fehlender 'Beschäftigung'. Oftmals ist das besondere Ereignis geradezu belohnendes 'Fest': es ist der Feierabend, Sonntag oder ein Festtag – das Prinzip der Promenade (dynamischer Wechsel zwischen 'Arbeit' – Geselligkeit – 'Arbeit') ist trotz größerer Zeitintervalle, der längeren Pause zwischen der Arbeit, dem Zusammenkommen immanent. Weil die Kommune immer auch Glaubensgemeinde war, sind religiöse und weltliche Ereignisse zumeist eng verwoben. Bei vielen religiös motivierten Gängen – auch wenn die Administration Kirche das nicht gerne hört – stehen alltagsweltliche Absichten und Bedeutungen im Vordergrund, beim Kirchgang, Überführung, Beerdigungen und Hochzeiten. Auf diesen Gängen wird nur wenig über Gott und Glauben verhandelt, hingegen über andere Menschen und Gemeindemitglieder, die gestorben sind oder heiraten wollen, es geht um konkrete Ereignisse im Dorf und bei der Arbeit, die getan ist oder noch erledigt werden muß, um Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart der Leute, um Erinnerungen und Hoffnungen, alltägliche und gemeinsame Wirklichkeit.

Orte und Zeiten, die Regeln des Verhaltens und der Kleidung sind genau festgelegt, die Abweichung davon immer eine Provokation, die eine selbstbewußte und liberale Kommune allerdings lässig aushält. Rollen sind eindeutig verteilt und müssen 'freiwillig' erfüllt werden. Teilnahme ist keine Pflicht, weil alle dabei sein wollen; niemand will abseits stehen. Auch viele bisher beschriebene Merkmale der Promenade gelten für derartige Ereignisse, das Promenadenhafte in ihnen ist groß. Das Eigentümliche der Institutionalisierung auf kommunaler Basis ist die oft schon lange zurückliegende Vereinbarung. Sie entsteht durch Absprachen der Menschen untereinander und wird zur Konvention. Sie erfüllt die Aufgabe, *"feststehende und verlässliche Programme zu liefern, an die sich die Menschen halten können – automatisch, ohne nachzudenken, >>spontan<<".* Sie übernimmt die Aufgabe der *">>Hintergrunderfüllung<<; in der Tat ist Instituti-*

onalisierung der Prozeß, durch den Themen, die zuvor im Vordergrund standen – d.h. voll wahrgenommen und bewußt durchgeführt wurden –, in diesen Hintergrund automatisierter Programme versetzt werden" (BERGER und KELLNER 1984: 138).

In der kommunalen Institution Promenade sichert und erleichtert die Gemeinde ihre Zusammenkunft, indem sie den Teilnehmern die Hilfe durch das Ritual gewährt. Die darin angelegte Kontrolle – z.B. der Teilnahme und des Verhaltens – birgt gleichfalls Sicherheit (vgl. BERGER und LUCKMANN 1969/81: 59; BÖSE 1981/89a: 145), in der auffällt, wenn jemand fehlt und es beispielsweise dem alten Bauern nicht gut geht, er krank im Bett liegt und eventuell Hilfe braucht. Erst in herrschaftlich und administrativ besetzten Einrichtungen fordert die Kontrolle widerspruchslose Anpassung, ohne soziale Sicherheit zu liefern. Aber dann verlieren diese Ereignisse auch ihren kommunalen Sinn.

Der Kirchgang

"Alle ein bis zwei Wochen wurden die Häuser zu Kulissen, der Arbeitstakt wurde angehalten, und es begann ein schüchternes Theaterspiel, Hochzeit oder Beerdigung. In Zweierreihen bewegten sich die Leute entweder dem Pfarrer entgegen in die Kirche oder vom Trauerhaus zum Friedhof hinter ihm her. (...) Aber mehr als der Mann im Talar, mehr als das Paar oder der Sarg interessierten mich die Leute, die den Hochzeitszug oder die Trauergemeinde bildeten und eine Doppelrolle spielten, feiernd oder trauernd beteiligt am großen Ereignis, verwandt oder gut bekannt mit dem Paar oder den Toten, und gleichzeitig Darsteller auf der Bühne der Straße, der Neugier der Zuschauer ausgesetzt. Die Männer hatten die verwaschenen Ackerkleider abgelegt und traten in schlecht sitzenden, vererbten schwarzen Anzügen und weiß strahlenden Hemden auf und parodierten den Pfarrer, die Frauen wurden, wenn sie nicht in dunkler Tracht mit Rosenslappen gingen, in Blümchenkleidern und weißen Spitzenkragen auf einmal der Mutter ähnlich. Nur die faltigen Gesichter konnten sie nicht verkleiden, und in dem angepaßten Ernst, in der verwackelten Feierlichkeit als teilnehmende Darsteller blieb etwas Verschmitztes, als wüßten die Trauernden ebenso wie die Hochzeitsgäste, daß keine Verwandlung perfekt und endgültig ist, als brauchten sie den Rollenwechsel zwischen Arbeitsjacke und Schlips, das Auf und Ab zwischen Arbeit und Feiern, Schuften und Saufen." (DELIUS 1994: 34)

... das Auf und Ab der Promenade.

Der Kirchgang soll nicht zur Promenade 'umbenannt' werden. Als eine kirchliche aber gleichsam kommunale Institution hat er, genau wie andere besondere Ereignisse und Feste auf kommunaler Ebene, Anteile von Promenade und mit ihr gemeinsame Merkmale. Vor dem Hintergrund der Gemeinsamkeiten kann die Promenade besser verstanden werden. Wie des Bauern abendlicher Gang dem Wirtshaus, ist der sonntägliche Morgen der Kirche vorbehalten – ohne Frage nur vordergründig als 'Gottesdienst':

"Allein, wie die Erna nun schnellzünftig vorschlägt, allein spazieren, das schickt sich doch auch nicht. Das ist nicht das Rechte. (...) Allein in die Kirche, Sonntagmorgen mit Handtasche und Gesangbuch, die Frauen unter sich, die Kinder in Rufweite, das mag noch angehen. *Natürlich* gehört sich das Gesangbuch nicht in der Handtasche getragen, auch wenn es hineinpaßt. Sondern deutlich für sich in der anderen Hand. Ja, in den Kriegsjahren, wenigstens die ersten Kriegsjahre noch, sind die Ehefrauen im Dorf auch unter sich spazierengegangen. Aber hatten doch wenigstens jemanden, zu dem sie hindenken konnten: da hatten sie einen Grund." (KURZECK 1987: 96)

Zum Kirchgang gehören Insignien, demonstrative Zeichen der Zugehörigkeit. Sie bilden die materielle Ausstattung einer Konvention und weisen die Zeichen der Teilnahme aus (vgl. VEBLEN 1899/1989: 167). Es ist das *"Gesangbuch"*, das *"nicht in der Tasche getragen"* wird ...

"Die Glocken läuteten (...) Ich trug über dem Hemd eine graue Jacke gegen die Sommerkühe in der Kirche, war frisch gekämmt, die Haare halbnass, hielt ein Gesangbuch fest und wartete auf die Mutter ..." (DELIUS 1994: 38)

... und die Kleidung. Die Männer in schwarzen Lackschuhen und Anzügen, weißen Hemden und viele mit Hut. Die Frauen in eben solchen Farben und genauso obligatorischer Handtasche. Alle sind sehr schick, tragen ihre Sonntagskleidung, die wochentags säuberlich im Schrank hängt – der Kirchgang ist etwas Besonderes. Alle sind fein und müssen einander notwendigerweise ähneln. Die Zugehörigkeit wird in gemeinsam getragenen Insignien demonstriert. Die Insignie ist von der identitätsraubenden Uniform gleichmacherischer Paraden grundverschieden, weil mit ihr nicht die Bekanntheit der Personen und ihrer Unterschiede aufgehoben wird. Die sind nämlich nicht materiell abgebildet und bleiben lesbar, weil sie in Geschichten und Erzählungen, in Erinnerungen und Gedanken der anderen, *"in den faltigen Gesichtern"*, die sie nicht verkleiden können, bewahrt sind – den Insidern bekannt, und die Geschichten erzählend.

Beim Kirchgang wird weder Auto noch Fahrrad benutzt. Nur die ganz Alten, die unter Mühe und Schmerzen gehen, werden von Angehörigen im Auto gebracht. Es ist ein gemächlicher Gang. Die Leute gehen früh genug aus dem Haus und planen Zeit ein. Keiner will zu spät kommen und den begonnenen Gottesdienstes mit lautem Gequietsche, Scheppern oder dem hallenden Donnern der zuknallenden mächtigen Eingangstür stören. In der weiten Stille der Kirche wäre selbst ein viel leiseres Geräusch Anlaß für die versammelte Gemeinde die Köpfe zu wenden und ihre Blicke in der verursachenden Person mahnend zu bündeln. Die Kirchenglocken helfen dabei, pünktlich zu sein. Sie läuten den Gang ein, begleiten die Leute eindringlich und bis zum Ende. Hetze ist tabu, der Schritt der Leute wie der Rhythmus der Glocken – getragen und entschlossen, zielstrebig.

"Durch die Haustür sah ich ihnen nach, wie sie zur Kirche gingen, langsam im Glockentakt, sie größer als der Kapitän a.D. Morgen würde der Großvater mit schnelleren Schritten zum Bus laufen (...) >>Komm<< sagte die Mutter, nahm meine Hand, und die Glockentöne ließen uns Zeit, rechtzeitig vor dem Vater [und Pfarrer; N. W.], der als letzter ging, unter dem Geläut wie unter einem Klangdach durch den Vorgarten zu pilgern, wenige Schritte von der Haustür zur Kirchentür." (EBENDA: 42)

Anfangs, wenn die Leute aus dem Haus kommen, sind sie einzeln oder zu zweit. Auf der Straße, je näher die Kirche rückt, werden die Grüppchen größer. Zuerst sind es Nachbarn, später Leute, die aus anderen Ecken des Dorfes kommen. Sie kennen einander, obwohl sie sich seltener sehen. Sie grüßen höflich und laufen still nebeneinander. Manche beginnen Unterhaltungen. Mit den Unterhaltungen ist das so: wer will darf, muß aber nicht. Es sind Gelegenheiten und kein Zwang. Sie folgen den individuellen Impulsen und Absichten. Vom Haus auf die Straße zur Kirche. Die Gemeinde wird im-

mer größer und am Ende ist die Bündelung vieler einzelner und kleiner Promenaden im allen gemeinsamen Ort – dem Kirchenvorplatz.

"So zogen sie an mir vorbei, mit ihren vieldeutigen Gesichtern und einsilbigen Nachnamen, Hühn, Röhl, Vock, Zinn, Mohr, Roos, Trausch, Quanz, Lerch, Heinz, Trapp, Hahn, Stock, Lotz, Manns, und dazwischen Berlet und Billing, Opfer, Adolph, Sippel, Stuckardt, Gerlach, Döring, Bolender, ehe sie im Takt einer schwankenden Geselligkeit auf der kleinen Bühne ... verschwanden ..." (EBENDA: 34)

Wenn auch diese Ereignisse einen engen und bevormundenden Rahmen haben, der z.B. im Fall 'kirchlicher' Veranstaltungen teils administrativ hergestellt wird und über 'Regeln' im 'Common sense' und eine rein kommunale Institutionalisierung hinausgeht, so bleibt das 'Promenadische' in diesen Treffen, die Möglichkeit, innerhalb der zusammengekommenen Kommune individuellen Impulsen und Absichten nachgehen zu können, reichlich enthalten und ist der Hauptgrund, warum an den Veranstaltungen teilgenommen wird.

"Wenn aber die Selbstbestimmung im Zentrum steht, dann ist es eine breite Vielfalt von zweckhaften Betätigungen, die in einem Leben der Muße Raum finden." (WALZER 1998: 273)

Zwischen Anpassung und Auflehnung

Nicht nur in meiner Erinnerung gehört zum Kirchgang der persönliche Kampf gegen die Angepaßtheit, ein Aufbegehren dagegen Insignien zu tragen. Zur Zeit der Konfirmation stand am Beginn des Kirchgangs Diskussion und Streit: 'Nein, du ziehst auf keinen Fall die alten Turnschuhe an und Jeans kannst du völlig vergessen'. Es blieb mir unverständlich, warum solch aufgemotzte Staffage, warum nicht das anziehen, was auch sonst – die Woche über – getragen wurde? Aller Augen lagen auf einem: die der Nachbarn, wenn das Haus verlassen wurde, der Leute, die unterwegs und in der Kirche waren und, viel wichtiger (natürlich trafen einander auch Leidensgenossen), die der eigenen Freunde und meines heimlichen Schwarms – die Verlässlichkeit, sie irgendwo zu treffen, mit ihr unverbindlich zu flirten, war nirgendwo so groß, wie vorm Eingang der Kirche.

Für alle wurde lesbar, ob die Bereitschaft bestand, eine zugewiesene Rolle zu übernehmen. Es wurde geäugt, um zu sehen: paßt er sich an oder will er etwas besonderes sein? Wenn ich mich recht entsinne, wechselte ich deswegen auch so oft den Weg durchs Dorf. Mal ging ich 'obenrum', mal 'untenrum' – ich wollt' nicht, daß mich jeder so sehen konnte, mit dieser Verlässlichkeit. Und ich kann mich noch gut an das Gefühl erinnern, vor der Kirche zu warten: alle Freunde schick gekleidet, keiner mit Turnschuhen. Nur ich stand da, mit diesen verdreckten, löchrigen Teilen. Es hat mich unsicher stolz gemacht – ich hab' mich im Auffälligkeit nicht richtig wohl gefühlt, die Abgrenzung nicht genießen können. Mein Unterschied war ein Affront, vor allem für meine Eltern, weil sie wußten, daß im Dorf darüber gesprochen werden würde.

DER SPAZIERGANG

"Ich fahr mit dem Rad in die Unterneustadt, um ein wenig durchs Quartier zu streifen. Weil so ein Fahrrad recht hinderlich ist bei solchen Unternehmungen, muß ich einen möglichst sicheren Parkplatz für das gute Teil finden. Ohne lange zu überlegen, schließ ich es an den Vorgartenzaun eines Hauses aus der Gründerzeit in der Schillstraße. Auf dem Gehweg entlang der Zäune stehen schon etliche Fahrräder und Mopeds – eine Nutzung, die sich etabliert hat, weil sie funktioniert." (NIEDE 1991: 38)

Die von NIEDE berichtete Erfahrung "*Über Spaziergänge*" macht zweierlei deutlich: Spaziergänge finden nicht an vertrauten und heimischen Orten, an denen wir regelmäßig teilhaben, statt (Anfahrt mit dem Rad). Nichtsdestotrotz kann ich mich mit meinen Kenntnissen von zu Hause auch an fremden Orten, "*ohne lange überlegen zu müssen*", gut zurechtfinden. Beiden Aufmerksamkeiten, die sehr wohl alltägliche Erfahrungen zum Thema haben, aber gleichsam eine professionelle Relevanz besitzen, wie auch das folgende Zitat von K. H. HÜLBUSCH ankündigt, gelten im weiteren die Überlegungen.

"Wir sind als PlanerInnen in der Not einen Ort verstehen zu sollen, an dem wir weder leben noch zu Hause sind." (1988a: 3)

Raus aus dem Quartier: spazierengehen

Promenaden finden unter den Augen einer vertrauten, kommunalen Öffentlichkeit statt, deren 'Hersteller' dauerhafte soziale Beziehungen über den gemeinsamen Ort, ähnliche Tätigkeiten oder Neugierden verbinden. HESSEL (1987: 109) grenzt das Spazierengehen von der Promenade folgendermaßen ab. Das Spazierengehen sei "*nur selten eine gesellige Angelegenheit wie etwa das Promenieren, das wohl früher einmal ... ein hübsches Gesellschaftsspiel, eine reizvolle theatralische oder novellistische Situation gewesen sein mag*". Trotzdem kennen wir aus unseren Erinnerungen auch zahlreiche gesellige Spaziergänge, bei denen die Teilnehmer über z.B. gleiche Interessen regelmäßig miteinander verbunden sind und innerhalb einer geselligen Gruppe ebenfalls eine Kommune herstellen. Die Teilnehmer sind dann auch am fremden, wenig vertrauten Ort im Rahmen ihrer Gemeinschaft und verbindlicher sozialer und habitueller Verhaltensweisen Promenierende, sie haben die Kommune sozusagen mitgenommen. In dieser an Personen gebundenen Vertrautheit unter Leuten, die dabei sind, ist ein geselliger Spaziergang der Promenade sehr ähnlich. Wenn wir uns noch mal die Gedanken zur Vertrautheit mit dem Ort und die Nähe zum Haus in Erinnerung rufen, ist der Spaziergang aber auch anders:

Wenn die Promenade das Haus im Rücken hat, dann übernimmt diese Rolle beim Spaziergang das Quartier. Der Spaziergang beginnt also dort, wo die Promenade aufhört, die Übergänge sind fließend. Geht er vom Haus aus, ist der Spaziergang am Anfang Promenade: wir treffen bekannte Personen, grüßen, bleiben stehen und reden miteinander. Mit zunehmender Entfernung, am Rand des Quartiers oder des Dorfes, werden die bekannten Gesichter weniger, Personen, denen wir begegnen, sind fremd, auch die Orte sind nicht mehr vertraut – Routine geht flöten (vgl. K. H. HÜLBUSCH

1996a: 247). Treffen mit Bekannten werden unwahrscheinlich. Gäbe es eins, wäre es zufällig und irgendwie irritierend, weil der Rahmen, das fremde Terrain, so unüblich ist. Als Spaziergänger bewegen wir uns auf weniger vertrauten Territorien anderer. Unbekanntheit und Fremdheit nehmen zu, Orientierung kostet Konzentration und Aufmerksamkeit, 'Sicherheit' muß überlegt werden. 'Station machen' organisiert im 'Umschauen' erst mal das fragende Zurechtfinden, das, was in der Promenade, weil es schon längst routiniert zuhanden ist, in die unbewußte Hintergrundebene verlagert werden konnte. Promenierende müssen sich daher weniger auf die physische Umgebung konzentrieren und haben so mehr Luft für gesellige Ereignisse.

"Kinder ... machen aus dem Spazieren ein Unternehmen mit heimlichen Spielregel, sind so beschäftigt, beim Beschreiten des Pflasters das Berühren der Randflächen und sandigen Ritzen zu vermeiden, daß sie nicht aufschauen können; oder sie benutzen die Reihenfolge der Dinge, an denen sie vorbeikommen, zu seltsam abergläubischen Berechnungen ..." (HESSEL 1987: 109f)

Treffen wir im Spaziergang Bekannte, kann, wenn auch nicht am vertrauten Ort, der Spaziergang die Verbindlichkeit der Promenade bekommen. Der Wechsel vom unverbindlichen Betrachter zum verbindlich Betrachteten weist den Platz und eine einklagbare und bekannte Rolle in einer gemeinsamen Welt zu.

"Du verkehrst, du kommunizierst mit lauter fremden Zuständen und Schicksalen. Das merkt der echte Spaziergänger an dem merkwürdigen Erschrecken, das er verspürt, wenn ... ihm plötzlich ein Bekannter begegnet und er dann mit jähem Ruck wieder ganz einfach ein feststellbares Individuum ist." (EBENDA: 109)

Von diesem Moment an gilt ein Motto der Promenade: 'sehen und gesehen werden', von Leuten, zu denen regelmäßige Kontakte bestehen. Der Spaziergang verliert in diesem Augenblick von der Individualität, die ihn von der geselligeren und kommunalen Promenade unterscheidet. Andersherum, mit dem Gedanken an den erwähnten Bauern auf der Dorfstraße: Es können die Bedingungen innerhalb eines Quartiers oder im Dorf so gewählt werden, daß keine Öffentlichkeit besteht. Wer nachts um drei oder vier Uhr rumläuft, für den ist es selbst auf der Dorfstraße recht unwahrscheinlich, überhaupt jemanden zu treffen. Ist am vertrauten Ort, im Quartier oder im Dorf, die Kommune nicht unmittelbar anwesend, kriegt auch ein solcher Gang, wenigstens bezüglich direkter Verbindlichkeiten und Kontakte und auch der sozialen Kontrolle, den privateren Charakter des Spaziergangs. Allerdings bleibt ausgeblendet, daß solch ein Spaziergänger seinen Blick andauernd über vertraute Gegenstände und Plätze schweifen ließe. Und jeder dieser Gegenstände ist mit Geschichten und Erinnerungen an die latent anwesenden Leute verbunden. So bleibt er in der physischen Vertrautheit zur Umgebung trotz der Abwesenheit der Leute in der Erinnerung sozialer Erfahrungen kommunal behütet. Promenade ist im routinierten 'Zuhanden-Haben' (vgl. BERGER und KELLNER 1984: 25) heimischer Erfahrungen eine Voraussetzung des Spaziergangs, wie es das 'Hausen' für die Promenade ist. Erst die Sicherheit des vertrauten und mit anderen gemeinsamen Ausgangsortes – der Straße, des Quartiers – macht die gelegentliche Entfernung davon, an die fremden Orte anderer, möglich. Der Spaziergang ist die Erkundung der Umgebung des gut Bekannten, des 'Spielraums', wie MUCHOW

und MUCHOW (1935/87) dies in den 'Streifzügen' von Kindern beschreiben. Darin kommt der Spaziergang der Variante, der 'Einzigartigkeit' der Promenade nahe, weil beide in der Erweiterung sicherer Territorien unbekannte Stadt räumlich wie verhaltend erschließen. Aus dem routinierten Gebrauch eines konkreten Ortes, der über Konventionen und Alltägliches begrenzt und definiert ist, resultiert Neugierde auf jenes, was hinter den Grenzen liegt – das Fremde: es ist nicht bedrohlich, sondern bedeutet die Erweiterung bekannten Wissens. Das Spazieren schließt an die Promenade an, weicht – vor deren Hintergrund – ab vom gesicherten, kontrollierten und regelmäßigen Weg.

Der Spaziergang – ein Auswärtsspiel

Neben dem privateren und weniger geselligen Charakter des Spaziergangs ist also die weitere Entfernung vom Haus eine seiner Eigenschaften. Das 'Raum-greifen' (lat.: spatium = Raum; vgl. MAYER-TASCH 1998) drückt 'Ferne' und den vom Haus zurückgelegten Weg aus. Die Konzentration ist auf die Erkundung unvertrauten und fremden Terrains gerichtet. Die Promenade ist in den sicheren Grenzen der Konvention, von Siedlung und Bekannten, am vertrauten Ort zu Hause. Hier gehen die Promenierenden hin und her, von der immateriellen Umfriedung behütender Grenzen und kommunaler Vereinbarungen geschützt und kontrolliert, mit der routinierten Orientierung Heimischer. So macht die Etymologie des Wortes Promenade Sinn (Auf- und Ab- und Im-Kreis-Gehen).

Was der Spaziergang regelmäßig erobert und was Teil von Alltag und Gewöhnlichem und in diesem Sinne institutionalisiert wird, kann künftiger Ort von Promenaden sein. Im Wechsel vom Spaziergänger zum Promenierer ist der Wechsel vom fremden Unkundigen, der neugierig lernen will, vom Dilettanten im ursprünglichen Sinne (vgl. KLUGE 1995), zum heimischen Kundigen, der sich bereits auskennt, enthalten. Es ist der Unterschied zwischen Auswärtsspiel und Heimvorteil, zwischen Fremden und 'Eingeborenen' (vgl. BERGER und KELLNER 1984: 35f). Spaziergänger sind die distanzierten Beobachter, die nicht Bestandteil des 'Bildes' sind, sondern davor stehen und es betrachten, sie sind zu Besuch – nur Gast. Der Spaziergänger "*braucht nicht einzutreten, er braucht sich nicht einzulassen*" (HESSEL 1987: 109). Promenierende sind 'im Bilde', weil Teil davon. Sie sind aktiv, mittendrin und zu Hause, aber ohne Distanz. Die Promenade reicht bis zur Erfahrung der Grenze, des (Bilder-)Rahmes, der Konvention, danach beginnt die 'Entinstitutionalisierung' (vgl. GEHLEN 1957/69: 104ff; BERGER und KELLNER 1984: 139) und der Spaziergang. Der Spaziergang ist weit und grenzüberschreitend. Beide führen zu Erfahrungen, die weder gut noch schlecht, sondern notwendig sind: die Promenade zur Orientierung und Sicherheit; der Spaziergang zum Erkunden, zur Erweiterung bekannten Wissens, analog zur Reise.

"Wenn wir eine Reise machen, sind wir immer vom Vertrauten und Bekannten ins Fremde oder weniger Bekannte unterwegs. Wir nehmen unsere bisher gemachten Erfahrungen mit auf den Weg und gewinnen neue hinzu, wenn es uns gelingt, das Fremde in Vertrautes zu verwandeln." (APPEL 1992: 18)

Der professionelle Spaziergang

"Ohne Spazieren würde ich ja gar keine Beobachtungen und gar keine Studien machen können (...) Auf einem schönen und weitschweifigen Spaziergang fallen mir tausend brauchbare und nützliche Gedanken ein. Zu Hause eingeschlossen würde ich elendiglich verkommen und verdorren. Spazieren ist für mich nicht nur gesund und schön, sondern auch dienlich und nützlich. Ein Spaziergang fördert mich beruflich und macht mir zugleich auch noch persönlichen Spaß und Freude; er erquickt und tröstet und freut mich, ist mir ein Genuß und hat gleichzeitig die Eigenschaft, daß er mich zu weiterem Schaffen reizt und anspornt, indem er mir zahlreiche kleine und große Gegenständlichkeiten als Stoff darbietet, den ich später zu Hause emsig und eifrig bearbeite. (...) Natur- und Landeskunde öffnen sich reizvoll und anmutsvoll vor den Sinnen und Augen des aufmerksamen Spaziergängers, der freilich nicht mit niedergeschlagenen, sondern mit offenen und ungetrübten Augen spazieren muß ..." (WALSER 1917/89: 61)

Auch der professionelle Spaziergang ist durch *"die Interessen und Neigungen des Blickenden bestimmt"* (GUARDINI 1946: 11) und wird – im professionellen Sinn – *"von vornherein zu einem chaotischen oder willkürlichen Unternehmen"* (K. H. HÜLBUSCH 1996c: 417). Damit das Beobachtete nicht Projektionsfläche unreflektierter Begierden, Sehnsüchte und Vorurteile wird, bedürfen professionelle Spaziergänger der Theorie und Technik, die im weitesten Sinne Konventionen vereinbaren und das Tun wie die Absichten distanziert überlegen lassen. Sonst wird das Ergebnis des Spaziergangs nicht zunehmende Kundigkeit am fremden Ort, sondern ganz schnell seine Okkupation, weil den 'guten Absichten' (vgl. NADOLNY 1997) – hinter denen die Vorlieben und – urteile versteckt bleiben – im Instrumentarium naturwissenschaftlicher Fliegenbeinzählelei und anderer 'objektiver' Meßverfahren kolonialistische Verwertbarkeitsinteressen zur Seite gestellt werden. Dadurch wird die *"geheime Nähe zwischen den kundigen Arbeitenden [den 'Eingeborenen'; N. W.] und den kundigen Spaziergängerinnen und Spaziergängern [den Fremden; N. W.]"* (K. H. HÜLBUSCH 1996c: 418) von Anfang an konterkariert. Den professionellen Spaziergang, der am 'liebvollen' Verständnis des Ortes und an den Geschichten von der Arbeit der Leute interessiert ist und nicht die kolonialistische Besetzung fremder Orte vorbereitet, wie dies in der faktenpositivistischen Arbeit biotopistischer Naturwissenschaftler geschieht, grenzt K. H. HÜLBUSCH wie folgt von anderen ab:

"Der 'Spaziergang' ist nicht an einer bildungsbürgerlichen 'Spaziergangswissenschaft' orientiert. Diese versucht einen Ort literarisch über exterritoriale Geschichte, wie sie in Reisebeschreibungen niedergelegt ist, zu okkupieren. Der 'Spaziergang' zur Annäherung an einen Ort ist auf das Verständnis der Geschichte eben dieses Ortes gerichtet, damit wir ihn nicht in Bilder pressen, die andernorts erfunden und formuliert wurden." (1988: 1)

Der professionelle Spaziergänger respektiert das zu Besuch Sein, *"muß zuhören"* (BERGER und KELLNER 1984: 26) und genau hinschauen können. Die sympathische Annäherung und Erkundung fremder Orte hat zur Voraussetzung die eigenen und ernstgenommenen Erfahrungen, die wir zu Hause gemacht haben und an den fremden Ort mitbringen. Ernst nehmen eigener Erfahrungen hat immer auch etwas mit dem Respekt vor anderen Menschen und ihrer Welt zu tun – wenn wir uns selbst nicht ernst nehmen, können wir erst recht nicht andere ernst nehmen. Mit der Herstellung möglicher Analogien vor dem Hintergrund heimischer Erfahrungen stehen wir im Spazier-

gang am fremden Ort nicht gänzlich dumm und mit 'leeren Händen' da. Im Alltag ist uns das ständig nützlich, wenn wir an fremden Orten vergleichbare Bilder entdecken, von denen wir auf ähnliche Bedeutungen schließen, die sie zu Hause haben – wir finden uns, ohne lange überlegen zu müssen, gut zurecht (vgl. NIEDE 1991: 38). Wir gehen von dem aus, was 'zuhanden' ist: *"Ich mache mich daran, das Neue zu verstehen, indem ich es zu dem Alten in meiner Erfahrung in Beziehung setze. In diesem Falle trifft es sich, daß ich nicht ganz von vorn anfangen muß. Obwohl ich niemals zuvor in dieser Weise angesprochen worden bin, so paßt dies Erlebnis doch zu Dingen, die ich kenne oder zu kennen glaube"* (BERGER und KELLNER 1984: 24). Die Bewährung im Alltag ist der Beweis, ob wir das Vertraute am fremden Ort genauso interpretieren durften wie zu Hause.

Professionell sind wir in einer ähnlichen, aber nicht identischen Situation: *"Unsere Beobachtungen und biographisch gefärbten Bewertungen sind die Voraussetzung für das ernste Gespräch, die Diskussion, die Auseinandersetzung, die auch offen legen kann, daß unsere Einschätzungen falsch sind"* (K. H. HÜLBUSCH 1988b: 117). Das von heimischen Orten vertraute Phänomen kann am fremden Ort eine ganz andere Bedeutung haben und zum unbemerkten Stolperstein der Interpretation werden, weil wir das vermeintlich Bekannte als unüberprüftes Vorurteil 'für bare Münze' nehmen; das wird im Unterschied zur Promenade klarer. Die Promenade erfordert die Aufhebung der professionellen Distanz zum Ort und Gegenstand. Promenade ist Ausdruck zunehmender und unreflektierter Vertrautheit. Im professionellen Tun ist dies und die damit verbundene Folge für die Arbeit zu bedenken. Die Gefahr ist, daß die *"Vertrautheit Unaufmerksamkeit mit sich bringt. Die Fremdheit der Situation ist folglich im kognitiven Sinne sowohl eine Schwierigkeit wie auch ein Vorteil"* (BERGER und KELLNER 1984: 36).

"Wenn ich in dieser Situation Erfolg haben will – das heißt, weder ein verständnisloser Außenseiter zu bleiben noch »eingeboren zu werden« –, dann muß ich, in einem ganz realen Sinne, eine »mehrfache Person« werden. Das bedeutet, daß ich sowohl innerhalb wie außerhalb der Situation stehe, und meine Aktivität als sozialwissenschaftlicher Interpret stellt sicher, daß ich dies stets empfindliche Gleichgewicht aufrechterhalte. (...) Man kann sagen, daß die Fremdheit ... von dem Soziologen künstlich hergestellt werden muß, will er den Gefahren der Unaufmerksamkeit gegenüber dem Vertrauten aus dem Wege gehen." (EBENDA)

Im professionellen Spaziergang sind wir also in einer Situation, in der wir das Vertraute von der unreflektierten 'Hintergrundserfüllung' in den Vordergrund holen, um es professionell verhandeln zu können. BERGER und KELLNER (1984: 139) nennen diesen Vorgang unter Bezug auf GEHLEN (1957/69) 'Entinstitutionalisierung'. Innerhalb der Promenade ist solches Tun schlechterdings unmöglich und würde sie in Luft auflösen, weil sie nicht mehr routiniert vorankommen kann. Denn das, was für professionelles Spazierengehen notwendig ist, um überhaupt etwas verstehen zu können und nicht den Vorurteilen auf den Leim zu gehen (LÜHRS 1994: 25), würde uns im Alltag der Promenade unter der 'Barbarei der Dauerreflexion' 'impotent' machen, uns ständig scheitern lassen (vgl. GEHLEN 1957/69: 115; BERGER und KELLNER 1984: 139). Das Problem liegt darin, *"daß diese Haltung im Leben (anders als eine solche Haltung*

in der Wissenschaft) den einzelnen von sozialer Erfahrung, von Beziehungen mit anderen und schließlich von sich selbst distanziert" (EBENDA: 118). Es erinnert an den Herrn, der gefragt wurde, ob er während des Schlafes seinen Bart über oder unter der Bettdecke habe, und der von diesem Moment an kein Auge mehr schloß (EBENDA: 139). Professionelles Tun hat eine andere Relevanzstruktur als die alltägliche Promenade, und wir sollten uns erinnern, "daß nicht unbedingt für das Leben taugt, was für die Wissenschaft taugt" (EBENDA: 120).

Thesen zum fremden Ort, die auch das Mitgebrachte im Vergleich zum Neuen formulieren, sollten wir daher ständig einer Prüfung unterziehen, die in der Promenade nicht möglich wäre. Innerhalb professionellen Tuns ist der Spaziergänger Distanz wählend, ohne sich zu distanzieren; dann kann er in Sympathie gut beobachten, die mitgebrachten Vorurteile überprüfen und letztendlich besser verstehen. Im (Spazier-) Gang des Dazulernens kann er seine Thesen erweitern oder muß sie über den Haufen schmeißen. "Diese fortwährende Aktivität des Interpretierens spielt sich in meinem Kopf ab ..." (EBENDA: 25). Professionelle Spaziergänger sind "Leute, die berufsmäßig beobachten, ausschneiden und umrahmen, was sie sehen, oder es ausdeuten und umdeuten ..." (HESEL 1987: 110).

Der professionelle Spaziergang, wenn er nicht in der 'Kolonialisierung' und Besetzung von Lebensorten anderer enden soll, braucht daher die entschiedene Absichtserklärung, eine zu Beginn formulierte, moralisch-ethische Metatheorie⁵, die das eigentliche Ziel der Arbeit festlegt und den Sinn, den sie machen soll, zum Thema hat. "Zu ihr gehört Respekt vor anderen Menschen, vor ihren Absichten, Hoffnungen und Lebensweisen ... die Entschlossenheit, die soziale Welt so zu sehen wie sie ist, ... zu unterscheiden zwischen dem, was ist, und dem, was nach der eigenen Auffassung sein sollte" (BERGER und KELLNER 1984: 17). Dafür bedarf es wiederum einer Methode und Technik, die das Erreichen des verfolgten Zieles, das Verständnis des Ortes und seiner Geschichte ermöglichen, wie sie BERGER und KELLNER (1984) für Sozialwissenschaftler beschreiben. Theorie und Technik müssen die notwendige Distanz aufrechterhalten, damit professionelle Spaziergänger weder dem "begehrlichen Blick kolonisierender Verwertung" noch "der fixen Idee des Machens" (K. H. HÜLBUSCH 1996c: 417) erliegen.

"Höchst liebevoll und aufmerksam muß der, der spaziert ... studieren und betrachten (...) Uneigennützig und unegoistisch muß er seinen sorgsamsten Blick überallhin schweifen und herumstreifen lassen; ganz nur im Anschauen und Merken der Dinge muß er stets fähig sein aufzugehen, und sich selber, seine eigenen Klagen, Bedürfnisse, Mängel, Entbehrungen hat er ... hintanzustellen, geringzuachten und zu vergessen. Im anderen Fall spaziert er nur mit halber Aufmerksamkeit und mit halbem Geist, und das ist nichts wert." (WALSER 1917/89: 62f)

5. DIE VERBALLHORUNG

Es ist mehrfach angeklungen: die Vorstellung, was Promenaden seien, wird durch die Stadt- und Grünplanungspropaganda und deren 'Inszenierungen' von Orten als Promenaden, Boulevards oder 'Flaniermeilen' geprägt. Vom Moment an, wenn solche Etikette auf Orte gepackt werden, kann es nicht mehr um Verhaltensweisen gehen, die dann nicht mehr zu verstehen sind. Verhalten wird von der Deklaration des Ortes ausgehend mit entworfen, alltäglicher Gebrauch hat darin keinen Platz. Fragen zur Handlung und Erfahrung – von denen Freiraumplanung ausgeht – sind aufgehoben, weil der Entwurf mit den Etikettierungen Reflexion ausschließt und es nur noch zuläßt, über das 'Substrat' und die exklusive materielle Ausstattung zu diskutieren (vgl. MOES 1998a). Den Etiketten werden Klischees zur Seite gestellt. Sie *"legen dem Leben Handschellen an"* und *"verbauen die Möglichkeit, die Oberfläche der Erfahrung zu durchdringen, um zu tieferliegenden Bedeutungsschichten vorzustoßen"* (SANDERS 1998: 71).

"Klischees entstehen dadurch, daß zu viele ... sich damit begnügen, daß andere gedacht haben. Ein Klischee ist, wenn man einen Zwetschgenkern in den Mund nimmt, den ein anderer ausgespuckt hat, statt einer Zwetschge." (RAUTER 1978: 36)

Etiketten und Klischees zu Promenaden geben keine Wirklichkeit, sondern hinter dem Begriff versteckte Ideologien wieder. Mit der Produktion von Bildern lenken sie die sehnsüchtigen Blicke und Belange der Leute an ferne Plätze und in eine verheißungsvolle, aber genauso ferne Zukunft – den Urlaub und die Freizeit (vgl. SCHNEIDER 1989; APPEL 1992), weit weg von alltäglicher Wirklichkeit und mit Sinn zu füllenden 'Zwischenzeiten'. Der Wirkung der Propaganda, den Vorurteilen, wird ohne Prüfung aufgefressen (vgl. VON HENTIG 1995: 6-8); Erfahrungen, die der propagandistischen Besetzung widersprechen, werden denunziert; Grünplaner gehen eben nicht vom Alltag der Leute aus, sondern versuchen immer wieder aufs Neue das Besondere zu schaffen. Erinnerungen und Geschichte(n), zu deren Bewahrung die Promenade als eine soziale, kommunale Vereinbarung und als Gelegenheit zum Erzählen beiträgt, werden unerkannt übersehen.

Der 'Grüne Entwurf' besetzt Orte

Zur Verdeutlichung grünplanerischer Herangehensweise will ich Äußerungen MIGGES zu Promenaden genauer betrachten. Sie sind exemplarisch für andere, zeigen das entwerferische Verständnis des Gegenstandes und belegen das eingeschränkte Verständnis von Promenaden, die MIGGE als Bauobjekte funktionalistisch sieht:

"Hier wird nicht gespielt. Man soll hier mit Genuß zwischen Blumen und im Schatten der Bäume lustwandeln können. (...) Ausgeprägt existieren solche Promenaden heute fast nur als ausfüllende Verzierung der Ringstraßen unserer großen Städte. Sie werden kaum benutzt und fristen dort ihr stilles, wenn auch nicht billiges Dasein schlecht und recht. Weit besser erfüllen diese grünen Wege ihren Zweck in Begleitung von sogenannten Diagonalstraßen, die das Zentrum mit den Vororten und die ganze Stadt wieder mit ihrer umgebenden Landschaft verbinden. Insbesondere

aber stellen Promenaden die gegebenen und notwendigen grünen Verbindungen zwischen den verschiedenen Grünflächen einer Stadt dar. Auch der größte Aufwand an Parks und Plätzen nützt dieser schließlich wenig, wenn sie nur durch sonnendurchglühte Straßen oder in überfüllten Verkehrsmitteln zu erreichen sind." (1913: 32)

MIGGE versteht unter Promenaden verzierte und teure 'Wandelwege' entlang wichtiger Verkehrsachsen, denen er normale "*sonnendurchglühte*" Straßen gegenübergestellt. Promenade ist im Gegensatz zur Straße der 'angenehme' Weg, der ein 'korrektes' Verhalten erfordert. So nimmt er zwar das 'Problem' der leeren, ungenutzten "*Verzierungs-*" Promenade wahr, entwirft aber gleich neue. Daß die Promenade nicht so funktioniert, wie erhofft, reduziert er auf den Unterschied von Ring- und Diagonalstraßen, auf eine Richtungsfrage. Nebenbei verunglimpft MIGGE die Straße, als *sonnendurchglühten* Weg und deren Benutzung in *überfüllten Verkehrsmitteln*. Weder Straße noch die sogenannte Promenade werden als Freiräume im täglichen Gebrauch verstanden, sondern sind (schlecht) funktionalisierte Wege, "*Bahnen*" (vgl. AUERSWALD ET AL. 1996 und SCHIVELBUSCH 1995: 26), die dem Fortkommen, der Flucht aus der Stadt ins Grüne dienen. 'Promenade' ist der Erholung dienender, isolierter Grünzug und bildet den Antipoden zur unwirtlichen Straße. Darin repräsentiert MIGGE eine Ideologie, die bis heute den Städtebau prägt, in der 'Grün' für Erholung und Straße als Verbindungsbahn zwischen zwei Orten steht. Das ...

"Rezept zur Rettung der Menschen war die Vernichtung der Großstadt. (...) Die Straße ist eine schlechte Umgebung für Menschen; die Häuser sollen sich von ihnen abwenden und nach innen auf Grünflächen ausgerichtet sein." (JACOBS 1963/93: 19/22).

Promenade als zielorientierte Tätigkeit in bestehenden Freiräumen ist ihm kein Thema und keinen Gedanken wert, genauso wenig wie der reale Gebrauch, die Wirklichkeit der bereits gebauten 'Promenaden'. Das Verhalten der Menschen, Ausgangspunkt freiraumplanerischer Überlegungen, wird von ihm weder wahrgenommen noch trägt es zum Verständnis des Ortes bei, sondern wird in falsch und richtig eingeteilt. Folgerichtig muß MIGGE die Promenade als wichtige Verbindungsstraße gewisser Dimension vom Zentrum an den Rand, als neues und besser "*ausgerichtetes*" Objekt entwerfen:

"Breite, Länge und Ausstattung dieser [*zukünftigen*] Wandelwege werden sich ja ganz nach den Werten der Objekte zu richten haben, zu denen sie führen. Die wichtigen müßten je nach ihrer Lage außer den Fußgängerwegen, solche für Radfahrer sowie getrennte Straßen für Pferde und Automobile aufweisen, die allesamt sich unter Umständen mit den Fahrstraßen zu einem lebendigen Korso vereinigen können. So angelegt, sind auch die Promenaden wichtige Glieder in dem kommunalen Gartenorganismus." (1913: 32f)

Daß aber genau diese 'Lebendigkeit', das Verhalten und der Gebrauch nicht zu entwerfen sind, bleibt ihm angesichts des fehlenden regen Treibens auf den gebauten 'Promenaden' unverständlich. Sein Entwurf ist auf den spekulativen "*Wert der Objekte*" ausgerichtet, dem alles unterworfen wird. Welchen Wert, für wen, bleibt offen. Die Frage nach der Sinnlosigkeit der gewählten Ausgangsorte und Ziele, von Anfang und Ende des Weges, kann nicht mit dem spekulativen 'Wert' zu erreichender Objekte beantwortet werden. Die Promenade ist praktische Tätigkeit des Gebrauchs von Freiräumen, der über Müßiggang hinausgeht und weder Spiel noch Arbeit ausschließt oder verbietet,

wie MIGGE es tut. Was er übersieht, ist, daß 'Ausrichtung' auf ein Objekt nichts mit der Zielorientiertheit und dem Nebenbei einer vielschichtigen Tätigkeit wie der Promenade zu tun hat. Das im Folgenden wahrgenommene Tun bleibt so der eingeschränkten Sicht der Grünplanung verborgen:

"Die Nutzung/Nutzungsfrequenz hängt mit der Bedeutung für den Alltagsgebrauch zusammen. Die Notwendigkeiten der Alltags'geschäfte' veranlassen die Menschen Wege und Straßen zu nutzen, den Park z.B. als Abkürzung zur Arbeit, zum Bäcker... In der Regel hängt die Nutzung von Freiräumen mit dem Wohnen/Hausen zusammen. Von da aus geht man los, um den Alltag zu 'bewältigen'. (...) Der Freiraum ist eine Möglichkeit für spontane, nicht verpflichtende Kontakte, die in der Summe aber durchaus zum Wohl fühlen und zum Austausch, wie auch zum Klären von Problemen ... wichtig sind." (K. HÜLBUSCH 1996: 122)

Der Wert von Promenaden

Genau das, was Katharina HÜLBUSCH beschreibt, macht die Qualität, den Wert von Promenaden aus. Dieser Wert kann aber erst im Verständnis von Promenade als dem komplexen Gebrauch dysfunktionaler Freiräume sichtbar werden. Darin ist Promenade ein wichtiges, nicht administrativ institutionalisiertes Verbindungsglied zwischen Einzelnen und der Kommune, privaten und kommunalen Freiräumen. In der Promenade wird das Zusammenleben und Miteinander, ohne administrative Vorgaben, gelernt und gelehrt, ausgehandelt und geregelt. Sie ist kommunale Vermittlung von Konventionen und Gebräuchen, sozialen Beziehungen und Erfahrungen und wird über den täglichen Gebrauch, Handeln in der Kommune, "... *die Bedingung für eine Kontinuität der Generationen, für eine Erinnerung und damit für Geschichte*" (ARENDE 1997: 18). Das Medium der Tradition ist nicht Bewußtsein, "sondern vorgegebene, unreflektierte Verbindlichkeit sozialer Formen ..." (ADORNO 1967: 29). Weil Promenaden soziale Ereignisse sind, können sie kein Objekt der Spekulation werden, ist an ihnen nichts zu verdienen. Das ärgert Entwerfer. Die Deklaration von Orten zu 'Promenaden' ist der Versuch, kommunale Orte und soziale Ereignisse spekulativer Verwertung und administrativer Kontrolle zugänglich zu machen. Promenaden bleiben gebräuchlich. Sie besitzen einen immateriellen und keinen Lagewert. Weil Promenaden nirgendwo liegen und im Handeln der Leute entstehen, können sie den auch nicht haben. Die entwerferische Deklaration verteilt Lagewert an kommunale Orte, die nichts mit der Tätigkeit Promenade zu tun haben (vgl. BÄUERLE 1973). So besetzen Grünplaner den Ort und zerstören Gebrauch und Kommunalität.

Gegen die schöne Rede vom Flanieren

"Manu wollte Jeans, nicht irgendwelche, sondern ganz bestimmte, und wir suchten und liefen die Hauptstraße bis zur Heilig-Geist-Kirche ab. Ich finde die Zusammenballung bummelnder Konsumenten in Fußgängerzonen nicht sympathischer, weder ästhetisch noch moralisch, als die von paradierenden Genossen und marschierenden Soldaten. Aber ich werde nicht mehr erleben, daß in der Hauptstraße wieder Straßenbahnen fröhlich klingeln, Autos munter hupen und die Menschen beschwingten, geschäftigen Schritts dorthin eilen, wo es für sie etwas zu tun und nicht nur zu schauen und naschen und kaufen gibt." (SCHLINK 1994: 175)

Das administrative Pendant zur kommunalen 'Institution' Promenade ist die Parade

(vgl. CORBIN 1994: 338). Sie wird beherrscht von Befehl und Propaganda (vgl. APPEL 1992: 28; BELLIN 1996: 96). Teilnehmer ist die uniformierte und tatsächlich gleichgemachte Masse, keiner weiß mehr um den anderen. Paraden finden heute auf modernen Exerzierplätzen, "*Konsumenten-Aufmarschplätzen*" (DURTH 1988: 142) statt – den innerstädtischen Fußgängerzonen (vgl. BÖSE 1981/89a: 43f; DURTH 1988: 126ff). 'Boulevards' genannt, verschweigen sie nicht die militärisch-strategische Überlegung der Entstehungsgeschichte (vgl. BENJAMIN 1983, DURTH 1988 und SCHIVELBUSCH 1995 zur 'Haussmannisierung' von Paris). Gleichschritt im Einkaufsrausch und auf der "*Konsumtour*", der "*Jagd nach Erlebnissen*" (APPEL 1992: 28), Sensationen und dem ultimativen 'Schnäppchen'. Der Marschbefehl heißt Konsum, in diesem Zwang ist die Masse zäh verklebt. Die Gleichmacherei ist der Markenfetisch, der das Gegenteil, Individualität und Besonderes propagiert. Der 'feine Unterschied' zwischen den Leuten ist aufgehoben.

"Die vorgefertigten Anlässe vereinnahmen und enteignen uns unserer Absichten; machen uns absichtslos. In dieser Absichtslosigkeit wird das 'Nebenher' des Unterwegsseins zum 'Zweck' der Tour an sich und durch ein lückenloses Programm, durch die Jagd nach Erlebnissen besetzt. (...) Die Möglichkeiten, Erfahrungen und Wegwissen im Nebenher zu sammeln, werden per Programm ausgeklammert. Es ist kein Platz für das, was 'am Weg, im Wege, auf dem Wege entsteht und sich dort bewähren muß. Nur dort kann es angeeignet werden. Es läßt sich nicht produzieren ... Es muß erfahren werden.' (S. Groeneveld, 1984, S. 123)" (EBENDA)

Natürlich nennt es die Propaganda nicht Parade – Flanieren klingt bedeutend besser und kaschiert die Gleichmacherei, die 'Außenlenkung' (RIESMAN 1958), Spekulation und asoziale Ökonomie. Dazu lädt ein: der prächtige Boulevard, die lichtdurchflutete, neueröffnete Passage mit eigenem Sicherheitsdienst – Konsum, ohne die Unbill des Wetters und den Anblick zwielichtiger 'Elemente' ertragen zu müssen – und natürlich die Flaniermeile. Alles sauber, alles blitzt und glitzert, nichts stört. Unangenehmes, was den Kaufrausch ernüchtert, wird ausgeschlossen, vertrieben und notfalls von privaten Schutztrupps oder extra legitimierten Polizisten einfach des Platzes verwiesen – wenn es sein muß weggeprügelt (vgl. VOLZ 1999). Im Vorfeld sind gegen 'kriminelle Elemente' die Ängste geschürt und so der Skandal Gewohnheit geworden. Niemand ist empört. Trotzdem – wir wissen es längst besser: wie groß ist denn dieses beschworene Vergnügen, in einer Kolonne von Menschen einzukaufen? Gäbe es nicht die Zentralisierung im Handel, und müßte nicht jeder Kleinkram in der City besorgt werden, weil zu Hause die letzten Läden bereits vor Jahren dicht gemacht haben, die Möglichkeiten einzukaufen auf den Dörfern und in den Vierteln – und damit auch die Anlässe zur Promenade – mehr und mehr zerstört wurden, wer begäbe sich noch freiwillig in dieses Getümmel, was sie uns als 'genußvollen Müßiggang' verkaufen wollen? Es ist wie mit den Wohnsilos, in denen die Leute nur so lange 'zwischenlagern', bis sie etwas Besseres gefunden haben. Und für den Alltagsgebrauch haben diese Orte sowieso nie getaugt. Lebensmittelläden werden vergebens gesucht. Wenn es sie gibt, sind sie in die Keller der großen Warenhäuser verbannt. Verweilen? Wo denn? Es ist kein Platz. Stelle man sich einer Stampede entgegen, wäre die Aussicht nicht umgerannt zu werden,

gewiß größer. In der Ideologie und den Arbeitsergebnissen der Grünplanung kommt der 'gewöhnliche Alltag' nicht vor:

"Wo es z.B. darum geht, die Straße wieder zurückzuerobern, denken sie nicht an Raum für die gewöhnlichen, alltäglichen Bedürfnisse der Leute, sondern an Attraktionen einer Sonntags- und Freizeitwelt." (GRUNDLER und LÜHRS 1983/93: 15)

Urban und global soll's sein

Mit dem 'Flanieren' soll der "*Jargon*" (vgl. ADORNO 1964) im Urbanistengequatsche Sinn kriegen, der ansonsten zu nicht viel mehr als der Verschleierung spekulativer Interessen beiträgt (vgl. SCHÜRMEYER 1996). Die 'urbane' Stadt, das 'urbane' Gefühl und fortwährend so weiter, die ganze Zeitung lang, jeden Tag von vorne bis hinten. Kaum ein Seminar an der Uni, ein Kongreß in der Stadt, bei dem es nicht darum geht. Inzwischen kann 'urban' durch 'global' beliebig ausgetauscht werden. Und das beste: Stadt durch Dorf. Wir leben in einem 'globalen Dorf'. Kann Unsinn größer sein? Und mit dem ganzen Gerede von 'Vielfalt' in der Stadt, Flaniermeilen und südländischen Promenaden wird verschwiegen, daß es ganz 'einfältig' um Konsum und ein paar Meter in der Innenstadt geht: Hohe Bodenrente = hoher Umsatz = hoher Gewinn, das ist die Gleichung, die dahinter steht und aus der die Spekulanten- und Investorenträume sind. "*Der Fußgängerbereich im Zentrum der Stadt wird zum Warenmarkt, er funktioniert nur bei Konzentration von Verkaufsnutzungen, einem breiten Warenangebot und differenzierten Werbemethoden*" (DURTH 1988: 129), weil sonst der künstlich erhöhte Tauschwert, ohne den vorgetäuschten Gebrauchswert der Waren und Orte, nicht oder nur kurzfristig realisiert werden kann – im Gegensatz zur Promenade, deren Wert im selbstverständlichen Gebrauch, an dem sich nichts verdienen läßt, und jenseits des Konsumzwangs liegt (vgl. BÄUERLE 1973). Die Rolle der Stadtverwaltungen als Subventionierer reicher Verbraucher und Unternehmen wird in der 'öffentlich-privaten' Partnerschaft ummantelt (vgl. HARVEY 1987: 113). Der Rest der Stadt bleibt uninteressant (zum Glück), solange nicht auch dort abgerahmt werden kann.

"Die schmeichlerische Ausformung der Warenwelt versucht auch in ihrem reizvollen städtebaulichen Arrangement nur zum Schein allen denkbaren 'Erlebnisstrukturen' der Stadtbewohner zu entsprechen; in Wirklichkeit ist sie an deren Bedürfnissen nur im Verkaufsinteresse orientiert. Doch nicht nur die gegenständliche Umwelt der Tausch- =Täuschungssphäre ist von diesem Widerspruch zwischen Tausch- und Gebrauchswert geprägt." (DURTH 1988: 130)

Es ist die wahnhaftige Chimäre der 'modernen' Großstadt, von der die "*Urbanität*" geritten werden, mit einer 'wirklichen Welt' hat sie nichts zu tun. Bestenfalls ist sie inszeniertes Erlebnis, Sensation, dort, wo Bodenrente und 'Gewinnmaximierung' groß und Gebrauchswert niedrig sind. "*Diese 'Erlebnisse' mußten nun als Indiz jener 'Urbanität' ausgegeben werden, in deren Namen in öffentlichen Diskussionen der Durchsetzung kommerzieller Interessen der Weg geebnet wurde*" (EBENDA: 134). Gleichzeitig wird "*der Verkehr in die umliegenden Wohngebiete abgedrängt*" (EBENDA: 140). Die Spekulation im Zentrum führt mit zerstörenden Ausläufern zur Vernichtung der Qualitäten, die zumeist noch in den weniger stark bedachten und beplanten peripheren Stadtvier-

ten enthalten sind. Sie werden von 'Bahnen' zerschnitten, die in das Zentrum führen und deswegen üppig und rücksichtslos ausgebaut wurden. Der 'angestammte Fachhandel gerät in Anpassungszwang' und gerade brauchbare und zumeist 'selbständige Lebensmittelläden' haben unter der zunehmenden Konkurrenz schon vor Jahren aufgegeben (vgl. EBENDA: 139).

Inszenierung, 'Kunst' und Vandalismus

"Mit dem Betreten der Fußgängerzonen wird die übliche Straße verlassen. Man betritt den 'Vorgarten' der Geschäfte, Kaufhäuser und Konzerne. Wir wissen aus Erfahrung, daß z.B. eine Bank neben der Tür eine familiäre Geste darstellt, die die Wohnlichkeit des Hauses auch auf das 'Draußen' ausdehnt. "Sie ist ein Zeichen der Wechselbeziehung von Nähe und Distanz, die soziale Nähe und Anerkennung dadurch ausdrückt, daß man den Nachbarn unmittelbar neben der Schwelle des Intimraumes 'Platz nehmen' läßt." (Günter, J. und Günter, R., 1976) Die Bank zeigt eine immaterielle Leistung an. Auf diese Erfahrung rekurriert auch die 'Hochbeetblumensitzgruppenkombination', die locker verteilt eine permanente 'Einladung' aussprechen soll, doch zu verweilen und die 'Familiarität der Konzerne' zu würdigen. Dieser 'Vorgarten' macht sich notwendig im ganzen Raum breit; er soll überall mit der Sprache der Geselligkeit die Einladung kundtun." (BÖSE 1981/89a: 43)

Die Einladung ist inszeniert und nicht auf die Leute, sondern die Geldbeutel und deren Inhalt aus. So werden *"ganze Stadtzentren zur Erlebnisbühne, auf der jeder Auftritt von Personen möglichst eng an die Waren gebunden sein soll"* (DURTH 1988: 129). Zentralisierung und Inszenierung bedingen 'Publikum' und Vandalismus. Die unliebsame Aneignung gegen den Entwurf, der die Leute mit ihren Erfahrungen für blöd erklärt und alles falsch machen läßt, wird verboten. *"Wer die 'ästhetische Differenz' nicht begreift, ist ein Banause, und wer diesem Unverstand auch noch Taten folgen läßt, ist ein Vandal"* (1990: 282) resümiert HARD die verdrehte Sichtweise der Entwerfer auf die Menschen, die sich der 'Verschönerung' und 'Aufwertung' widersetzen. MOES geht zu Recht einen Schritt weiter und stellt klar, daß *"... der konstatierte Vandalismus ... in erster Linie selbst produziert und in den Entwürfen bereits enthalten"* (1998a: 7) ist.

"Blickt man eine Schicht tiefer, so stellt sich die Verwandlung der Zentren eher als Vorbereitung eines (Bürger-)Kriegsschauplatzes dar: Ohne den Tarnbehang aus Design und Farbe nehmen sich die Kaufhäuser als Waren-Hort eher aus wie Bunker, die nachts durch Stahlgitter und Wachmannschaften vor Angriffen zu schützen sind; wie Panzersperren wirken die unverwüstlichen Betonkuben und -ringe der 'Straßenmöblierung' – auch in Härtefällen gegen permanenten Vandalismus beständig, in ihrer Unbrauchbarkeit noch geschützt gegen spontane Umgestaltungsversuche. Von den Wohngebieten getrennt wird der Tresorraum der Stadt durch das Niemandsland der Parkhäuser, Büros und Zufahrtsstraßen, an deren Kreuzungen ein Verbund kaum sichtbarer Kameras nicht nur den Verkehr überwacht – das "System Hausmann" [vgl. F. ENGELS: *Zur Wohnungsfrage*: 260; N. W.] wird perfektioniert. Selbst der Bau der großen Wohnanlagen jenseits der kontrollierten Innenstädte und ihrer Randbereiche scheint von Sicherheitsaspekten bestimmt: Wie freies Schußfeld liegt karges Abstandsgrün zwischen überschaubaren Wegen und schlagfesten Türen – "Crime Prevention by Urban Design" [O. NEWMAN 1972: *Defensible Space. Crime Prevention by Urban Design. New York; N. W.*]; Identifikation durch praktische Aneignung bleibt durch Eigentumsgrenzen beschränkt auf das Wohnungsinnere, durch Steckschloß doppelt gesichert. (...) Die verödeten oder verwüsteten Flächen und Einrichtungen zwischen den Einzelwohnungen und -häusern künden vom resignativen Rückzug der Erwachsenen ebenso wie vom deformierten Aneignungssinn der Kinder und Jugendlichen, deren hier im-

merhin noch freigesetzte Aggressionen als 'Vandalismus' denunziert werden. (...) Eine Verräumlichung von Gewaltverhältnissen nimmt (Stadt-) Gestalt an, deren repressiver Charakter sich auch durch geschickte Arrangements kaum verbergen läßt: Selbst bei konzentriertem Einsatz kann visuelle Bereicherung nicht für die praktische Enteignung entschädigen." (DURTH 1988: 196f)

'Künstlerarchitekten', Dekorateurs und Grünplanern scheint der Alltag nicht exklusiv genug und daher kein ausreichender Anlaß, 'Besonderes' zu entwerfen. Es zeigt, wie sehr sie die Leute ernst nehmen. Im Entwurf vereint ignoranten Getue Städtebauer, Grünplaner und Architekten, denen DURTH folgendes ins Stammbuch schreibt:

"Im Rahmen eines luxurierenden Lebensstils erscheint in der träumerischen Erwartung die Berufstätigkeit allererst als künstlerische und technische Aufgabe, durch die sich sogar noch das große Geld verdienen läßt. Nur selten hören die Studenten von Ihrem späteren Beruf als einer sozialen Aufgabe, zumal ihre Lehrer die Lehre oft wider besseres Wissen zu entsprechender Selbstdarstellung und Alltags-Verdrängung nutzen." (1988: 208)

Wer den eigenen Alltag verdrängt, kann den anderer Menschen nicht ernst nehmen. Damit verbundene Lehre ist mittlerweile fester Bestandteil der an den Verwertbarkeits-



Abb.6: 'Promenaden(auf)mischung'

interessen von Industrie und Behörden ausgerichteten konformistischen Ausbildung an Fachhochschulen und Universitäten. Da die Zunft Nichts anderes als 'Kunst', 'Technik' und 'Besonderes' gelernt hat, hält sie solches Tun (z.B. den Fünf-Minuten-Stehgreif-Entwurf) auch außerhalb der Universität für richtig und trägt es gegen die 'Ignoranz' und den 'Vandalismus' der 'Beplanten' heroisch in die Welt. Entwerfer können deswegen nichts von

Promenaden als Verhaltensweisen verstehen und müssen uns ihre besonderen 'Geniestreiche' schmackhaft machen: gepflastert mit Inszenierungen des vermeintlichen Könnens, mit Sensationen und Stolperfallen, die in ständiger Konkurrenz zu den Leuten stehen. Einher geht dies mit der Denunziation der Arbeit anderer, produktiver und reproduktiver Alltagstätigkeit und der Zerstörung der Orte alltäglicher Promenaden, weil der Gebrauch eingeschränkt und behindert wird.

"Das reale Kunstwerk besteht aber aus dem, was das Produkt – also das Haus, der Garten, das Bild, das Buch, [die Promenade; N. W.] – mit und in der Erfahrung macht. Wie weit die Dinge Erfahrungen und Arbeit ermöglichen und stützen und darüber einen Beitrag leisten, unsere Integrität (E. Erikson 1950: 118) zu bestärken, anstatt uns am Alltag scheitern zu lassen." (MOES 1998a: 11)

Entwerfer behindern aber nicht nur den Alltag, sondern zerstören im 'professionellen' Wahn auch die Kommunalität und gemeinsame Geschichte der Quartiere, verbindlich-sozialer und verlässlich-solidarischer Orte, und vertreiben in anonyme und einsame Heimatlosigkeit.

Vom Arbeits- und Lebensort zur Freizeitpromenade

Hinter den professionell propagierten Vorstellungen 'klassischer' 'Promenaden' wird die Kolonialisierung und Enteignung kommunaler Orte in der Geschichte der Promenade verschwiegen. Nach der "Entdeckung" (vgl. CORBIN 1994) und Besetzung durch Aristokratie und städtisches Bildungsbürgertum – imperialistischen und ausbeutenden Ökonomien – folgte die Zerstörung vorhandener lokaler Ökonomien, gemeinsamer Lebens- und Arbeitsorte. Ob in den Straßen und an den Rändern mittelalterlicher Binnenstädte, entlang der Küste oder mehr oder weniger gut ausgebauter Hafen- und Quaianlagen von Hafenstädten und Fischersiedlungen. Promenade gab es als ein lokales Ereignis lange vor der 'Erfindung' und Erdichtung zum professionellen 'Objekt der Begierde'. Sie ist älter als geschliffene Wallanlagen, die ersten Boulevards und die gebauten Promenaden englischer Badeorte (vgl. CORBIN 1994). Im Immateriellen einer kommunalen Veranstaltung ist das Alter nicht über dendrologische Verfahren oder die Spuren behauener Steine, sondern bestenfalls durch sozioökonomische und kulturhistorische Überlegungen zu bestimmen. Vor der 'Entdeckung' besagter Orte stand die Promenade im Zusammenhang mit der Arbeit: Wallanlagen wurden als Steinbrüche abgebaut; daran angrenzende Gärten (vgl. HELBIG 1997: 2), stadtnahe Hutten, Lager- und Arbeitsstätten waren gut erschlossene Orte, die gemeinschaftlich genutzt wurden (vgl. KOSTOF 1993; FONTANE 1997: 52 und 203f; TUTE und KÖHLER 1989: 144f).

Vor den Toren der Stadt, am Rand, wurde ('unkontrolliert') Markt gehalten, spaziert, gearbeitet, sich getroffen und unterhalten. Die Küstenstreifen waren Allmenden in bäuerlicher Nutzung, Orte zum Tangsammeln und zur 'Gemeinfischerei' (vgl. CORBIN 1994: 260ff). Die Deklaration der 'Promenade' beschwor den durch Touristen, Aristokraten und bürgerlich-städtische Eliten zerstörten Gebrauch und kaschierte die Besetzung der Allmenden. Der Platz, den die Orte mit dysfunktionalen und kommunalen Qualitäten für Heimische wie Besucher allzeit bereit hielt und der in Konventionen und Absprachen organisiert war, wurde administrativ privatisiert. So wurden dem Strand und Ufer, den Wegen entlang der Küste, Orten alltäglichen Gebrauchs der Einheimischen, üppig dekorierte 'Uferpromenaden' übergestülpt, Wallanlagen zu Boulevards und angrenzende meist bäuerlich genutzte Allmenden in Landschaftsparks umgebaut. Vorhandene Wege, die über verschiedenste Anlässe im täglichen Gebrauch entstanden waren (vgl. BELLIN 1996), wurden vernichtet und von Landschaftsarchitekten neu erfunden. Anwesenheit an diesen Orten wurde modischer Ausdruck elitären Denkens herrschender Stände, der ökonomische Gebrauch Einheimischer denunziert und ausgeschlossen. Die 'Promenade' wurde ein Ort, der nichts mehr mit Arbeit zu tun haben sollte. Diesen Teil der Geschichte verschweigt professionelle Literatur. In der Propaganda des Städtebaus und der Freizeitindustrie geschieht dies weiterhin: Nach deren Schwindel gehören Promenaden zu Altenheimen, Krankenhäusern, Museumsufern, Innenstädten und Fußgängerzonen, wo Gesundheit, Erholung, Bildung und gebrauchsunwürdige Waren zu konsumieren sind.

Arbeit und 'demonstrativer Müßiggang'

Wie die 'Geschichten zum Gebrauch' zeigten, bedeutet Promenade nicht die Abwesenheit von Arbeit und Anwesenheit am fremden und exotischen Ort, wie es uns der "*demonstrative Müßiggang*" (VEBLEN 1899/1989) verschwenderischer Ökonomien vormachen will. Selbst in den ritualisierten Promenaden, in feierlichen und festlichen Zusammenhängen ist die Arbeit in Gedanken und im Gespräch anwesend und nicht verschwiegen und die Leute sind während der Promenade bei sich, in ihrer Wirklichkeit und zu Hause geblieben.

"Der Bürger hat begonnen, sich der Arbeit zu schämen. Er, für den sich die Muße nicht mehr von selbst versteht, stellt seinen Müßiggang gern zur Schau. (...) Der Müßiggang sucht jedweder Beziehung zur Arbeit des Müßiggängers, schließlich zum Arbeitsprozeß aus dem Wege zu gehen. Das unterscheidet ihn von der Muße." (BENJAMIN 1983: 963 und 965)

Wohl sind Promenaden im 'Sehen und gesehen Werden' immer auch kleine Demonstrationen. Die Betonung liegt auf klein. Was sie von Demonstrationen unterscheidet, ist, daß sie es nicht ausschließlich sind. Jeder zeigt gerne dort, wo er vertraut ist und ihm Anerkennung wichtig und gewiß ist, wo er sich seiner sicher sein kann, was er drauf hat, und ein bißchen mehr. Bei der Promenade wird gerne übertrieben. Ist aber die Übertreibung zu groß, machen sich die Leute lächerlich. Denn alle wissen von der Übertreibung, weil sie einander kennen. In der Übertreibung und im 'demonstrativen Müßiggang' wird die Promenade zur Karikatur. Bei der Promenade zeigen Einzelne ihre Besonderheit, aber auch die Kommune Geschlossenheit. Prominenz liegt in der Bekanntheit der Promenierenden, weswegen niemand das Besondere beweisen – eben demonstrieren muß. Auch das macht die Promenade zu einer sozialen Veranstaltung.

Die 'Demonstration des Müßiggangs' deklariert produktive Arbeit, von deren Ausbeutung sie lebt, als unwürdig; sie stellt Reichtum, monetäre Macht, im Untätigsein zur Schau (VEBLEN 1899/1989: 58) und verschweigt darin den kolonialistischen Hintergrund, vor dem der zur Schau gestellte Reichtum zustande kommt. "*Dem Müßiggang sind die Züge der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, in welcher er gedeiht, eingegraben*" (BENJAMIN 1983: 968). Anstelle von Konventionen und Vereinbarungen treten Macht und Moden, administrative Normen – Hausordnungen in Passagen, Verbotsschilder – oder geschmäckerliche Ästhetik (VEBLEN 1899/ 1989: 60). Der soziale Unterschied ist kein quantitativer mehr und das wird gezeigt, demütigend für die 'Schlechtestgestellten', die arbeiten müssen. Die Demonstration provoziert Neidkultur und propagiert die Zwecklosigkeit des Tuns. Die 'Demonstration des Müßiggangs' dient als handfester Beleg der Nutzlosigkeit (vgl. WALZER 1998: 270). "*Die uralte Verknüpfung von Macht und Reichtum mit Untätigkeit und Müßiggang ist nichts anderes als ein anderer Ausdruck von Tyrannei*" (EBENDA: 276).

In der Demonstration ist 'Sehen und gesehen Werden', ein Prinzip der Promenade, reduziert auf ein 'wie': 'wie zeig' ich mich?' So verkommt die 'Promenade' zu einem Ergebnis modischer Konformität mit kurzer 'Halbwertszeit', angepaßt an den 'letzten Schrei' und entbunden von der Arbeit, was die Teilnehmer als exklusiv ausweisen soll.

Dabei ist das Prinzip unabhängig von der herrschenden Mode (vgl. KUHLE 1999: 24ff) und das Sich-Zeigen und Sehen anderer ein notwendiges Muß in einer gemeinsamen Welt. Aber gerade die gemeinsame Welt wird im demonstrativen Müßiggang konterkariert. Der 'demonstrative Müßiggang' dehnt die 'Pause' endlos, löst die Stationen des Weges auf, weil der keinen Zweck erfüllt. Es geht nur noch um die Unterscheidung und nicht mehr um das Gemeinsame, um exklusive Absonderung. Im Müßiggang wird alles der Schau und dem Schein untergeordnet. Losgelöst vom sozialen Tausch, der Vergewisserung einer gemeinsamen Welt und produktivem Tun kann die Demonstration keine Promenade sein, in solcher Tätigkeit hat sie ihren kommunalen Sinn verloren.

"Jede menschliche Tätigkeit spielt in einer Umgebung von Dingen und Menschen; in ihr ist sie lokalisiert und ohne sie verlöre sie jeden Sinn. (...) Nur wo Dinge, ohne ihre Identität zu verlieren, von Vielen in einer Vielfalt von Perspektiven erblickt werden, so daß die um sie Versammelten wissen, daß ein Selbes sich ihnen in äußerster Verschiedenheit darbietet, kann weltliche Wirklichkeit eigentlich und zuverlässig in Erscheinung treten. So ist Realität unter den Bedingungen einer gemeinsamen Welt nicht durch eine allen Menschen gemeinsame >Natur< garantiert, sondern ergibt sich vielmehr daraus, daß ungeachtet aller Unterschiede der Position und der daraus resultierenden Vielfalt der Aspekte es doch offenkundig ist, daß alle mit demselben Gegenstand befaßt sind. Wenn diese Selbigkeit der Gegenstände sich auflöst und nicht mehr wahrnehmbar ist, so wird keine Gleichheit der >Menschennatur<, und sicher nicht der künstliche Konformismus einer Massengesellschaft, verhindern können, daß die gemeinsame Welt selbst in Stücke geht"

ARENDT (1997): "Vita activa"

6. PROMENADEN MACHEN SINN

Möglichen Gebrauch kann Freiraumplanung nur über das beobachtete Verhalten vergleichbarer Situationen erschließen. In der gewissenhaften Nacherzählung der Geschichte des Gebrauchs werden beobachtete Fälle vergleichend erzählt. Die so erzählte Geschichte teilt den Sinn mit. In den verglichenen Beispielen von Promenaden tauchen ähnliche Merkmale regelmäßig auf. Es sind der Weg und die Station, die miteinander in kommunaler Öffentlichkeit und sozialem Kontakt abwechseln. Das Regelhafte der Fälle fügt sie plausibel zusammen. In der Geschichte wird das Prinzip, der "Geist" der Wirklichkeit, der "Sinnzusammenhang" der Fälle, mitgeteilt. "Sehr viel weiter sind Prinzipien nicht zu konzentrieren, denn es ist sozusagen ein Prinzip des Prinzips, daß es nicht auf einen einzigen Satz gestutzt werden kann" (KUHLE 1999: 28). Die Geschichte macht einen für uns⁶ gebräuchlichen Sinn oder keinen; in der Stimmigkeit ist die Prüfung angelegt. Der Akt, "Geschichten ... so gewissenhaft wie möglich nachzuerzählen" (BERGER und KELLNER 1984: 71), ist daher interpretierend und eine Notwendigkeit, um überhaupt etwas verstehen zu können und weder der Wirkung jahrzehntelanger Propaganda noch den eigenen Vorurteilen – wobei das eine nicht vom anderen zu trennen ist – zu erliegen; so können wir lernen und sehen,

"... wie Großstädte [*Orte generell; N. W.*] im täglichen, wirklichen Leben funktionieren, denn das ist der einzige Weg zu erfahren, welche Grundsätze in Planung und Aufbau die soziale und wirtschaftliche Lebenskraft von Großstädten fördern können und welche das Gegenteil bewirken." (JACOBS 1963/93: 9).

Regelhafte Promenaden

Die Promenaden der Geschichten zeigen zwanglose Treffen von Leuten in der gemeinsamen 'Wirklichkeit': 'Sehen und gesehen werden' in bekannter und vertrauter kommunaler Öffentlichkeit; ein gebrauchsfähiger Rand, der legitime Anlässe und Vorwände liefert, Wege zu erledigen und in der 'Station' Gelegenheiten zum Verweilen zuläßt. In der Nähe des eigenen und sicheren Territoriums werden Arbeit und selbstbestimmte freie Zeit, die Muße mitbringt, miteinander verwoben; und wenn die Sonne scheint, die Säfte steigen, die Unwägbarkeiten wohl gesonnen sind, wird die Promenade während der Platz- und Wegnahme angesichts vertrauter Menschen und Orte zu einer vorzüglichen und sinnstiftenden Vergnüglichkeit.

"Was immer man öffentlich tut, kann daher eine Vortrefflichkeit erreichen, die keiner Tätigkeit innerhalb des Privaten je zukommen kann; Vortrefflichkeit ist dadurch gekennzeichnet, daß andere zugegen sind, und diese Anwesenheit bedarf eines für diesen Zweck ausdrücklich konstituierten Raumes mitsamt einer räumlichen etablierten, Abstand schaffenden Formalität." (ARENDE 1997: 61)

Diese "*Formalität*" sind in der Promenade auf Vertrauen gründende kommunale Vereinbarungen (vgl. KUHLE 1999: 29). Der "*Common sense*" (ARENDE und MCCARTHY 1997: 75) regelt am gemeinsamen Ort alles weitere: geselligen Kontakt, Nähe und Distanz, die Gelegenheiten zum Gespräch und Flirt, zum Streit oder Vorübergehen ... Er ist eine "*Art sechsten Sinnes, durch den alle besonderen, von den fünf Sinnen gegebenen Sinnesdaten in eine gemeinsame Welt eingepaßt werden, eine Welt, die wir mit anderen teilen können, mit ihnen gemeinsam haben. Der Common sense war ... die Kontrollinstanz für die möglichen Irrtümer der anderen fünf Sinne (...) Wenn dieser Common Sense verloren geht, gibt es keine gemeinsame Welt mehr ...*" (EBENDA). Promenade tradiert den Common sense an die Teilnehmer der Kommune, in ihr muß der Common sense sich, genauso wie die Menschen, die ihn sich zu eigen machen, bewähren. In diesem 'gemeinen Sinn' stellen promenierende Menschen die gemeinsame Welt täglich neu her, die Teilnahme garantiert Selbstbestimmtheit. Sie entscheiden über die Qualität 'ihrer' Promenade. Es obliegt ihnen, wo und wie sie Halt machen, welche Erinnerungen und sinnlich-lustvollen Erfahrungen sie schaffen und wem sie lieber aus dem Weg gehen. Sie verfügen den Gang der Geschichte, die ihre Promenade erzählen soll.

... und das Prinzip

"Denn wiewohl die gemeinsame Welt den allen gemeinsamen Versammlungsort bereitstellt, so nehmen doch alle, die hier zusammenkommen, jeweils verschiedene Plätze in ihr ein, und die Position des einen kann mit der eines anderen in ihr so wenig zusammenfallen wie die Position zweier Gegenstände. Das von Anderen Gesehen- und Gehörtwerden erhält seine Bedeutsamkeit von der Tatsache, daß ein jeder von einer anderen Position aus sieht und hört. Dies eben ist

der **Sinn** eines öffentlichen Zusammenseins, mit dem verglichen auch das reichste und befriedigendste Familienleben nur eine Ausdehnung und Vervielfältigung der eigenen Position bieten kann und der ihr inhärenten Aspekte und Perspektiven. (...) Familien->Welt<< kann darum doch niemals die Wirklichkeit ersetzen, die aus einer Gesamtsumme von Aspekten entsteht, die ein Gegenstand in seiner Identität einer Vielheit von Zuschauern darbietet." (ARENDDT 1997: 71f)

Die Promenade bringt jemanden zu sich und anderen. Sie vergewissert der gemeinsamen Welt und Wirklichkeit, in die der Weg aus der Krise breiter 'Vereinzelung' in der 'Arbeit' oder im 'richtigen Leben' und gerade der 'Privatisierung' einmünden kann. In der Promenade fragen die Leute: 'ist da wer?' und die glaubhafte Antwort vertrauter Gesichter versichert ihnen in zwangloser Verbindlichkeit: 'du bist nicht allein'.

"Um gewiß zu bleiben, daß er tatsächlich ist, der er zu sein glaubt, braucht der Mensch nicht nur die indirekte Gewißheit seiner Identität, die ihm noch die zufälligsten Alltagskontakte geben, sondern die ausdrückliche und gefühlsgetragene Gewißheit, die ihm seine signifikanten Anderen entgegenbringen." (BERGER und LUCKMANN 1969/98: 161)

Diese soziale (An-)Teilnahme verleiht dem Promenieren schlichte Anmut. Die *"Schönheit der Promenade ... besteht einfach darin, daß Menschen mit einer gemeinsamen Lebensart zusammenkommen, um miteinander zu verkehren und ihre Gemeinschaft zu bestätigen"* (ALEXANDER 1995: 181). Die Promenade stärkt mit Muße nicht Untätigkeit, *"sondern die Freiheit, die eigenen Betätigungen entsprechend den eigenen Vorlieben und den eigenen Maßstäben für gut und schlecht selbst zu wählen"* (MARSHALL 1965: 159; vgl. WALZER 1998: 270ff). In diesem Freiraum individueller und kommunaler Autonomie entstehen Gelegenheiten, Platz zu nehmen oder auf dem Weg weiter zu gehen. *"Identität aufrecht zu erhalten und damit soziale Sicherheit gewinnen und behalten zu können, macht die Qualität des öffentlichen Freiraums aus, an dem ich Platz habe und mir Platz gelassen wird"* (COLLAGE NORD 1996: 24).

In Muße verweilen, gerade dann sich Zeit nehmen, wenn die herbeigeredete und ritualisierte Krise⁷ in sich selbst erfüllender Prophezeiung kulminiert (vgl. BERGER und KELLNER 1984: 118; KUHLE 1996: 42ff), garantiert gelassenes Vorankommen. Dieses Paradoxon ist das Prinzip der Promenade. Verweilen und Vorankommen sind in der Promenade gesellige Ereignisse einer komplexen, aber gemeinsamen und in pluralistischer Gemeinheit (vgl. WALZER 1998) vergewisserten Welt. Idealtypische Promenaden stiften im qualitativ gleichen Anteil an Kommune 'Common sense', solidarischen Sinn, der ihr Prinzip ist (vgl. ARENDT und MCCARTHY 1997: 75). Die ordnenden Stationen und geselligen Pausen, die Promenaden herstellen, machen den Weg übersichtlich und erinnerbar. Sie helfen der physischen und sozialen Orientierung auf den Wegen einer labyrinthischen Welt, weil die Kommune mit der Promenade Platz und Weg bereit hält: einen 'Platz', an dem wir in der gemeinsamen Welt zu Hause und sicher sind; einen 'Weg', auf dem wir uns gut auskennen, wenn wir uns am Rand bewegen, und von dem wir beruhigend genau wissen, was er an seinem Ende für uns bereit hält, ohne daß er unterwegs unerwartete und nicht geplante Gelegenheiten 'Platz zu nehmen' ausschließt.

Eigene und gemeinsame Orte

"... jede Gemeinde ... hat als Rückgrat eine Promenade ..." (ALEXANDER 1995: 181). Die Promenade ist ein Produktionsort von Kommunalität und 'Common sense'. Sie lebt von zwei Sicherheiten: dem privaten Ausgangsort und dem kommunalen Ort, dem des Zusammenkommens. Ist einer dieser Orte bedroht, wird die Promenade erschwert. Und wenn den Menschen sichere Ausgangsorte genommen werden, ohne die sich niemand *"in die Angelegenheiten der gemeinsamen Welt mischen konnte, weil er ohne eine Stätte, die er wirklich sein eigen nennen konnte, in ihr gleichsam nirgends lokalisiert"* ist (ARENDDT 1997: 40), kriegt die Promenade keinen Anfang. Auch für BAUSINGER (1980: 13) ist diese Verhaftung in einer gemeinsamen Welt mit Identität und 'Heimat' verbunden:

"Heimatlos; das ist nicht etwa eine Gefühlsbewertung, sondern eine präzise Bestimmung. Heimat meinte den Besitz, meinte das Eigentum an Haus und Hof, Grund und Boden. (...) Diese ganz konkrete Heimat machte die Besitzer ... zu gleichrangigen vollberechtigten Dorfgenossen." (EBENDA: 16)

Entwürfe zerstören im enteignenden 'Verhübschen' das 'Zuhause' und gemeinsame Orte, aber *"real verlorene Geschichte ist nicht ästhetisch zu surrogieren"* (ADORNO 1967: 31). Kommune und Teilnehmer verlieren so Ausgangsorte und Orte der Promenade, ihr *"Rückgrat"*, das Forum der nicht administrativ institutionalisierten Zusammenkünfte. Und die Menschen verlieren einen wichtigen Teil sozialer Identität, die über Zugehörigkeit, das Aufwachsen und Großwerden an gemeinsamen Orten und durch Erinnerungen an Begegnungen, Stationen und gesellige Pausen auf unzähligen Promenaden im Quartier geprägt ist (vgl. JACOBS 1963/93: 47; ARENDT 1997: 73f).

Plan und Promenade

Im geselligen Verweilen und Vorankommen auf dem Weg, ist Promenade von der organisatorischen und materiellen Seite her bedroht: die Auflösung von Innenhaus und Außenhaus, von Haus und Hof, den eigenen Plätzen in der Welt, die Veröffentlichung und administrative Besetzung kommunaler Freiräume, der Wege und Plätze, und die damit einhergehende Zerstörung ihrer gebrauchsfähigen Ränder, alles trägt dazu bei, Promenaden schlecht vorankommen zu lassen und ihnen dauernd ein Bein zu stellen. Bei allen Unwägbarkeiten in der Promenade – vom Wetter über die aktuelle Laune bis hin zu gänzlich unerwarteten Ereignissen und Zufällen – trägt die Freiraumplanung wegen ihres Selbstverständnisses eine Verantwortung dafür, soziale Situationen – und dazu zählt ja die Promenade – zu bedenken, um materielle und strukturelle Voraussetzungen planen zu können.

"Die Reihenfolge beim Plan ist klar, es geht um die Bereitstellung von Plätzen und im Ermöglichen von Erfahrungen. Gerade in diesem Sinne ist der 'Plan' 'Kunst'. (...) Das eigentliche Produkt besteht im Gebrauch, d.h. dem, was der 'Plan an Plänen' ermöglicht." (MOES 1998a: 11)

Entwerfer haben das nicht verstanden: der Platz ist an und vor jedem Haus und hat vier Seiten, das macht seine ganz praktische und soziale Qualität aus.

"Die vier Seiten eines Platzes (individueller Gebrauch, Konvention, Gelegenheiten und Anlässe, materielle Organisation) enthalten alle immer zugleich den Ort und den Weg. Dabei ist im Ort immer der Weg enthalten und umgekehrt im Weg der Ort. Platz in der Stadt enthält immer die Wahl: jede/r muß an jedem Platz weitergehen oder auch stehenbleiben können, absichtlich oder auch zufällig. Weg und Ort sind in jedem Platz nebeneinander enthalten. Wo 'mehr Weg' oder 'mehr Ort' ist, bestimmt dabei die Zonierung des Platzes und seine Dimension (...) Negt/Kluge schreiben dazu 1993, daß Orientierung, also an einem Ort im Weg verharren zu können Voraussetzung für jedes Tätigsein (Arbeit) ist, da es 'das Beziehungsverhältnis mißt' und so Möglichkeiten für die eigene Entscheidung 'Wie weiter?' läßt (Negt, O., Kluge, A. 1993: 1000)." (COLLAGE NORD 1996: 31)

Daß eine klug geplante Straße Orientierung (physische und sozial) erleichtert und kommunalen wie dysfunktionalen Platz bereithält, daß sie dann wie selbstverständlich Ort und Weg wird, ist keine besondere Sensation, wird uns all-täglich klar (GRUNDLER und LÜHRS 1983/93; BÖSE und SCHÜRMEYER 1984/89; AG FREIRAUM und VEGETATION 1991; LUCKS 1993; BÖSE-VETTER 1996; COLLAGE NORD 1996; K. H. HÜLBUSCH 1996a und 1996b). Je gebrauchsfähiger sie durch die Zonierung, die materielle Ausstattung und Herstellung noch geltenden Regeln wird, desto besser kann darin die Promenade voran kommen. Die Regeln sind in der Literatur nachzulesen und können mit ein wenig Aufmerksamkeit jeden Tag geprüft werden. Das gleiche gilt für Innenhaus und Außenhaus, den Ausgangsort der Promenade (dazu: I. M. HÜLBUSCH 1978/81; BÖSE 1981/89a und 1981/89b).

'Möglichkeiten' unterscheiden sich vom 'Heil durch Ziegelsteine' und sind keine Verheißungen. Sie sind schlicht und einfach Möglichkeiten zur eigenen Entscheidung, zum 'Plan im Plan' und zum selbstverständlichen Gebrauch, sie belassen Autonomie und Souveränität. Dabei ist der Plan von den erwähnten Imponderabilitäten genauso wie von zweckdienlichen Überlegungen geleitet. Ob letztlich Promenaden entstehen, ist ein ganz anderes Thema, aber sie wären möglich, weil ihnen nichts in den Weg gelegt wird. Das Ereignis hängt nun mal vom Wollen der Leute und nicht vom Zwang der Entwerfer ab, und das ist gut so. Den Leuten Promenaden zu versprechen, bleibt eine anmaßende und nicht zu erfüllende Verheißung, weil ihnen keine Tätigkeit abgenommen werden kann, die sie selbst erledigen müssen.

Der Rand

Wenn das Verhältnis Promenaden und Rand auch nach dieser Arbeit noch ungenau bleibt, kann an der anfänglichen These, daß die Promenade nicht baubar ist, jetzt erst recht niemand mehr so einfach rütteln. Waren es am Anfang der Debatte eher die Siedlungsränder, die wir als typische Orte der Promenade verstanden haben, zeigten die Beispiele in der Arbeit immer deutlicher, daß alle gebrauchsfähigen Ränder prima Orte der Promenade werden können. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang, daß die Vorstellung, typische Orte der Promenade seien Siedlungsränder, auch vom Klischee aus der Zeit des Boulevardbaubooms stammt, in der Ränder spekulativ besetzt wurden. Die Analogie, daß die Promenade wie der Rand in Folge der Organisation der Parzellen, von Haus und Hof, von Innenhaus und Außenhaus zu bedenken ist, wurde

während der Arbeit deutlich. Erst über die Reihung entsprechend organisierter Parzellen entstehen Siedlungen und 'Strukturen'. Der Zusammenhang von Straßen- und Siedlungsrand und der Organisation von Haus, Hof und Parzelle ist evident (vgl. BÖSE-VETTER 1996: 189-201). Und wie auch der Rand ist die Promenade vom Haus aus zu überlegen – materiell wie sozial. Wer über Promenaden schwadroniert, muß also über Haus und Hof reden. Das ist eine spannende Geschichte.

Vom Fischen in Möglichkeiten statt im Trüben

Im Rand, der regelhafte Eigenschaften besitzt, sind idealtypisch materielle Voraussetzungen zusammengefaßt, die der Promenade auf die Beine helfen: er ist mit 'ersichtlichen Grenzen verbunden', sein Wesen ist die Reihung von Plätzen, die Wege herstellen. Private Ökonomien stellen im Idealfall mit schmal organisierten, nebeneinander gereihten Parzellen und zum kommunalen Weg abgegrenzt den Rand her. Denn *"wo ein Rand ist, da ist auch ein Weg"* (BÖSE-VETTER 1996: 191). Das Interesse einer allgemeinen Zugänglichkeit zu den Plätzen und Parzellen privater Ökonomien setzt voraus,

"daß ich am Rand entlanggehen kann, daß Platz zum Herangehen, Vorbeigehen, Davortreten bleibt. Mit 'Grenze' und 'Weg' sind die Merkmale genannt, daß ein Rand mit Annäherung zu tun hat, mit 'Sich-nähern-können' charakterisiert werden kann. Voraussetzung dafür ist die darin enthaltene Möglichkeit der Distanzierung durch eine klare Grenze." (EBENDA)

"Während der Weg linear auf die Richtung hin organisiert ist und ein paralleles Nebeneinander der Zonierung aufweist, ist der Rand durch Parzellen entgegengesetzt zur Richtung in die Tiefe organisiert. Dies festzuhalten ist wichtig, weil der Städtebau diese einfache Regel der Erschließung, des Wechsels von Ort und Weg ausgeräumt hat." (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 248)

... und damit die Promenade erschwert, die vom Wechsel, der Dynamik, die in der Folge Ort und Weg enthalten ist, lebt. Nach einer auf NADOLNY (1997) zurückgehenden Allegorie könnte ein gebrauchsfähiger Rand als das Netz und die Promenade als Fischfang verstanden werden⁸. Wenn nichts gefangen wird, stimmt was mit dem Netz, also dem Rand nicht. Auch andersherum macht dieses Bild einen Sinn: werden die Maschen des Netzes zu eng, bleiben zu viele und auch die jungen Fische verfangen, dann ist entweder das Meer bald leer oder das überschwere Netz nicht mehr an Land zu ziehen, der Fang in Gänze auch zukünftig verloren. Möglichkeiten, die aus der Maschengröße resultieren, müssen 'echte' Möglichkeiten bleiben, sie dürfen sich nicht nach der Verheißung richten, die sinnzerstörende Gier schürt, die und uns das eigene Wasser abgräbt. Im 'qualifizierten' Freiraum – dem 'Gebrauchswert' (vgl. K. H. HÜLBUSCH 1996a: 248) – sind Möglichkeiten, 'unübersehbare Optionen' wahrzunehmen, nach- und nebeneinander, in *"sozial ausgehandelten Konventionen der Toleranz"*.

"Der 'persönliche Gebrauch' öffentlicher Freiräume enthält ebenfalls sozial ausgehandelte Konventionen der Toleranz. Diese können nur gültig werden, wenn die Ausstattungen öffentlicher Freiräume betont trivial und einfach sind und auf der Basis gelernter Erfahrungen die Regeln des Gebrauchs leicht zu verstehen sind und keine Verunsicherung hervorrufen. Unübersehbare Optionen des Gebrauchs *[und darin ist auch der Facettenreichtum der Promenade enthalten; N. W.]*, die im Laufe des Tages, des Jahres, des Lebens und der Lebenssituation am gleichen Ort realisiert werden können, setzen voraus, daß dieser Ort ein Minimum an Spezialisierung des Gebrauchs vorschreibt." (K. H. HÜLBUSCH 1996a: 248)

Zurück zur Promenade: wir können die Leute nicht zwingen zu fischen, aber wenn sie es denn tun, sollen sie ein gebrauchsfähiges Netz mit der richtigen Maschengröße an die Hand bekommen. Bestenfalls – aber das ist ja keineswegs unerheblich und bedeutungslos – bestenfalls kommt die Promenade dann besser auf die Beine und in Gang.

LITERATURVERZEICHNIS

- Adams, Douglas** 1982: Das Restaurant am Ende des Universums. München.
- Adorno, Theodor W.** 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt am Main.
- Adorno, Theodor W.** 1967: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt am Main.
- AG Freiraum und Vegetation (Hg.)** 1991: Von Haustür zu Haustür – Morphologie und Organisation. Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Kassel.
- AG Freiraum und Vegetation (Hg.)** 1993: Vom Rand zur Bordüre. Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Kassel.
- Alexander, Christopher** 1995: Eine Muster-Sprache. Wien.
- Andrae, Clemens A.** 1970: Ökonomie der Freizeit. Reinbek bei Hamburg.
- Appel, Andrea** 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. In: Reise oder Tour? Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 9-71. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Aragon, Louis** 1996: Der Pariser Bauer. Frankfurt am Main.
- Arendt, Hannah** 1997: Vita activa. München.
- Arendt, Hannah und Mary McCarthy** 1997: Im Vertrauen. München.
- Assmann, Aleida und Jan Assmann** 1998: Niemand lebt im Augenblick. In: 'Die Zeit' vom 03.12.1998, Nr. 50: 43f. Hamburg.
- Auerswald, Birgit; Bellin, Florian; Lorberg, Frank und Jörg Kulla** 1996: Geschichte(n) zur Stadtvegetation. Projektarbeit im FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- AutorInnen** 1995: Ein Stück Landschaft – sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen ... diesmal: Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Bahrdt, Hans-Paul** 1961: Die moderne Großstadt. Reinbek bei Hamburg.
- Balint, Michael** 1984: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart.
- Bäuerle, Heidbert** 1973: Grundeigentum – Grundrente – Bodenpreis. Diplomarbeit am FB 13 der Gesamthochschule Kassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Bausinger, Hermann** 1980: Heimat und Identität. In: Moosmann E.: Heimat und Identität: 13-29. Ästhetik und Kommunikation – Sonderheft. Berlin.
- Beekmann, Helena et al.** 1996: Von gemeinen Hufen extravaganter Blöcken und anderen Typen. Projektarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel
- Bellin, Florian** 1996: 118 Hektar Entwurf. In: Land und Lüge. Notizbuch 42 der Kasseler Schule: 71-128. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Bellin, Florian** 1998: Weg nehmen und Weg lassen. Diplom II am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Benevolo, Leonardo** 1983: Die Geschichte der Stadt. Frankfurt am Main
- Benjamin, Walter (1966)** 1988: Die Wiederkehr des Flaneurs. Zu Franz Hessels 'Spazieren in Berlin'. In: Ausgewählte Schriften 2. Frankfurt am Main.
- Benjamin, Walter** 1983: Das Passagen-Werk. Band 1 + 2. Frankfurt am Main.
- Berger, John** 1982: SauErde. Geschichten vom Land. München.
- Berger, Peter L.** 1998: Erlösendes Lachen. Das Komische in der menschlichen Erfahrung. Berlin, New York.
- Berger, Peter L. und Hansfried Kellner** 1984: Für eine neue Soziologie – Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt am Main.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (1969)** 1998: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main.
- Bettelheim, Bruno** 1970: Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder. Sozialpädagogik Bd. 5. Stuttgart.
- Bettelheim, Bruno** 1981: Kinder brauchen Märchen. München.

- Bloch, Ernst** 1963: Tübinger Einleitungen in die Philosophie I. Frankfurt am Main.
- Böse, Helmut** (1981) 1989a: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des FB Stadt- und Landschaftsplanung. Heft 22. Kassel.
- Böse, Helmut** (1981) 1989b: Das 'Außenhaus' verfügbar machen. In: Nachlese Freiraumplanung. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 52-60. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse, Helmut** 1993: Man wohnt und wohnt und merkt es nicht. In: Über Vorgärten. Kontexte zur Freiraumplanung: I-VIII. Hg.: Cooperative Landschaft. Wien.
- Böse, Helmut** und **Bernd Schürmeyer** (1984) 1989: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft? Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung. In: Nachlese Freiraumplanung. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 136-160. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse-Vetter Helmut** 1996: Von der Reihe zum Rand. In: Freiraum und Vegetation. Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 189-201. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Bourdieu Pierre** 1970: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main.
- Brookhuis, Norin** 1998: Promenieren schafft Promenaden. Unveröffentlichtes Manuskript zur mündlichen Diplomprüfung am FB 13 der GhKassel. Kassel.
- Brunst, Kristina** et al. 1996: Das Dorf in der Stadt. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel zum PlanerInnen-Praxisseminar 1996 in Kassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Burckhardt, Lucius** 1978: Von kleinen Schritten und großen Wirkungen. In: Bauwelt, Jg. 69, Nr. 46/47: 1710-1711. Berlin, Gütersloh.
- Burckhardt, Martin** 1994: Metamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung. Frankfurt am Main, New York.
- Caraccioli, L.-Ant. de 1777**: Paris, le modèle des nations étrangères, ou l'Europe française. Venedig, Paris. In: Öxenius, Katharina 1992: Vom Promenieren zum Spaziergang: 25. Tübingen.
- Chatwin, Bruce** 1996: Traumpfade. Frankfurt am Main.
- Collage Nord: Bäuerle, Heidbert** und **Christoph Theiling** 1996: Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. Gutachten im Auftrag der Freien Hansestadt Bremen. In: Bremer-Reihen. Notizbuch 44 der Kasseler Schule: 1-133. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Corbin, Alain** 1994: Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste. Frankfurt am Main.
- Cordts, Hans-Jürgen** 1993: Über die Bedeutung von Grenzen. In: Prüfungsreden '91/92. Notizbuch 30 der Kasseler Schule: 61-71. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Delius, Friedrich Christian** 1994: Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. Reinbek bei Hamburg.
- Delius, Friedrich Christian** 1996: Die Verlockung der Wörter oder warum ich immer noch kein Zyniker bin. Berlin.
- Demey, Jan** et al. 1999: Siedlungstypen und Straßenfreiräume. Projektarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Doyle, Arthur Conan**: Die Junker von Reigate. In: **Taibo II, Paco Ignacio** 1992: Der melancholische Detektiv: 152. Reinbek bei Hamburg.
- Duden** 1994: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache – Band 6. Mannheim, Wien, Zürich.
- Durth, Werner** 1988: Die Inszenierung der Alltagswelt. Braunschweig, Wiesbaden.
- Erikson, Erik** (1950) 1997: Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. In: Identität und Lebenszyklus: 55-122. Frankfurt am Main.
- Fontane, Theodor** 1997: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Band. Die Grafschaft Ruppın. Köln.
- Gehlen, Arnold** (1957) 1969: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Hamburg.
- Geipel, Kaye** 1996: Schule der Zeitlosigkeit. In: Bauwelt, Jg. 87, Nr. 10. 506-509. Berlin, Gütersloh.
- Goecke, Michael** 1998: Parks und Promenaden in Paris. In: Stadt und Grün/Das Gartenamt, Jg. 47, Nr. 3: 164-165. Hannover, Berlin.
- Goecke, Michael** 1998a: Zum Leipziger Promenadenring. In: Stadt und Grün/Das Gartenamt, Jg. 47, Nr. 7: 460-461. Hannover, Berlin.
- Goffman, Erving** 1971: Verhalten in sozialen Situationen. Bauwelt-Fundamente Heft 30. Gütersloh.
- Gothein, Marie Luise** 1926: Geschichte der Gartenkunst. Jena.
- Grundler, Hubert** und **Helmut Lührs** (1983) 1993: Straßenbegleitgrün in der Krise. In: Vom Rand zur Bordüre. Notizbuch 27 der Kasseler Schule: 1-99. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

- Guardini, R. 1946: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. Tübingen.
- Habermas, Jürgen (1962) 1990: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt am Main.
- Hard, Gerhard 1990: Hard-Ware. Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Harenburg, Bernd und Ingeborg Wannags 1991: Von Haustür zu Haustür. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule: 6-123. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Harvey, David 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung. In: Prokla 69, Jg. 17, 12/87: 109-131. Berlin.
- Havelock, Eric 1982: The Literate Revolution in Greece and Its Cultural Consequences. Princeton. In: Sanders, Barry 1998: Der Verlust der Sprachkultur: 20. Frankfurt am Main.
- Heinemann, Georg und Karla Pommerening (1979) 1989: Entwicklung von Methoden der Freiraumanalyse, bezogen auf innerstädtische Gebiete. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 63-80. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Heinemann, Georg und Karla Pommerening 1989: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. In: Notizbuch 12 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Helbig, Regina 1997: Gärten am Haus. Diplomarbeit am FB 13 – Landschaftsplanung der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Hentig, Hartmut von 1995: Die Menschen stärken, die Sachen klären. Stuttgart.
- Hessel, Franz 1984: Ein Flaneur in Berlin. Berlin.
- Hessel, Franz 1987: Die Kunst spazieren zu gehen. In: Ermunterungen zum Genuß: 106-111. Berlin.
- Hülbusch, Inge Meta (1978) 1981: Innenhaus und Außenhaus – umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe 01 der OE 06 ASL. Heft 033. Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta und Karl Heinrich Hülbusch (1972) 1990: Freiraum an Schulen. In: Notizbuch 19 der Kasseler Schule: 105-176. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta und Karl Heinrich Hülbusch 1980: Aus- und Einsperrungen oder von der Unmöglichkeit Stadt-Landökologie zu betreiben. In: Bauwelt, Heft 36. Berlin, Gütersloh.
- Hülbusch, Inge Meta und Karl Heinrich Hülbusch 1983: Reihenhäuser und Freiraum: Das Bremer Reihenhäuser-Quartier. In: Deutsche Bauzeitung, Heft 2: 20-23. Stuttgart.
- Hülbusch, Karl Heinrich (1981) 1989: Stadtgrün ohne Stadtgärtner. Oder: Ordnung muß sein! In: Nachlese: Freiraumplanung. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 33-46. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1988: Der Spaziergang. In: Machatschek und Moes (Hg.): Ein Stück Landschaft. Studienarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien: 1-4. Wien.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1988a: Ein Stück Landschaft ... Studienarbeit am FB 13 zum Kompaktseminar in Fresendelf. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1988b: Ein Stück Landschaft. In: Machatschek und Moes (Hg.): Ein Stück Landschaft. Studienarbeit an der Universität für Bodenkultur Wien: 116-122. Wien.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1993: Vom 'Rand' zum Abfall. In: Vom Rand zur Bordüre. Notizbuch 27 der Kasseler Schule: I-XIV. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1995: Über die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben. In: Ein Stück Landschaft ... Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996a: Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün. 4/96. 246-251. Hannover, Berlin.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996b: Die Straße als Landschaft. In: Stadt und Grün. 11/96. 781-784. Hannover, Berlin.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996c: Vegetationskundige Spaziergänge. In: Freiraum und Vegetation. Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 417-421. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, Katharina 1996: Die Kinderzeichnung auf der Straße. In: Himmel und Hölle. Notizbuch 39 der Kasseler Schule: 100-196. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Illich, Ivan 1977: Die Nemesis der Medizin. Reinbek bei Hamburg.
- Jacobs, Jane (1963) 1993: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig, Wiesbaden.
- Jaeggi, Eva; Rohner, Robert und Peter M. Wiedemann 1997: Gibt es auch Wahnsinn, hat es doch Methoden. München.
- Joks-Schlosser, Ursula und Jutta Reinbold-Schaefers 1984: Promenaden des 19. Jahrhunderts – am Beispiel Italiens. Studienarbeit im FB 13 der GhKassel. Kassel.
- Kästner, Erich 1997: Als ich ein kleiner Junge war. Hamburg, Zürich.
- Keupp, Heiner (Hg.) 1998: Der Mensch als soziales Wesen. München.

- Kleist, Heinrich von 1774: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. München.
- Kluge, Friedrich 1995: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. Auflage. Berlin, New York.
- Kolbe, Gerda 1985: Wettbewerb Brunnenallee Bad Wildungen. Studienarbeit an der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Kölzer, Andrea 1991: Rousseau und der Landschaftsgarten oder Jean Jacques et les conséquences. In: Sommer 89 – Prüfungsreden. Notizbuch 21 der Kasseler Schule: 75–80. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Kostof, Spiro 1993: Die Anatomie der Stadt. Frankfurt, New York.
- Kuhle, Dagmar 1996: Krankenhaus?! Diplom I am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Kuhle, Dagmar 1999: 'Friedhofs-Moden'. Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof. Diplom II am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Kurzeck, Peter 1987: Der Sonntagsspaziergang. In: Landschaft. Konkursbuch 18. Tübingen.
- Lachauer, Ulla 2000: Paradiesstraße. Reinbek bei Hamburg.
- Leon, Donna 1998: Sanft einschlafen. Zürich.
- Levi, Carlo (1982) 1997: Christus kam nur bis Eboli. München.
- Lichtenberger, Gertraude (1781) 1990: Promenaden bey Leipzig. Leipzig.
- Lorberg, Frank 1996: Die Heide – Ein Essay über die ästhetische Entdeckung der Heide um 1900. In: Land und Lüge. Notizbuch 42 der Kasseler Schule: 5-70. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lorberg, Frank 1998: Randbemerkungen. Diplom II am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Lucks, Theresia 1993: Die 'kreative Zerstörung' der Straße. In: Vom Rand zur Bordüre. Notizbuch 27 der Kasseler Schule: 100-183. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lührs, Helmut 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. In: Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Marshall, T. H. 1965: Class, Citizenship, and Social Development. New York. In: Walzer, Michael 1998: Sphären der Gerechtigkeit: 271. Frankfurt am Main.
- Mayer-Tasch, Peter C. 1997: Liebe zur Geometrie. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17. Mai 1997. Frankfurt am Main.
- Mehli, Reto 1992: Das Leitbild 'Landschaft'. In: Reise oder Tour? Notizbuch 26 der Kasseler Schule: 128-156. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Migge, Leberecht 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena. Reprint. Kassel.
- Mitscherlich, Alexander (1965) 1996: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Frankfurt am Main.
- Moes, Georges 1992: Neue Gründerzeit oder was könnte man von der Gründerzeit lernen? In: Perspektiven. Heft 4. Wien.
- Moes, Georges 1998a: Die Gärten jenseits der Bilder. Bewerbungsvortrag für die Professur Gartenarchitektur und Freiraumpflege an der FH Neubrandenburg. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Moes, Georges 1998b: Die Landschaft der Stadt. Mitschriften zum gleichnamigen Seminar im WS 1998 an der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Möller, Reiner und Claudia Schneider 1993: Planung oder Entwurf. In: Prüfungsreden 91/92. Notizbuch 30 der Kasseler Schule: 113-132. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Muchow, Martha und Hans-Heinrich Muchow (1935) 1987: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Gütersloh.
- Muro, Carles 1996: Nicht entworfen, nicht konstruiert. In: Bauwelt, Jg. 87, Nr. 37: 2139-2141. Berlin.
- Nadolny, Sten 1997: Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- Neef, Ernst 1950: Landesplanung und geographische Forschung. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 7: 310-332. In: Neef, Ernst 1983: Ausgewählte Schriften: 31-50. Gotha.
- Nemeitz, Joachim Christoph 1750: Séjour de Paris ou Getreue Anleitung welcher gestalt Reisende von Condition sich zu verhalten haben, wenn sie ihre Zeit und Geld nützlich und wohl zu Paris anwenden wollen. Straßburg.
- In: Öxenius, Katharina 1992: Vom Promenieren zum Spaziergang: 15. Tübingen.
- Niede, Uwe 1991: Über Spaziergänge. In: Sommer '89. Prüfungsreden. Notizbuch 21 der Kasseler Schule: 37-44. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Öxenius, Katharina 1992: Vom Promenieren zum Spaziergang. Tübingen.
- Pahl, Jürgen 1983: Avenue, Boulevard, Magistrale – und kein neues Wort? In: Stadtbauwelt, Nr. 79: 1442-1447. Berlin, Gütersloh.
- Plocher, Sabine 1997: Von der Straße, die Ort und Weg zugleich ist – und ihrer Zerstörung durch Dorferneuerung ... In: Das Maß der Dinge. Prüfungsreden Drei 94/95. Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 7-19. Hg.: AG Freiraum

- und Vegetation. Kassel.
- Protze, Käthe** 1995: Parzelle und Straße. Hinweise und Aufmerksamkeiten für die Bebauungsplanung. Reader zum gleichnamigen Seminar vom 29.04.1995 im Auftrag der Frauenbaufragten des Landkreises Kassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Rauter, Ernst A.** 1978: Vom Umgang mit Wörtern. München.
- Rauter, Ernst A.** 1981: Die kunstvolle Arbeit der Verführung. Frankfurt am Main, Berlin.
- Reuß, Jürgen** von 1995: Unterneustadt Kassel. In: Garten und Landschaft, Jg. 105, Nr. 6: 18-21. München.
- Riesman, David** 1958: Die einsame Masse. Darmstadt.
- Ross, Werner** 1998: Venezianische Promenade. München
- Sanders, Barry** 1998: Der Verlust der Sprachkultur. Frankfurt am Main.
- Schivelbusch, Wolfgang** 1995: Geschichte der Eisenbahnreise. Frankfurt am Main.
- Schiffer, Franz** 2000: Fort mit den Fußschellen! In: TAZ vom 15./16. April: III. Berlin.
- Schlink, Bernhard** 1994: SelbsBetrug. Zürich.
- Schneider, Gerda** 1989: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. In: Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Schulz, Friedrich** 1791: Ueber Paris und die Pariser. Berlin. In **Öxenius, Katharina** 1992: Vom Promenieren zum Spaziergang: 20. Tübingen.
- Schürmeyer, Bernd** 1996: Kurzer Kommentar zum Kasseler Klüngel. In: Freiraum und Vegetation. Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 211-218. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Schürmeyer, Bernd und Christine Anna Vetter** (1984) 1993: Die Landschaftsgärtnerei. In: Die 'Freie Landschaft'. Notizbuch 28 der Kasseler Schule: 7-62. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Schwarze, Birgit** 1991: Der ideale Wettbewerbsentwurf präsentiert Grünplanung. In: Der ideale Wurf. Notizbuch 22 der Kasseler Schule: 1-84. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Siedler, Wolf Jobst** 1985: Vom Boulevard zur Spielstraße. In: **Angress, Gina und Elisabeth Niggemeyer**: Die verordnete Gemütlichkeit. Der gemordeten Stadt. II. Teil. Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege: 216-218. Berlin.
- Simmel, Georg**: Soziologie der Geselligkeit. In: **Riesman, David** 1958: Die einsame Masse. 137. Darmstadt
- Sombart, Werner** (1922) 1996: Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung. Berlin.
- Steinhäuser, Urta** 1993: Plänen für die Wechselfälle des Lebens. In: Notizbuch 16 der Kasseler Schule: 6-78. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Theiling, Christoph** 1996: Reihenhäuserstadt – Von Handwerkerhäusern, Architektengebäuden und Zeilen in Bremen. In: Bremer-Reihen. Notizbuch 44 der Kasseler Schule: 135-198. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Tucholsky, Kurt** 1997: Sprache ist eine Waffe. Reinbek bei Hamburg.
- Tute, Heinz-Joachim und Marcus Köhler** 1989: Braunschweiger Werkstücke. Gartenkunst in Braunschweig. Schuegraf, Wolf-Dieter (Hg.). Braunschweig.
- Veblen, Thorstein** (1899) 1989: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt am Main.
- Verschragen, Jeroen Leo** 1997: Hermes' Erben auf Abwegen. In: Marburger Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Band 24. Marburg.
- Volz, Hannes** 1999: Öffentlichkeit versus Kommunalität am Beispiel der Königsgalerie in Kassel. Mündliche Diplomprüfung vom 23.3.1999 an der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Voss, Dietmar** 1988: Die Rückseite der Flanerie. In: Die Unwirklichkeit der Städte. **Scherpe, Klaus R.** (Hg.). Reinbek bei Hamburg.
- Walser, Robert** (1917) 1989: Der Spaziergang. Frankfurt am Main.
- Walzer, Michael** 1998: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit. Frankfurt am Main.
- Ward, Collin** 1978: Das Kind in der Stadt. Frankfurt am Main
- Weber, Max** (1921) 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen.
- Westermann, Arnim** 1997: Zukunft für unsere Kinder. Wohnen in der Sackgasse. In: ortsgespräch: 7-8. Dezember 1997. Münster
- Whitman, Walt** 1955: Leaves of Grass. New York. In: **Sanders, Barry** 1998: Der Verlust der Sprachkultur: 88. Frankfurt am Main.

Wylie, Laurence (1969) 1978: Ein Dorf in der Vaucluse. Der Alltag einer französischen Gemeinde. Frankfurt am Main.

Zimmermann, Janos 1977: Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt. Institut für Regionalwissenschaft der Universität Karlsruhe. Karlsruhe.

ABBILDUNGEN

Titelbild: Atget, Eugène 1997: Eugène Atget – Aperture Masters of Photography: 61. Köln.

Abbildung 1: Perelle: Le Jardin du Luxembourg, Paris, großes Parterre. In: Gothein, Marie Luise 1926: Geschichte der Gartenkunst. 2. Band: 43. Jena.

Abbildung 2: Niggemeyer, Elisabeth 1985: 'Auf dem Markt'. In: Angress, Gina 1985: Die verordnete Gemütlichkeit. Der gemordeten Stadt. II. Teil. Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege: 177. Berlin.

Abbildung 3: 'Strandarbeiter'. In: Corbin, Alain 1994: Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste: 267. Frankfurt am Main.

Abbildung 4: Cartier-Bresson, Henri 1954: Kinder in der Rue Mouffoard. In: Henri Cartier-Bresson: Das Fotografen-Porträt. Luzern 1980. In: Frankfurter Rundschau, Nr. 194 vom 22. August 1998: 7. Frankfurt am Main.

Abbildung 5: 'Schulwegpromenade' – Auf dem Weg zum Schulhaus. In: Bauwelt, Jg. 76, Nr. 23: Titelseite. Berlin, Gütersloh.

Abbildung 6: Niggemeyer, Elisabeth 1985: 'Promenaden(auf)mischung'. In: Angress, Gina 1985: Die verordnete Gemütlichkeit. Der gemordeten Stadt. II. Teil. Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege: 148. Berlin.

Die **Illustrationen** sind von Horst Lemke und stammen aus Kästner, Erich 1997: Als ich ein kleiner Junge war. Hamburg, Zürich.

ANMERKUNGEN

¹ Der Text basiert auf dem überarbeiteten Diplom I (1999) "Promenieren – über Wege und deren geselligen Pausen im Alltag". Betreut wurde die Arbeit von Christine Anna Vetter und Karl Heinrich Hülbusch.

² 'promenieren': '(se) promener'; aus: *po(u)r* = im Kreis und *mener* < spätlat. *minare* = (an)treiben, führen (vgl. DUDEN 1994).

³ So in diversen Fachzeitschriften z.B. Stadtbauwelt (zu empfehlen ist ein Artikel von PAHL 1983: 1442-1447), Bauwelt (beispielhaft: MURO 1996: 2139-2141 und GEIPEL 1996: 506-509), Garten und Landschaft (vgl. z.B. REUß 1995: 18-21), Stadt und Grün/Das Gartenamt (GOECKE 1998: 164-165 und GOECKE 1998a: 460-461) in Literatur zu fast jeder Bundesgartenschau und deren obligatorischen 'Uferpromenaden', verschiedenen Diplom- und Studienarbeiten: JOKSCH-SCHLOSSER und REINBOLD-SCHAEFERS 1984; KOLBE 1985 und etlichen Wettbewerben usw.

⁴ Im weiteren ist mit Kommune nicht die Administration, sondern die Gemeinde von Leuten gemeint (vgl. WALZER 1993; LORBERG 1998: 10-13).

⁵ Dieser Gedanke wurde von K. H. HÜLBUSCH 1999 anlässlich des Vortrags "*Grünplanung ist keine Freiraumplanung*" am 19.2.1999 formuliert.

⁶ "... nehmen wir die Situation, die Lebensverhältnisse, die Urteile doch mal ernst. Und versetzen wir uns ernsthaft nicht nur in anderer Leute Situation, sondern auch in unsere eigene. Sagen wir doch ab und zu einmal statt 'man' auch 'ich'. 'Ich' vertrete die Auffassung; 'ich' bin der Meinung – und nicht: die Wissenschaft, die Disziplin, der Stand der Technik, die Staatsräson machen meine Meinung. Identifizieren wir uns, statt über Identifikation zu räsonieren." (I. M. HÜLBUSCH und K. H. HÜLBUSCH 1980: 261; vgl. TUCHOLSKY 1997: 142)

⁷ Vgl. ILLICH (1977: 120). ILLICH sieht die 'Ritualisierung der Krise' (vgl. dazu KUHLE 1996: 42) als ein allgemeines Merkmal morbider Gesellschaften und als eine Voraussetzung der Machtprivilegien von 'Experten', der Enteignung von Betroffenen und Beschränkung ihrer Autonomie und Entscheidungsmöglichkeiten.

⁸ Der Gedanke, daß Freiraumplanung für die richtige Maschengröße der Netze zuständig ist und auf diese Weise Möglichkeiten produziert oder verhindert, stammt aus der Debatte zum Vortrag "*Grünplanung ist keine Freiraumplanung*", gehalten von K. H. HÜLBUSCH am 19.2.1999.

DIE STRAÙE ALS FREIRAUM¹

"Das Vertrauen wird in der Großstadt aus vielen, vielen Bürgersteigkontakten gebildet. Es wächst aus dem Nebeneinanderstehen der Leute an der Bar beim Biertrinken, aus dem Gespräch mit dem Lebensmittelhändler oder dem Zeitungsverkäufer, aus den beiläufigen Unterhaltungen in der Bäckerei und aus dem Grüßen von Kindern, die ihre Limonade auf den Vortreppen trinken.

Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial, aber die Summe aller Kontakte ist nicht im geringsten trivial. Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis - größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezungen - ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ist ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens und bedeutet eventuellen Beistand in Zeiten persönlicher oder nachbarschaftlicher Bedrängnis" (JACOBS 1963/69: 47).

Und das gilt nicht nur und nicht für die Großstadt, sondern für jede Siedlung (Dorf, Vorstadt, Stadtteil - ja gar für das platte Land). Die Sicherheit der Straße, die den sicheren routinierten Gebrauch voraussetzt, ist enthalten in

"... einer städtischen Ordnung, die es uns verhältnismäßig leicht macht, den Frieden zu erhalten, weil auf den Straßen so viele Augen sind. Die Ordnung an sich ist ebenso wie die überwältigende Anzahl ihrer Komponenten kompliziert. Die meisten dieser Komponenten sind in irgendeiner Art und Weise spezialisierter Natur, und sie vereinigen ihre Wirkung auf dem Bürgersteig, der nicht im geringsten spezialisiert ist. Und das ist seine Stärke." (ebd.: 46).

Das gilt für dieses merkwürdige Objekt Straße insgesamt. Von der Organisation ist es regelhaft, einfach und simpel. In den Bedeutungen, die weder direkt zu beobachten noch zu erfragen sind, ist sie unglaublich kompliziert. Ich kann mich der Straße und den darin untergebrachten Gebräuchen und Bedeutungen nur verstehend, sokratisch nähern. Neben den (bewährten) Beispielen und der vergleichenden Beobachtung bin ich auf mich als Beobachter angewiesen, der die Bedeutungsgehalte ansieht - und diese Geschichten dann so gewissenhaft wie möglich erzählt (BERGER und KELLNER 1984: 71). Das ist eine Fähigkeit, die in der Lehre der 'Entwerfer' sträflich vernachlässigt und durch stereotype Vorurteile und Deklarationen ersetzt wird. Der explizite und verständige Nachvollzug des Vorhandenen in den Status des Bekannten bzw. Verstandenen setzt "Nähe und Distanz", Annäherung und Reflexion voraus. Wie Martha MUCHOW (1935/80) nach Studien zum "Lebensraum des Großstadtkindes" berichtet,

"... fühlt sich das Kind in (seiner Straße) eingebettet, hier fühlt es sich "wie zu Hause". von hier aus wird links und rechts, drüben, dahinten, "nahebei" und "weitweg" bestimmt, und von hier aus dringt man zunächst in die benachbarten, dann aber in immer fernere Straßen und Plätze vor. Das Orientierungsschema, das das Kind von "seiner Straße" erarbeitet hat, bestimmt auch (...) die Orientierung des Erwachsenen, ..." (MUCHOW und MUCHOW 1935/80: 94).

Das heißt, bei der Beobachtung und Nacherzählung müssen wir sorgfältig unseren per-

¹ Nach einem Dia-Vortrag bei der Architektenkammer Bremen im November 1994; Erstveröffentlichung in "STADT UND GRÜN" 4/96: 246 – 251.

sönlichen Anteil der Lernbiographie berücksichtigen und auch die Vorwände - die Metaphern der Schlüsselfertigantworten, der schematischen Lösungen, in Schach halten. Denn bei einem so trivialen, einfachen Gegenstand wie der Straße, die gleichzeitig so kompliziert ist, kann nur sokratische Gelassenheit hilfreich sein.

Straßen - Platz und Geschossigkeit

Amanda CROSS schreibt, wie Kate Fansler bei einem kriminalistischen Ausflug nach London in einem freundlich überlassenen Reihenhaus entscheidet und begründet, wo sie zu nächtigen gedenkt:

"Möchten Sie lieber in diesem Stockwerk schlafen oder unten?"

"Kate entschied sich für oben, weil ihr das so richtig das Gefühl gab, ein ganzes Haus zu bewohnen, wozu sie nicht oft Gelegenheit hatte" (CROSS 1990: 264).

Es gibt viele gute Gründe gegen den Geschoßwohnungsbau und auch gegen mehr als drei Geschosse; physische und auch psychische der Zugänglichkeit des *"Außenhauses"* (im weiteren Sinne). Von der Dimensionierung (Höhe) der straßenorientierten Bebauung wird mit statusorientierten Unterschieden die Dichte des Straßenprofils bestimmt. Ab drei Geschossen wird diese Dichte belanglos, weil die Bebauung immer zu eng oder immer zu weit auseinander steht. Aus diesem Grunde wurde, wenn auch unreflektiert, die Bebauung seit der Zeit der Hochgebäude einfach irgendwo in die Gegend gestellt. Die Straße, aus aneinandergereihten Plätzen bestehend, verliert ihren Sinn, wenn die häuslichen Arbeitsplätze den Platz in der Straße nicht mehr herstellen lassen. Diese Nähe zum Straßen-Platz ist bisher noch nicht explizit betrachtet worden: den *"Freiraum"* Straße über die linear aneinandergereihten Plätze zu verstehen und damit das Prinzip der *"Hierarchie der Freiräume"* (vgl. BÖSE 1981).

Die Hierarchie, die von eilfertigen Leuten immer mit Zentralisierung und autoritärer Macht verwechselt wird, überlegt ausgehend von der kleinsten vollständigen Einheit des Lebensortes. Eine sozial bedachte Siedlung besteht danach aus aneinandergereihten in sich vollständigen Lebensorten. Wenn ein *"technisches Kalkül"* (ULLRICH 1979/93) oder auch eine der vielen fiktiven ökonomischen Vorwände, die nicht nur beweisbar falsch, sondern von der Argumentation asozial (SCHWARZ 1953/94) geführt werden, die Zerstörung der Lebensorte betreibt, hat die Straße ihre soziale Bedeutung verloren. Ab drei (vier) Geschossen ist der Straßen-Platz physisch und psychisch eine Illusion. Dann gibt es auch den sozialen Ort Straße nicht mehr, auch dann nicht, wenn er noch so aussieht.

Ort - Platz und Weg - Richtung

F.K. Wächters-Cartoon:

"Weißt du, wo die Post ist?"

"Ja, geradeaus bis zu der losen Platte im Bürgersteig, dann links und beim dritten Kaugummiautomaten wieder links!"

Hier wird der *"Wertakzent"* der Bedeutung materieller Ausstattung als Information - nicht

als stadtbildnerische Identifikation (vgl. LYNCH 1968) und Wahrnehmung des Ortes wie der Distanz (vgl. MUCHOW 1935/80) nachgezeichnet. Sie oder ich würden vom gleichen Ort aus ganz andere Wahrzeichen für den Weg anbieten: den Fischladen, den Tabakladen oder auch den verhunzten Straßenbaum. Die gleiche Wirklichkeit wird also sehr verschieden, nach Interessen, Absichten, Kenntnissen und Tätigkeiten, behalten. Die berühmte "*mental map*", die Erinnerung an die Anlässe und Gelegenheiten ist so unterschiedlich, daß sie über die Frage hinaus auch etwas über die Interessen (im weiteren Sinne) erzählt.

In der Orientierung wird ein Punkt der Straße da, wo ich zu Hause bin, zum Platz und Ort. Der Weg heißt immer Entfernung von diesem "*Platz*", der in diesem Sinne sicheres Territorium ist (ZIMMERMANN 1978). Und es bedeutet Fremde im Sinne von hinkommen oder auf einem Weg sein wie jener Mensch auf der Suche nach der Post.

Die Aneinanderreihung von Plätzen...

Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, übersehe ich einen Platz in der Straße. Das wäre so eine klassische malerische Situation, die den Beobachter mit einem Gegenüber verbindet. So, vom Haus aus wahrgenommen, ist die Straße eine Aneinanderreihung vieler Plätze, die vom Standort bestimmt sind. Wenn ich aus der Tür trete, ändert sich meine Situation. Einerseits kann ich mich entschließen, den Platz "*standhaft*" zu vertreten: die Füße vertreten, Schauen, auf ein Gespräch erpicht sein, etwas werkeln.

Im weitesten Sinne nehme ich teil an der Herstellung dieses Platzes in der Straße. Wenn ich eine Besorgung vorhabe, überlege ich Richtung und Weg. Wenn jemand an einem der vielen Plätze **auftritt**, legitimiere ich meinen Weg mit einem Gruß. In der Straße, wo ich dann fremd bin, gehe ich meines Weges und grüße nur ausnahmsweise. Was die Fremden in "*meiner Straße*" tun, weil es für sie keinen Anlaß zu übertriebener Verbindlichkeit gibt, tue ich in allen Straßen, in denen ich fremd bin. Die Herstellung einer Verbindlichkeit ist offen und für die BewohnerInnen des Platzes ebenso wie für die Fremden nur über eine Frage möglich, weil es keine gemeinsamen Erinnerungen und Begebenheiten oder Anlässe gibt, auf die zurückzukommen wäre.

Wenn wir jetzt über diese relativ einfachen Regeln hinaus hinzunehmen, daß die Interessen, Wahrnehmungen und Handlungen nach Alter, Geschlecht, notwendiger Arbeit so viele Unterschiede enthalten wie Leute in einer Straße zu Hause sind, wird die Kompliziertheit, von der Jane JACOBS spricht, annähernd nachvollziehbar.

Was die Kindermalerei lehrt

Die Kindermalerei, eine der wenigen Tätigkeits- und Aufenthaltsspuren auf der Straße, die auch bei Abwesenheit der KünstlerInnen erkennbar und zuzuordnen sind: Alter, Eltern, Nachbarn usw., gibt einen schönen Beweis für die These, daß die Straße aus der Aneinanderreihung von Plätzen hergestellt ist. Straßenmalereien von Kindern beobachtet man normal nur nebenher und unaufmerksam. Der "*Auftrag*", einmal genauer darauf zu achten, Notizen und Fotos zu machen, war für die Ordnung der Malorte, der Malplätze aufschlußreich. Der häufigste Mal-Platz ist der Bürgersteig (und die Straße) vor

der eigenen Haustür. Deshalb gibt es davon auch so viele Beispiele in den Straßen, die manchmal gleichzeitig aber auch wandernd auftreten. Es waren die typischen "Straßen"-Plätze vor Häusern, in denen Kinder zu Hause sind. Dann sind Straßenmalereien auch vor Häusern zu finden, bei denen der Vorgarten (im weiteren Sinne) durch einen ausgeprägten Hausvorplatz ersetzt wurde, damit die verehrte Kundschaft ans Fenster treten kann und leicht die Schwelle erreicht. Typische Orte sind einmal Läden, die einzeln in eine Straße eingefügt sind und so einen besonderen Platz in einer Straße anbieten. Das ideale Beispiel für diesen Mal-Platz ist der Eckladen, der Platz zum Beginn oder Ende einer Straße, bei dem die Bindung an das Haus reduziert ist und die Kundschaft hofiert wird.

Diese unterschiedlichen Plätze werden auch zu verschiedenen Zeiten bemalt. Der Platz vorm Haus, zu dem auch Einladungen ergehen, ist nicht auf bestimmte Zeiten abonniert. Der Eckplatz jedoch wird in der Regel außerhalb der Zeiten des Publikumsverkehrs genutzt. Hier sind die Werke immer erst nach Geschäftsschluß, nach Feiertagen oder Wochenenden zu besichtigen. Darin wird deutlich, daß die Kinder ganz routiniert die Mal-Plätze unterscheiden lernen. Der "Platz" in der direkten Zuständigkeit des Wohnplatzes ist immer oder nie, je nach Eltern und Quartier, der Platz an der Ecke eher zu unbeaufsichtigten Zeiten für die Malerei geeignet – außer, der Laden stünde mal leer (vgl. HÜLBUSCH K. 1995).

Zum Verhältnis von Komplexität und Einfachheit

"Setzt der Gedanke an das wahre objektive Bedürfnis sich rücksichtslos über das subjektive hinweg, so schlägt er, wie von je die *volanté générale* gegen die *volanté de tous*, in brutale Unterdrückung um. Sogar im falschen Bedürfnis der Lebendigen regt sich etwas von Freiheit; das, was die ökonomische Theorie einmal Gebrauchswert gegenüber dem abstrakten Tauschwert nannte" (ADORNO 1967: 121).

Dieser "Gebrauchswert" ist begrifflich identisch mit Freiraum. Und beide umfassen die notwendige Arbeit. Helmut BÖSE (1981) hat die öffentlichen Freiräume - damit auch die Straße - gegenüber den privaten Freiräumen über den persönlichen Gebrauch und die individuelle Aneignung unterschieden. Die individuelle Aneignung privater Freiräume, also das Außenhaus (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978), enthält nachbarschaftliche Konventionen des Statthaften, die direkt ausgehandelt werden und über die abgegrenzten Territorien gegen Übergriffe immun sind. Der "*persönliche Gebrauch*" öffentlicher Freiräume enthält ebenfalls sozial ausgehandelte Konventionen der Toleranz. Diese können nur gültig werden, wenn die Ausstattungen öffentlicher Freiräume betont trivial und einfach sind und auf der Basis gelernter Erfahrungen die Regeln des Gebrauchs leicht zu verstehen sind und keine Verunsicherung hervorrufen. Unübersehbare Optionen des Gebrauchs, die im Laufe des Tages, des Jahres, des Lebens und der Lebenssituation am gleichen Ort realisiert werden können, setzen voraus, daß dieser Ort ein Minimum an Spezialisierung des Gebrauchs vorschreibt.

Die Regeln für die Straße / den Weg

Wir können uns wohl darauf einigen, daß Wegen, die nicht auch Ort und Platz sind, die Qualität einer Straße fehlt, weil sie dem eindimensionalen Prinzip der Eisenbahn (Schnellbahn) mit Endpunkten oder Haltestellen, Aus- und Abfahrten à la Autobahn verbunden sind.

Praktisch formuliert heißt dies, daß der Rand oder die Nachbarschaft den "Bahnen" **unwichtig** ist, weil die Distanz nur von Punkten definiert ist. Die Straße dagegen ist bis hin zum Pfad vom Rand her definiert. Die Nachbarschaft oder der Rand ist die Ökonomie, die Legitimation des Weges. Während der Weg linear auf die Richtung hin organisiert ist und ein paralleles Nebeneinander der Zonierung aufweist, ist der Rand durch Parzellen entgegengesetzt zur Richtung in die Tiefe organisiert. Dies festzuhalten, ist wichtig, weil der Städtebau diese einfache Regel der Erschließung, des Wechsels von Ort und Weg ausgeräumt hat.

Damit der Weg auch Platz sein kann, ist es weiter nötig, daß gleiche Produktionsöffentlichkeiten sich gegenüberstehen. Die Tür an die Straße kann über den Vorgarten (im weiteren Sinne) den Platz, die Ambivalenz von sozialer Kontrolle, gleicher Tätigkeit und Konvention wie Unverbindlichkeit nur erhalten, wenn die andere Seite des "Platzes" identisch ist. Ganz einfach formuliert: die **Straße ist nur ein schmaler Platz**. Denn kein Mensch käme auf die verrückte Idee, einen Platz (im weiteren Sinne des Begriffs) durch die Zuwendung von Vorderseiten der Häuser gegen die Rückseiten von Häusern herstellen zu wollen. Außer es gäbe als Gegenüber einen Anlaß für eine Promenade: die Küste, einen Fluß, ein Hochgestade, einen privilegierten Monumentalbau.

Also hätten wir nur noch zu überlegen, das heißt zu prüfen, was erfahrungsgemäß in den Abstand von Haus zu Haus hineinpaßt. Die jovial vorwurfsvolle Behauptung, die immer als Entschuldigung für die Unglücksfälle des Entwerfens vorgebracht wird, daß sich mit dem Auto alles geändert habe, ist selbstverständlich falsch. Wien ist dafür ein schönes Beispiel. Wenn zum Beispiel im 9. Bezirk im Zuge der Bodenspekulation aus zweigeschossigen Biedermeierbebauungen vier- bis sechsgeschossige Gründerzeitbauten mit Seitenflügeln ausgebaut wurden, ist es kaum verwunderlich, daß die Straßen - die kommunale Offerte privater Inbesitznahme - knapp werden. Im übrigen hat sich WORTMANNs Prognose aus dem Jahre 1932, daß der Verkehr in der östlichen Vorstadt Bremens nicht zu regeln wäre, bis auf den heutigen Tag nicht bestätigt. Realisiert hat sich nur dank administrativer Spekulation das WORTMANNsche, jetzt immerhin 60 Jahre alte, "Szenario".

Kehren wir, von dieser Abschweifung zu repräsentativen Drohungen, zurück zur Regel. In einer Straße gibt es einen Fahrweg, zu jeder Seite einen Fußweg (Bürgersteig), zu jeder Seite ein Vorgarten. Linear daran sind gegen die Parzellierung der Fahrweg, die zwei Bürgersteige und die Vorgartengrenzen. Die beiderseitigen Vorgärten - die sehr vielgestaltig in Erscheinung treten können - sind gereiht nach den Parzellen und geben üppig die individuelle Aneignung wieder. So ist beispielsweise vor einem Laden, an der Eckkneipe der Vorgarten dem Geschäft gewidmet.

Diese Regel des Profils ist, wie Reto MEHLI und Andreas SCHULTZ (1991) in einer vergleichenden Untersuchung zu Kasseler Straßen nachgewiesen haben, in Haus-zu-Haus-Abständen von 18-22 m unterzubringen. Das ist etwa der Unterschied, der (in Bremen) zwischen der Bückeburger- oder Mindener Straße zur Georg-Gröning-Straße besteht.

Vom Weg zur Bahn

Der Weg hat den Rand, der zum Beispiel in der Feldflur vom wiesigen Saum gebildet wird. Dieser Saum macht den Unterschied zwischen linearer Zonierung und den Parzellen deutlich - ist eine Schwelle, eine Grenze, ein Zaun, der die Parzelle abzäunt (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1994). Der Pfad, der Weg warten immer mit der gleichen Folge der Zonierungen auf, bis die Straße eingeführt wird. Die Straße ist durch die Einführung des Bürgersteiges ausgezeichnet. Was im Weg schon angelegt ist, wird explizit durch Schwellen und Zuweisungen (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV 1989/90) unmißverständlich gemacht. Die **Straße** ist eine kluge Erweiterung des Weges. Diese kluge Interpretation des Weges und die Sicherung des begleitenden Trampelpfades durch die Erhebung in den Stand des Bürgersteiges ist eine originäre der Gründerzeit, die aus dem Weg die Straße macht. In der Straße selbst bleiben die "*Pfade*" (Wege) virulent. Es gibt mit der Einführung der Straße beginnend drei Wege. Der Fahrweg weist - sofern die Befestigung dies zuläßt - die Zonierung des Weges auf. Bürgersteigschwelle und Baumreihe begleiten den Weg, der im Bürgersteig ebenso differenziert ist. Schwelle und Baumreihe sind linearer Rand ebenso wie die Vorgartenzäune und die darauf folgende Parzelle (vgl. HILLJE und REISENAUER 1995). Das ist insgesamt eine schönes Beispiel gegen den Funktionalismus: Wenn die Anforderung größer wird, muß sie für den Gebrauch nebeneinander mehrfach wiederholt werden. Und alle Insignien des Weges gelten für die Organisation insgesamt und für die Wiederholungen ebenso. Wenn das nicht eine kluge Überlegung ist, die nach einigen leichtfertigen Fehlern - wie zum Beispiel Hausvorplätze (Vorgärten) in Bürgersteige umzuwidmen - durch den Gebrauchssinn bestätigt würde, dann gibt es keine kluge Überlegung, die der praktischen Spur entlehnt ist.

Status, Dimensionierung und Morphologie

Enge und Breite der Straße kennzeichnen den ökonomischen Status der erwarteten BewohnerInnen, d.h. ihre Zahlungsfähigkeit, die durchaus wie romantisierende Neuinterpretationen (vgl. GÜNTER 1978) neuen Distinktionswert erhalten können (siehe auch die Mozartstraße in Bremen). Dabei ist gegen Sparsamkeit im Platzverbrauch nichts einzuwenden. Die vielen Beispiele, die mit Verlaub sympathische Straßen abgeben, verfügen über

2 - 3m	Vorgarten
2 - 3m	Bürgersteig
6m	Straße

das macht 14 - 18m von Haus zu Haus.

Das klassische bremische Reihenhausquartier ist in dieser Dimensionierung abgefaßt. Wenn es dann üppiger, das heißt statushöher wird, findet eine Baumreihe in der Straße noch Platz und das Profil nimmt um 2 - 4m zu. Ab 22m wird die Straße zu der "Landschaft", die die Verkehrsberuhiger in jedes Profil packen wollen. Der Witz besteht aber darin, daß gekonnte Straßen unabhängig von der Dimensionierung über die Morphologie qualitativ gleich (ähnlich) hergestellt werden. Sparsamkeit im Platzangebot wird dem Fremden unmißverständlich mitgeteilt und Enge ist **Enge**. Die Morphologie, die Regeln des Gebrauchs von Ort und Weg kenntlich macht, weist analoge Erscheinungen auf. Im Bremer Reihenhausquartier, der städtischen Analogie primärproduktiver bäuerlicher und handwerklicher Siedlungen, sind dem Weg mehr Rechte gezollt. Damit wird die Betonung des Ortes hergestellt. Der Vorhof wird gegliedert in Vorgarten und Bürgersteig. Das ist im Sinne einer Analogie oder klugen Kopie zu verstehen.

Die ursprünglich mehr technische Morphologie - Wiederlager und Rauhpfaster - erhält in der Gründerzeit eine bewußte Umformung. Aus den erfahrungsgemäß bekannten Differenzierungen werden jetzt ganz klug Schwellen und Grenzen gemacht (AUTORIN-NENKOLLEKTIV 1989/90). Und daher wird eine bislang informell vorhandene Grenzziehung profiliert. Fahrweg und Fußweg, der ja neu eingeführt wird, werden durch eine lineare Schwelle getrennt. Mit dem Bürgersteig wird die Schwelle und die Grenze zum Vorgarten zusätzlich eingeführt (vgl. BÖSE-VETTER 1991). Also wird die veränderte Situation klug erweitert und ergänzt. Die Regeln, die sich daraus ableiten lassen, zeigen, daß neue Anlässe durch einfache Differenzierung statt durch Spezialisierung (= Einseitigkeit) erreicht werden können.

Einer einfachen Regel folgend ist die Erweiterung im Sinne der linearen Zonierung der Straße die Hinzufügung einer weiteren "Zone" eine klügere Vorgehensweise als jede Spezialisierung, die lineare Zonierungen aufgibt und aus den vielen aneinandergereihten Plätzen einen Platz machen will.

Vom Feldweg zur Stadtstraße / die Nachbarschaft als Rand

Die kluge und bewährte Zusammensetzung aus Ort/Platz, Richtung und Nachbarschaft (Parzelle), die mit erkennbaren Grenzen der Morphologie ausgestattet und deshalb lesbar sind, gilt vom Fußpfad bis zum Boulevard, wenn er denn einer ist, weil die "Geschichte" (die Erinnerung) und die Nachbarschaft stimmen. Der Fußpfad und der Boulevard folgen der gleichen Regel. Sie sind hinsichtlich der Beteiligung und der Übersichtlichkeit gleich anspruchsvoll an die NutzerInnen, wenn man akzeptiert, daß zum Gebrauch die Regeln des Gebrauchs bekannt und gelernt sein müssen. Bei jeder linearen Anordnung sind nach Ort und Gelegenheit alle Zonierungen enthalten. Ausstattung und Dimensionierung wechseln quantitativ. Wenn wir eine Straße kopieren, ist die Dimensionierung der Anteile zu beachten.

Die barocke Nachahmung und die Moderne

Wenn die Moderne etwa um 1800 mit dem romantischen Garten beginnt (den utopischen Sozialisten/Kasernenbauern) ist ja doch zu bedenken, daß die klassische Orga-

nisation von Platz (Straße), Vorhof, Haus, Hof und das gespiegelt bis 1910 hält und daß wiederum bis heute auch gebrauchstüchtig ist. Bewußte Regeln werden mehr oder weniger unbewußt tradiert und erneuert. Wenn zum Beispiel bei MUCHOW oder JACOBS auf diese Organisation und ihre selbstverständliche Qualität verwiesen wird, geschieht auch dies traditional. Das ist sicher richtig und enthält dennoch fürs Planen zu wenig Reflexion. Wir können das auch anders sagen: die Rezeption von Beschreibungen und Einsichten bleibt in der Planung an der Oberfläche, weil - wie BERGER (1983) schreibt - die Wahrheit nicht tiefer, sondern ganz woanders liegt.

Die Unverständigkeit der Moderne besteht darin, daß ihre Verheißungen unverstanden sind und bleiben. Die Fußgängerzone und die Dorferneuerung sind schöne Beispiele für den Kitsch des totalen Unverstands gegenüber der linearen Ausstattung der Wege und des begleitenden Randes, der aus Plätzen und Parzellen besteht, statt der Schwellen eben durch Grenzen markiert ist.

Die Technokraten und die Funktionalisten

Ein so einfaches Phänomen mit so weitreichenden Folgen muß jeden Funktionalisten, Technokraten und Dekorateur aufs äußerste beleidigen. Es kann doch wahrlich nicht sein, was diese Typen nicht verstehen können. Also muß das *"geordnet"* werden. Die behauptete Krankheit ist nicht vor Ort, sondern in den schizotopen, machtbesessenen Köpfen zuhause (siehe oben Reflexion etc.).

"Wenn man die Untersuchung so weit vorantreibt, daß man die nackte Notwendigkeit entdeckt, ist man der nackten Freiheit ganz nahe. Denn die menschliche Knechtschaft hängt keineswegs von Dingen ab, sondern vor allem von Spielen der Einbildungskraft, die uns die Dinge verbergen. Der Mensch, den ein Schwindel ergreift, ist noch nicht am eigentlichen Hindernis, das ebenso gut eine Stütze ist. Der Fechter beugt sich vor in dem Verlangen, einen Ausfall zu machen; aber auf diese Weise liegt sein ganzes Gewicht auf dem Bein, das vorschnellen sollte, und nagelt es so an den Boden. Wenn er sich der Notwendigkeit beugt, statt sich dem blinden Verlangen hinzugeben, dann schwingt er sich auf wie ein Vogel; und weil er nicht zu sehr gewollt hat, was er begehrt, sondern vielmehr das, was er vermag, wird er schließlich tun, was er will.

In den Argonnen hatten die Amerikaner gesagt: Wir werden drei Divisionen haben, wo ihr nur eine habt, und drei Verpflegungswagen, wo ihr nur einen habt. So erringt die Einbildungskraft ihre Siege. In der Tat aber verstopften sie nur die Straßen durch den gewaltigsten Stau, den man je gesehen hat. Ein Turenne und vielleicht sogar ein Vendôme hätte sich schmaler gemacht als die Straße, aus Angst davor, behindert zu sein, die bewirkt, daß man auf die Dinge achtet, statt mit Hilfe der Einbildungskraft über sie hinwegzuzfliegen. Aber wer in der Einbildung lebt, klagt auch das Schicksal an" (ALAIN 1924/94: 87-88).

Literatur

Adorno, Theodor W. 1967: Funktionalismus heute. In: Ohne Leitbild: 104-124. Frankfurt am Main.

Alain (1924) 1994: Notwendigkeit und Freiheit. In: ders. Sich beobachten heißt sich verändern: 86-88. Frankfurt am Main, Leipzig.

AutorInnenkollektiv 1989/90: Grenzgänge in Bremen. Studienarbeit an der GhKassel

zum PlanerInnenseminar in Bremen. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.

- AutorInnenkollektiv** 1994: Ein Stück Landschaft: z.B. Fouchy im Elsaß. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- Berger**, John 1983: Eine Geschichte für Äsop. In: ders.: Begegnungen und Abschiede: 53-83. München, Wien.
- Berger**, Peter L. und Hansfried **Kellner** 1984: Für eine neue Soziologie - Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt am Main.
- Böse**, Helmut 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung. Heft 22. Kassel.
- Böse-Vetter**, Helmut 1991: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-152. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Böse**, Helmut und Bernd **Schürmeyer** 1984: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. In: Das Gartenamt (33): 537-550. Hannover, Berlin.
- Cross**, Amanda 1990: Verschwörung der Frauen. Frankfurt am Main.
- Günter**, Roland 1978: Eisenheim - ein Entwicklungsprozeß alternativer Kultur. In: Frankfurter Hefte - extra 1: 124-132. Frankfurt am Main.
- Hilje**, Detlef und Wolfgang **Reisenauer** 1995: Sigmasoziologie der Straßenzonierung oder: wieviel Weg paßt in die Straße? Diplomarbeit am Fb Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- Hülbusch**, Inge Meta 1978: Innenhaus und Außenhaus - sozialer und umbauter Raum. Schriftenreihe der OE ASL. Heft 33. GhKassel. Kassel.
- Hülbusch**, Katharina 1995: Straßen - Kindermalerei. Magisterarbeit an der Universität Osnabrück. Fachbereich Kunstpädagogik (02). Osnabrück. Veröffentlicht in: Himmel und Hölle. Notizbuch 39 der Kasseler Schule: 100-196. Hg.: AG Freiraum und Vegetation 1996. Die Kinderzeichnung auf der Straße. Kassel.
- Hülbusch**, Karl Heinrich 1991: Morphologie und Organisation. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Jacobs**, Jane (1963) 1969: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. In: Bauwelt Fundamente 4. Gütersloh, Berlin.
- Lynch**, Kevin 1968: Das Bild der Stadt. In: Bauwelt Fundamente 16. Gütersloh, Berlin.
- Mehli**, Reto und Andreas **Schultz** 1991: Straßenzonierungen und ihre Gebrauchsmerekmale. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- Muchow**, Martha und Hans Heinrich **Muchow** (1935) 1980: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Bensheim.
- Schwarz**, Rudolf (1953) 1994: Was dennoch besprochen werden muß. In: Bauwelt Fundamente 100: 162-178. Braunschweig, Wiesbaden.
- Ullrich**, Otto (1979) 1993: Technik und Herrschaft. Frankfurt am Main.
- Wortmann**, Werner 1932: Stadtplanerische 'Probleme' in Bremen.
- Zimmermann**, Janos 1978: Wohnverhalten und Wohnumwelt. In: Schriftenreihe Bau- und Wohnforschung BMBau. Karlsruhe.

GRAFFITI¹

Jugendliche eignen sich durch das Sprühen von Graffiti Freiräume in der Stadt an. Die Aneignung findet über die kurzfristige Anwesenheit der 'Writer' beim Sprühen und über die längerfristige Anwesenheit der Zeichen an den Wänden statt. Ein großer Teil der besprühten Flächen sind Nutzungsbrachen des funktionalisierten Städtebaus, die von gesprühten Symbolen illegal besetzt werden.

Unterschiedliche Typen von Graffiti.

Unterschieden wird grob in sprachliche Graffiti, mit einer lesbaren Botschaft und in graphische Graffiti der 'Hip-Hop' Szene. Innerhalb beider Typen gibt es verschiedene Ausprägungen von Graffiti. Die Beschreibung enthält die Erscheinung der Graffiti, die Sprühorte, die Adressaten, die Zielrichtung, die die Sprüherei verfolgt, welche Personen sprühen und die Geschichte, die hinter den Graffiti steckt.

Sprachliche Graffiti - Kritzeleien

Unter den Begriff Kritzeleien fallen Liebesbekundungen wie 'Stefan liebt Anja', Schmähungen wie 'Carsten ist doof' oder auch Fangraffiti wie 'Huskies vor'. In der Erscheinung sind Kritzeleien meist kleinflächig, selten gesprüht, sondern meist mit Filzstift angefertigt oder geritzt. Die Orte an denen diese Kritzeleien häufig angebracht werden sind Treffpunkte von älteren Kindern und Jugendlichen wie Bushaltestellen, Spielplätze, Parkbänke und Schulhöfe. Adressaten sind die eigene Clique, der Freundeskreis, der, die oder das Liebste oder jemand, den man blöd findet. Manchmal fehlt ein spezieller Adressat und über die Kritzelei soll der Allgemeinheit die Meinung mitgeteilt werden. Der Hintergrund der Kritzeleien sind Nachrichten und Botschaften die Ausdruck der eigenen Lebenssituation sind. In der Kindheit hat fast jeder einmal ein Herz in einen Baum geritzt oder eine Schulbank bekritzelt.

Polit- und Spontisprüche

Viele Polit- und Spontisprüche sind Parolen, wie 'Stoppt Castor', 'Wer räumen läßt muß selber zahlen', 'Keinen Fußbreit den Faschisten', 'Legal, illegal, scheißegal' oder 'Statt Hemden bügeln, Sexisten verprügeln'. Diese Sprüche werden meist in einer Größe gesprüht, die aus der Entfernung noch zu lesen ist. In der Form haben die Freihand- oder Schablonensprühereien eine große visuelle Zugänglichkeit. Die Orte, an denen in Kassel gesprüht wird, sind gut einzusehende Wände öffentlicher Einrichtungen, von Gewerbeflächen oder Unterführungen, dort, wo viele Menschen vorbeigehen.

¹ Überarbeiteter Text der Rede zur mündlichen Diplomprüfung am 23.3.2000

kommen. Polit- und Spontisprüche in der Nordstadt von Kassel säumen meinen Weg zur Gesamthochschule. Das beginnt vor meiner Haustür in der Hegelsbergstraße mit Sprüchen an der 'Teppichdomäne', setzt sich an Gewerbebauten in der Bunsenstraße sowie am Deltamarkt in der Fiedlerstraße fort und endet in der Unterführung am Holländischen Platz und an den Gebäuden der Gesamthochschule. Die Beispiele aus der Nordstadt sind zum größten Teil 'linke' Politgraffitis, die in studentischer Wohngegend in Hochschulnähe gesprüht werden. Innerstädtische Lagen mit hoher Wahrnehmbarkeit sind ebenfalls Orte, an denen Parolen angebracht werden. In statushöheren Quartieren sind Polit- und Spontisprühereien kaum zu finden. Diese Beobachtungen decken sich zum großen Teil mit einer Studie über Graffiti von G. HARD (1985). Die Personen, die in der Nordstadt Parolen sprühen, sind vornehmlich junge 'linke' Autonome. Dazu gehören BauwagenbewohnerInnen und Frauen aus dem Umfeld des autonomen Frauenhauses. Des weiteren sind die Namen von türkischen Organisationen wie der 'linken' TKPML, der PKK oder von der türkischen 'Rechten', den grauen Wölfen, die ihren Organisationsnamen BOTZKURT hinterlassen, an Wänden der Nordstadt zu finden. Die Polit- und Spontisprüche sprühen die Menschen verstärkt dort, wo sie wohnen. Auffällig war, daß in Kassel wenige 'Rechte' Graffitis sprühen.

Die Adressaten der Polit- und Spontisprüche hängen eng mit den Orten an denen sie gesprüht werden zusammen. In der Innenstadt sind die Sprühereien an ein großes Publikum gerichtet. In Quartieren der Nordstadt richten sich die Graffitis an die Quartiersöffentlichkeit, die von Studierenden, von einer 'linken' Szene und von Ausländern geprägt wird. Die Zielrichtung von Polit- und Spontisprüchen ist vor allem Ausdruck des Protestes. Unabhängig von den herrschenden Medien werden sprachliche, von allen zu lesende Botschaften an die Öffentlichkeit gebracht. Diese Graffitis sind oft an Kampagnen gebunden wie Parolen zum Weltfrauentag, zu Castortransporten und zum Asylrecht. Es gibt zahlreiche Beispiele aus der Geschichte, den Protest an die Wand zu schreiben. Als Quelle diente dafür unter anderem das Graffitibuch "An der Wand" von 1989, in dem STAHL auch auf die geschichtliche Entwicklung von Protestschreiben an den Wänden der Städte eingeht. Die Reihe beginnt bei Schmähd- und Sinnschriften an den Wänden der Römerstadt Pompeji, führt über extra einggerichtete Wände in italienischen Renaissancestädten, die für Beschwerdeschreiben freigegeben wurden, zu illegalen Protestschreiben im Zuge der französischen Revolution an den Wänden von Paris. Hier bringt STAHL das Beispiel des Bürgerkönigs Louis Philip, dessen Kopf zu einer Birne verformt ein beliebtes Motiv an den Wänden in Paris war. Zur deutschen Geschichte der Graffitis erwähnt STAHL, das ZILLE über an die Wände gepinselte politische Parolen als Ausdruck revolutionärer Auseinandersetzungen während der wilhelminischen Zeit und der Weimarer Republik berichtet. Die Polit- und Spontisprüche, wie wir sie noch heute kennen, gehen auf die Studentenbewegung von 1968 zurück. Danach folgten die Bürgerinitiativen, später die Friedensbewegung mit Kampagnen gegen den Natodoppelbeschuß und die Per-

shingstationierung. Weitere Bewegungen die Parolen an die Wand sprühten und sprühen sind die Hausbesetzer, Anti-AKWler und Antifas.

Graphische Graffiti

Nach der Erscheinung gibt es zwei Arten der graphischen 'Hip-Hop' Graffiti. Die einen sind die in großer Zahl gesprühten 'Tags'. Sie sind kleinflächig stilisierte Namenskürzel, die in kurzer Zeit mit geringem Aufwand gesprüht oder mit einem 'Magic Marker', einem dicken Edding, angefertigt werden. Die andere Art der 'Hip-Hop' Graffiti sind großflächig stilisierte Namenszüge. Es sind 'Tags' die zu Bildbestandteilen ausgeformt werden und 'Pieces' genannt werden. Diese Bilder werden teilweise mit 'Charactern', eine Art von Comicfiguren, kombiniert, deren Sprühen einen gewissen Zeit- und Materialaufwand erfordert. Die Orte an denen 'Tags' gesprüht



'Politgraffiti' am Scheidemannhaus in Kassel

werden sind fast überall in der Stadt vorhanden. Sie werden an Wände von Gewerbebauten, an öffentliche Einrichtungen, an Gebäude des Geschosswohnungsbaus, an Bushaltestellen, an E-Kästen, Mülleimern und Telefonzellen 'getagt'. Jede Fläche die glatt, bemal- oder besprühbar ist und eingesehen werden kann, ist ein potentieller Malort. Die Wände an die 'Pieces' gesprüht werden müssen großflächig sein und liegen häufig an der Peripherie der Städte. Brückenpfeiler und Lärmschutzwände entlang von Eisenbahnstrecken und Autobahnen sind bevorzugte Sprühflächen. Auch an Gebäuden, die Gewerbe oder Geschößwohnungen beherbergen, sind Graffiti keine Seltenheit. Die größte Herausforderung für Sprüher ist das Anbringen von 'Pieces' an Straßenbahn-, U-Bahn- und Eisenbahnwaggons. Diese Bilder werden unter großer Gefahr für die Sprüher in den Bahndepots, den sogenannten 'Yards' angefertigt. Generell werden alle Wände die einsehbar sind mit dieser Art von Graffiti besprüht. Der Öffentlichkeitsgrad der Wände mit 'Hip-Hop' Graffiti ist oft geringer als der von Wänden mit Polit- und Spontisprüchen.

Die Personen, die graphische Graffiti sprühen, sind vor allem Jugendliche, deren Ausdruckform das Sprühen von Graffiti ist, was wiederum ein Ausdruck der 'Hip-Hop' Kultur ist. Die Adressaten der Bilder sind vornehmlich die eigene Gruppe, die 'Peer Group'. Das sind andere Sprüher, die in der Lage sind, wie es BOURDIEU in seinem Buch "Zur Soziologie der Symbolischen Formen" formuliert, den kulturellen Code, der den betreffenden Werken zu Grunde liegt, zu decodieren. Die Graffiti sind ebenfalls

an die Öffentlichkeit gerichtet, die gezwungen wird, sich mit den Bildern auseinanderzusetzen und auf unterschiedliche Weise wahrzunehmen. Die Zielrichtung der Sprüher ist Anerkennung und Ruhm in der eigenen Bezugsgruppe. 'Writer' versuchen 'RESPECT and FAME' zu bekommen. Dieses Vorhaben wird bei 'Tags' über die Masse, also die größt mögliche Verbreitung des Namenskürzels in der Stadt erreicht. Die größte Anerkennung verschafft das Anfertigen handwerklich und künstlerisch ausgefeilter Bilder. Ebenso bringt das Anbringen von Graffiti an gefährlichen Stellen, wo die Sprüher Gefahr laufen erwischt zu werden, Ruhm ein. Dies gilt insbesondere für das Besprühen von Bundesbahneigentum. Um die Intention nachzuvollziehen, ist die Geschichte zu betrachten. Als Quelle dafür dient der Bericht über ein Graffiti-Projekt (1998) aus Hamburg, der im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Frauen und Jugend erstellt wurde. Die Geschichte ist eng verbunden mit der 'Hip-Hop' Kultur und dem geographischen Ausgangspunkt dieser graphischen Graffiti in New York City im Jahr 1971. Zu dieser Zeit gab es eine BürgerInnenbewegung gegen Sanierungsmaßnahmen in der South Bronx, die auch ein Kampf gegen die Diskriminierung der afrikanischen und puertoricanischen Bevölkerung war. Es entstand eine selbstorganisierte jugendkulturelle Gegenbewegung, deren Aktionsfeld die Straße war. Hier schlossen sich Jugendgemeinschaften zu sogenannten 'Crews' und 'Posses' auf der Basis von familien- und stammesähnlichen Strukturen zusammen, um als soziales Stützungssystem zu fungieren. Hauptfigur der Szenebildung war der schwarze Künstler Afrika Bambata, der den gewaltsamen Kampf als 'Black Panther' Aktivist aufgab und die 'Universal Zulu Nation' gründete. Ihr Gebot war die Gewaltfreiheit. Sie sollte über eine positive und konstruktive Straßenkultur erreicht werden. Damit wurde die 'Hip-Hop' Kultur begründet. Sie bot die Möglichkeit rivalisierende Machtkämpfe mit symbolischen künstlerischen Mitteln auszutragen. Die symbolischen Kämpfe, die 'Battels', werden über Rappesang, Breakdance, D-Jing und eben über das Sprühen von Graffiti ausgefochten. In den 'Battels' konnte 'Respect und Fame' erlangt werden. Gegenseitige Unterstützung und Identitätsfindung sind die Grundgedanken, die hinter dieser Jugendkultur stehen. Heute sind vielen 'Writern' die Grundgedanken und die Wurzeln der Graffitikultur nicht bewusst. In den Ausdrücken und Sprühstilen sind die amerikanischen Wurzeln immer präsent. Es werden ähnliche Pseudonyme gesprüht, aber es gibt auch immer wieder Veränderung in der Art wie gesprüht wird. Die Szene besitzt eine Eigendynamik.

In der Geschichte der graphischen Graffiti gibt es auch Sprüher, die nicht der 'Hip-Hop' Kultur zuzuordnen sind. Der wohl bekannteste ist der 'Sprayer von Zürich', der ab 1977 graphische Graffiti sprühte, die eine allgemein lesbare Botschaft hatten. Harald Naegli fertigte figürliche Zeichnungen an, die einen bestimmten Gegenstand behandelten.

"In der Benutzung der Spraydose hat sich der Sprayer ein öffentliches Feld für seine Zeichen erschlossen. Naegli nahm die Funktion von Anfang an sehr deutlich wahr. Seine Spraywesen reagierten gezielt auf die städtische Umwelt und hinterließen eine lesbare Spur der zeichne-

rischen Bewegung und der Auseinandersetzung mit der besprayten Fläche" (STAHL, J., 1989: 63).

Beispiele für diese Auseinandersetzung sind die gesprühten Fische mit Totenkopf, die Naegli als Reaktion auf die Vergiftung durch Santos an Brücken entlang des Rheins sprühte. Naeglis Graffiti sind im Gegensatz zu den 'Hip-Hop' Graffiti für alle Menschen lesbar, zu decodieren und haben zielgerichtete politische Botschaften, die graphisch vermittelt werden.

Deutung von Graffiti

Gesprühte und gekritzelte Sprüche und Symbole können an ganz verschiedenen Stellen in der Stadt gefunden werden. Sprüher hinterlassen Spuren fast überall in der Stadt. Auffällig ist, daß vor allem großflächige Graffiti an Orten des funktionalisierten Städtebaus, an Orten die nur eingeschränkt kommunal nutzbar sind, und außer der Hauptnutzung keine Nebenbe nutzungen zulassen, gemalt werden. Vom Verkehr, von der Industrie, vom Massenwohnungsbau und von öffentlichen Einrichtungen belegte Flächen sind zum großen Teil Nutzungsbrachen in der Stadt, die normalerweise nicht angeeignet werden können.



'Hip-Hop' Graffiti Straßenbahnhaltestelle Kassel-Hauptbahnhof

Sprüher markieren diese fremden Territorien. So werden z.B.

Lärmschutzwälle symbolisch besetzt. Janos ZIMMERMANN schreibt über die territoriale Besetzung, daß schon das Betreten eines Freiraums eine Form der Rauman-eignung oder Besetzung ist.

"Jede Form des Wohnverhaltens in den Freiräumen z.B. einer Wohnumwelt enthält implizit das Vorwissen um diese territoriale Komponente. Dabei ist dem Bewohner, der einen Raum betritt, bewusst, daß dieser Raum von jemanden erstellt wurde, (...) und einem, wenigen oder vielen Personen zur Benutzung zur Verfügung steht" (1978: 8).

Um nicht entdeckt zu werden, wird oft zu Nachzeiten gesprüht. Die Sprüher werden an den funktionalisierten Orten kaum gestört und verdrängen keine anderen Nutzungen. Es werden eben nur zur Verfügung stehende Wände besprüht. Dort, wo ein Graffiti gesprüht wurde, kommen oft weitere hinzu. Analog zur Nutzung eines Trampelpfades, der, einmal ausgetreten, weitere FußgängerInnen zur Nutzung animiert, zieht ein Bild weitere Sprüher an, die dort ihren Graffiti hinterlassen.

Interpretation

Das Sprühen von Graffiti kann Bestandteil einer normalen Sozialisation von Jugendlichen sein, die in der Stadt groß werden und in Gruppen die Stadt aneignen. Über das Sprühen in der eigenen Stadt wird eine Art 'Heimat' hergestellt. In diesem Sinne kann das Sprühen von Graffiti als Fortführung der Straßenmalerei von Kindern gedeutet werden. Katharina HÜLBUSCH (1995: 147) schreibt dazu:

"Die Möglichkeit, die Umwelt zu verändern, spielt in der Straßenmalerei eine große Rolle ..."

Aufbauend auf der Straßenmalerei von Kindern, die K. HÜLBUSCH als Indiz für die Aneignung des Außenhauses durch die Kinder beschreibt, sind Graffiti ebenfalls ein Indiz für die Aneignung von Freiräumen. Wie für die Kinder bei der Straßenmalerei, gibt auch das Sprühen von Graffiti die Möglichkeit die Umwelt zu verändern. Neben der chronologischen Reihung in den Altersstufen ist von der Straßenmalerei zum Graffiti eine chorologische Verschiebung der Malorte vorhanden. Bei der Straßenmalerei geht die Reihe vom Haus weg. Die Kinder begeben sich auf eine Entdeckungsreise und erobern mit zunehmenden Alter die Straße und das Quartier und lernen so Grenzen kennen. Die Graffiti von Jugendlichen sind nicht an den Wohnort gebunden; die Sprühorte sind nicht sozial kontrolliert. Während Kritzeleien eher im Vorbeigehen, auf dem Weg zur Schule, in der Pause oder nebenbei auf dem Spielplatz, also häufig an Zwischenorten und während Zwischenzeiten wie es BETTELHEIM (1950/1997) ausdrückt, angefertigt werden, ist das Sprühen von Graffiti eine gezielte Tätigkeit. Bewusst werden Wände an Nutzungsbrachen, an der Peripherie oder in der Innenstadt gewählt, um dort unbeobachtet das eigene 'Ding' zu machen. Fast alle Sprüharten werden illegal praktiziert. Darin liegt der Protest. Das beginnt bei den 'harmlosen' Kritzeleien an Zwischenorten und zu Zwischenzeiten, mit dem Reiz etwas Verbotenes zu tun. Die Polit- und Spontisprühereien sind in der Hauptsache eine Artikulation des Protestes. Gesellschaftskritische Parolen werden an die Wand geschrieben. Der Prostanteil bei den 'Hip-Hop' Graffiti ist symbolisch. Jugendliche werden 'kreativ', 'gestalten' die Umwelt anstatt Scheiben einzuschmeißen oder Antennen umzuknicken. Dem Graffiti sprühen wird in den Augen der Sprüher mit überzogenen repressiven Mitteln, vor allem durch extra gebildete Sonderkommissionen des Bundesgrenzschutz begegnet. Die Graffiti scene reagiert darauf mit dem Motto: Motivation durch Repression; sie sprühen erst recht. Es gibt eine Reihe durch Sozialarbeiter betreute Projekte, deren Ziel es ist, durch die Ausweisung legal zu besprühender Wände, illegale Graffiti einzudämmen. Die legalen Wände werden von einem Teil der Sprüher genutzt, um bei Tageslicht, ohne Angst entdeckt zu werden, künstlerisch und handwerklich qualitative Bilder herzustellen. Ein Teil der Sprüher geht jedoch ausschließlich illegal malen. Für sie liegt der Reiz im Verbotenen, was mit der Anerkennung in der Gruppe verbunden ist. Für die Sprüher ist die symbolische Besetzung von Freiräumen nicht in erster Linie Protest gegen "die herrschenden Zeichen", wie es BAUDRILLARD 1978 in "Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen" beschreibt. Das Sprühen soll ihnen Anerkennung bringen und der Stärkung

des Egos dienen. In der Stadt, die oft wenig 'Interessantes' zu bieten hat, wo sich jeder in eine Szene einkaufen kann, bietet das Sprühen etwas besonderes. Mit dem Malen von Graffiti besteht die Möglichkeit in einer anerkannten Subkultur, in einer selbst gewählten Gruppe zu leben und etwas zu tun, was nicht jeder macht.

Der Kunstgriff des Graffiti steckt in der öffentlichen Verbreitung des eigenen Namenszuges im eigenen Sprühstil. Eine codierte kulturelle Botschaft wird hinterlassen. Sie lautet: Hier wird gesprüht; ich lebe; ich habe einen Namen; schau dir meinen Malstil an; ich war im 'Yard' und habe einen 'Whole Car' gemalt. Doch nur die eigene Gruppe, die die Botschaft entschlüsseln kann, ist in der Lage das Graffiti und den 'Writer' richtig zu würdigen.

"Da das Werk als Kunstwerk nur in dem Maße existiert, in dem es wahrgenommen wird, wird der Genuß, der sich aus dieser Wahrnehmung ergibt, nur denjenigen zuteil, die in der Lage sind, sich die Werke anzueignen" (BOURDIEU, P., 1970: 181).

Graffiti sind ein unübersehbares Phänomen in der Stadt. Sie treten in unterschiedlicher Ausprägung auf und werden auf verschiedene Weise wahrgenommen. Sie sind Teil der Mannigfaltigkeit der Stadt. In ihnen steckt ein Stück des Gedankens von der 'sozialen Plastik' die Beuys formulierte. Karl Heinrich HÜLBUSCH schreibt in seinem Text "7000 Eichen und 1 Tag" über die soziale Plastik:

"Sie nimmt nichts weg, erwartet keine Gefolgschaft, setzt keinen Kodex zum Gebrauch voraus. Die Botschaft des Künstlers und die Wahrnehmung des Betrachters können übereinstimmen. Sie müssen aber nicht übereinstimmen, weil der Widerspruch zwischen Absicht und Wahrnehmung im Werk angelegt ist" (1987: 99).

Literaturverzeichnis

Baudrillard, Jean 1978: Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen; Berlin (Merve)

Bettelheim, Bruno 1950: Liebe allein genügt nicht; Stuttgart (Klett-Cotta) 1997

Bourdieu, Pierre 1970: Zur Soziologie der symbolischen Formen; Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997

Hard, Gerhard 1985: Graffiti in Osnabrück: Eine geographische Spurensicherung in einer kleinen Großstadt; Kassel (Urbs et Regio 32)

Hülbusch, Karl Heinrich 1987: 7000 Eichen und 1 Tag, Kassel (7000 Eichen – Joseph Beuys)

Hülbusch, Katharina 1995: Die Kinderzeichnung auf der Straße; Kassel (NB39)

Stahl, Johannes 1989: An der Wand: Graffiti zwischen Anarchie und Galerie; Köln

Wunderlich, S. 1999: Graffiti – Projekt, Qualifizierter Sachbericht; Hamburg (Bundesministerium für Familie, Frauen und Jugend)

Zimmermann, Janos 1978: Wohnverhalten und Wohnumwelt; Bonn (Schriftenreihe BMBau 04)

Ländliche Friedhöfe.^{*)}

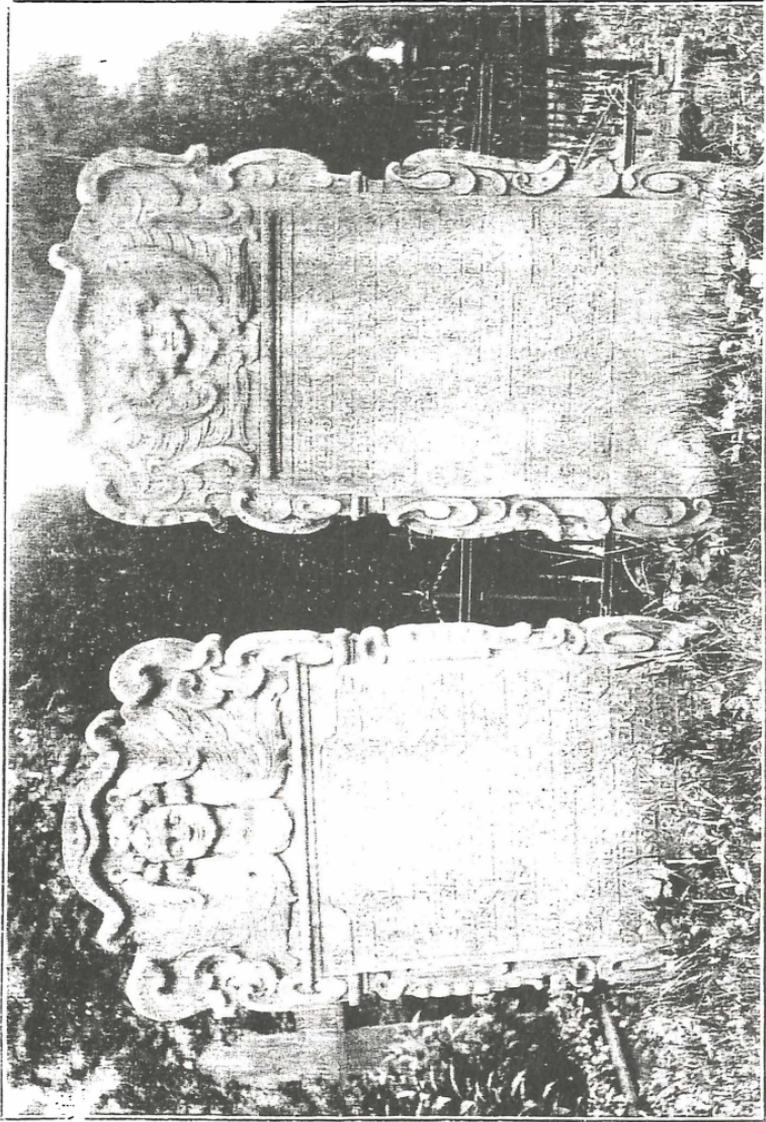
Von Wilh. von Staden, Stade.

Friedrich Naumann erzählt in einem Reisebericht, wie er einen der berühmten Campi santi der oberitalienischen Städte besucht habe. Während er noch von dem Glanz ihrer marmornen Denkmäler geblendet gewesen sei, sei vor seinem innern Auge plötzlich das Bild eines der norddeutschen Friedhöfe auf dem Lande aufgetaucht: Schlichte Grabhügel, Epheu und Immergrün, ein Teller mit einem blühenden Vergiftmeinnichtkranz und ein Holzkreuz. Da sei ihm mit einem Schlage alle jene Marmorpracht kalt erschienen neben der schlichten und doch so warmen Schönheit unserer heimatischen Friedhöfe.

Es ist nicht bloß starker Heimatsinn, sondern wohlertwogenes Urteil, wenn wir sagen: Grade unser von Elbe, Weser und Ems durchströmter Bezirk hat das Kleinod des ländlichen Friedhofes gehütet, wie kaum ein anderer deutscher Gau.

Aller Schmelz der Heide, der viel, jetzt fast zu viel besungenen Heide, der ganze nebelverschleierte Reiz der Nordseemarschen, der schwermütige Ernst des Moores: sie finden sich in den Friedhöfen dieser Landschaften gleichsam in Konzentration. Wo dekoriert der Wacholder, die Pinie des Nordens; mehr als wenn er zwischen den Holzgrabmälern eines Heidfriedhofes steht? Ein aus Findlingen erbauter Wall umfriedet ihn. Der Ginster mit seinen sattgrünen Ruten und seinem dichten Blütengold neigt sich gegen diese Mauer. Jubelnd schwingt sich die Lerche in die Luft. Unten schlummern die toten Kinder der Heide.

^{*)} Beitrag zuerst erschienen in: Verein für niedersächsisches Volkstum e. V. (Hg.) 1912: Niedersächsisches Jahrbuch 1912: 37-45, Bremen. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Vereins für niedersächsisches Volkstum e. V., Bremen.



Alte niederfächfische Grabsteine.

Wie ganz anders der Friedhof in der Marsch! Statt des Wacholders hier der Lebensbaum. Wunderbar gedeiht dieser immergrüne Busch in der feuchten Luft der Marsch. Zur Hecke gestutzt, gibt er Mauern von doppelter Manneshöhe. Zum Riesenbaume entwickelt er sich an den Gräbern, wenn man ihm ungehemmte Entwicklung läßt. Stark und breit wie der Marschbauer, ist auch dieser Wächter an seinem Grabe. Das schlichte Holzkreuz tritt auf den Friedhöfen der Marsch gegen die mächtigen Sandsteinplatten zurück. Wir begegnen diesen stillen Zeugen unverfälschter Bauernkunst vereinzelt auch in der Heide, namentlich wenn sich Edelhöfe in der Nähe fanden. Aber ihre eigentliche Heimat ist doch die Marsch. Es sind die breiten Steinplatten, wie wir sie auf unserem Bilde sehen. Es bedarf an dieser Stelle keines Wortes, ihre Schönheit gegenüber den Erzeugnissen moderner Grabsteinkunst zu rühmen. Etwas von der Art des Menschenschlages spricht sich selbst in den Inschriften der Denkmäler aus. Einsilbig wie im Leben, ist der Heidjer auch, wenn er, unter der Erde ruhend, in seinem Grabstein zu uns redet. In der Marsch kann die große Steinfläche kaum Bilder und Schrift fassen; noch der Rand ist oft beschrieben mit Namen, Stand, Lebensdaten und frommen Sprüchen. Man merkt es: Hier ruht einer, der sich im Leben zur Geltung zu bringen wußte. Wunderbar, wie unser Volk allem, selbst seiner Begräbnisstätte seinen Stempel zu geben wußte!

Und dann wieder das Moor! Hier ist der Friedhofsbaum die Birke. Sie ist nicht gepflanzt. Seine Gräber zu bepflanzen hat der schwer arbeitende Jan vom Moor keine Zeit, sie hat sich selbst gesät. Aber sie wußte ihren Platz zu finden. Mit ihrem weißen Stamm hebt sie sich hell von dem dunkelmoorigen Totacker ab, und segnend senkt sie ihr zartes Geäst über die Gräber.

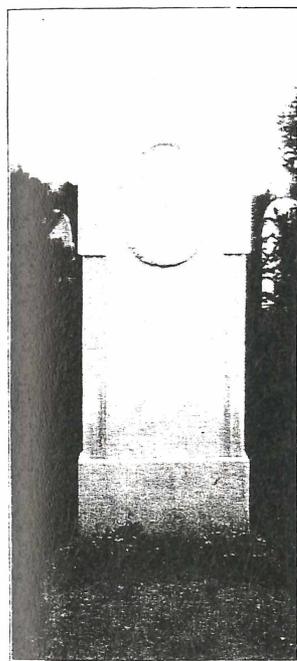
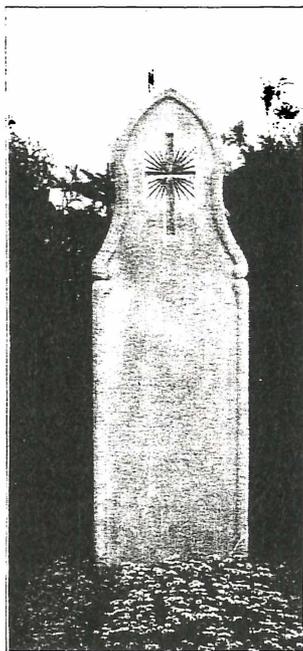
Doch wir schildern, was längst verloren scheint.

*) Wir verdanken dieses Bild dem verdienstvollen Sammler auf diesem Gebiet Herrn D. Steilen in Vegesack.

Nein, noch nicht ganz verloren! Viel ist auch von dieser stillen Schönheit durch die nüchterne Neuzeit vernichtet. Der erste Urthieb traf sie, als die Kirchhöfe eingingen. Kirchhof war eben früher der Begräbnisplatz, der Hof um die Kirche. Es ist, als wenn die Toten noch Segen von der Stätte erhofften, wo die Lebenden ihn so oft gesucht. Man wollte „im Schatten der Kirche“ ruhen, aber im buchstäblichen Sinne dieses anders gemeinten Wortes. Und den Lebenden war es Freude und Trost, am Sonntagmorgen an den Gräbern der Ihren vorbei in die Kirche zu gehen. Vor oder nach dem Gottesdienst trat man an dies und jenes Grab heran. In der Woche sie aufzusuchen, wie der Städter es liebt, so viel Gefühl verrät der niedersächsische Bauer nicht gern; auch fehlt ihm die Zeit. Wir aber sehen erst in dieser Sammlung um die alte verwitterte Dorfkirche die reizvolle Krönung unseres ländlichen Friedhofsbildes.

Das ist nun anders geworden. Hygienische und andere Gründe haben dazu geführt, die alten Kirchhöfe zu schließen. Die neuen liegen am Rande des Dorfes. Aber daß sie ihres Mittelpunktes, der Kirche, entbehren, ist nicht der einzige Verlust. Dieselbe Zeit, in der die Kirchhöfe endeten, war die Zeit, in der die Fabriken geboren wurden. Das alte Handwerk wurde von ihren Maschinen erwürgt. Pietätlos, wie der moderne Mensch einmal ist, streckte sie ihre raffenden Finger auch nach dem stillen Platz der Toten aus. Mit einer neuen Friedhofskunst wurde auch das Land beglückt.

Welche Kunst, diese Friedhofskunst! Nach dem Katalog wird sie „geliefert“. Der „Künstler“ hat nie den Friedhof, kaum je die Landschaft gesehen, wo sein „Kunstwerk“ Aufstellung finden soll. Er hat weder den Toten gekannt, noch kennt er die Familie. Wie kann er auch! Er wohnt in Berlin und liefert für Inowrazlaw an der russischen Grenze gerade so billig und schön wie für das Teufelsmoor. Ja, billig! So ein Zementguß ist billiger als massiver Sandstein. Und schön! Kann man



Neue niedersächsische Grabdenkmäler.

sich nicht in dem polierten Granit spiegeln? Aus Schweden ist er importiert. Man denke: Schwedischer Granit! Oder ist der zu teuer? O, der Fabrikant kann trotzdem dienen. Man nimmt Glasplatten, geschwärztes Glas! Das spiegelt und glänzt und gleißt noch besser, namentlich wenn Goldbuchstaben darauf prangen. Unser Bauer, der ein so sicheres Kunstgefühl hatte, wird irre. Er hat einmal in Bremen oder Oldenburg eine Beerdigung mitgemacht, da hat er diese neumodische Kunst an Ort und Stelle gesehen. Nun weiß er, was gebildeter Geschmack ist. Und in unsere ländlichen Friedhöfe ziehen sie hinein, Nummer für Nummer nach dem Katalog, die gebrochenen griechischen Säulen, die ägyptischen Obelisken, die knieenden Marmorenglein mit den gefalteten Händen und die Kreuze, alle sich gleich und darum auch sie, so sinnig und unentbehrlich dies Zeichen für einen christlichen Friedhof ist, kein Schmuck mehr. Der Gang nach dem Friedhof, der für jeden besinnlichen Menschen, wenn er an einen fremden Ort kommt, so viel Anziehendes hatte, verlohnt sich nicht mehr. Wer einen neuen Friedhof kennt, kennt sie alle.

Aber nach und neben dieser neuen Friedhofskunst hat sich eine neueste entwickelt, die Gesundung verheißt. Für unsern Bezirk ist Bremen mit seiner Denkmals-Ausstellung auf dem Doventors-Friedhof der Bahnbrecher gewesen. Oldenburg, Osnabrück sind gefolgt, und auf der Ausstellung für Niedersächsisches Kunsthandwerk hat auch Stade einen kleinen Friedhof gezeigt, der gute Vorbilder wies. Wie sind diese Anregungen nun auch für unsere ländlichen Friedhöfe nutzbar zu machen, damit sie etwas von ihrer verlorenen Schönheit wiedergewinnen? Wer je über den geistigen Güteraustausch zwischen Stadt und Land nachgedacht hat, wird wissen, daß es nur einen Weg gibt und zwar für alle Beeinflussung des Landes, mag sie kultureller oder ästhetischer, politischer, sozialer und selbst religiöser Art sein. Von der Stadt ist der Niedergang auf das Land gedrungen, die Stadt muß dem Lande wieder den Aufschwung bringen.

Für das kulturelle und ästhetische Gebiet erfährt diese Regel aber noch eine Ergänzung eigenr Art. Sie selbst nimmt ihre besten Anregungen von der Seite, der sie helfen soll, — von dem Lande. Die hier noch vorhandenen Reste bodenständiger Kultur nimmt sie auf, bildet sie weiter, um sie dann in deren Heimat zurückzutragen, auf das Land. Ein merkwürdiger Wechsel von Geben und Empfangen, aber in dem Wesen von Stadt und Land begründet.

Diese Regel finden wir bestätigt in all den neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Ausdruckspflege, in der neuen Baukunst, der Wohnungsausstattungskunst, der neuen Farbenfreudigkeit. Das alles hat seinen Quell in dem — auch hier unerschöpflichen — Jungbrunnen des Volkstums, dem Bauerntum. Was sie dort genommen, haben die Künstler dann in ihren städtischen Arbeitsstuben gepflegt, verarbeitet, weiter ausgebildet und mit immer neuen Mitteln dem Lande seine wiedergeborenen Kinder zurückzugeben versucht.

Nicht anders ist es mit der neuesten Grabmalerkunst. Ihre Pfadfinder machen kein Hehl daraus, daß sie ihren Geist von den Vorbildern der alten niederdeutschen Grabdenkmalkunst haben befruchten lassen, und wer die Abbildung der neuen Entwürfe mit den alten Denkmälern vergleicht, wird erkennen, mit wie viel Glück und Geschick dort angeknüpft ist.

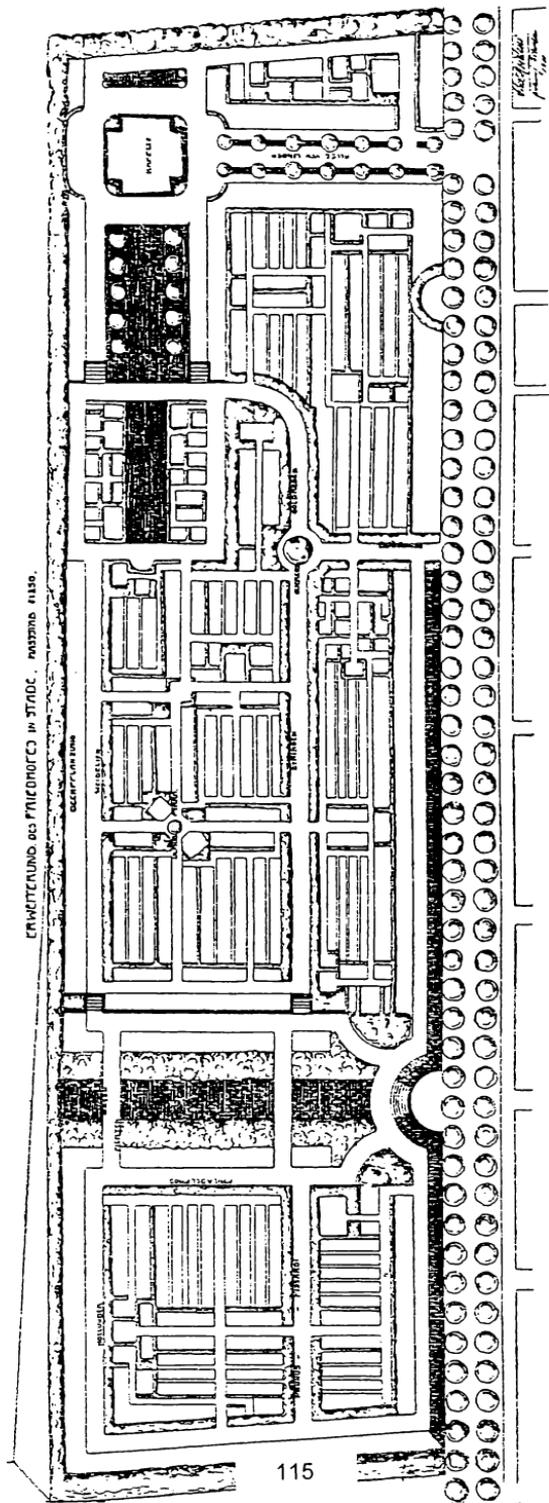
Aber nun kommt der schwierigere Teil der Aufgabe: was neu gewonnen ist, an Ort und Stelle zu bringen. Man hat geraten, sich mit den Steinmeßgeschäften der Kleinstädte und Flecken in Verbindung zu setzen, daß sie die neuen Denkmäler ausstellen und empfehlen. Gewiß eine gute und nötige Sache aber wer's selbst versucht hat, weiß, wie schwer es ist. Man begegnet einem überlegenen Lächeln: „Die kauft doch keiner!“ Die Stadt, die Großstadt, muß eben vorangehen. Erst wenn sie eine neue „Mode“ geschaffen hat, folgt der niedersächsische Bauer. Alle anderen Vorstellungen verschlagen wenig.

Natürlich kann man die Entwicklung durch liebevolle Bemühungen beschleunigen. Immer werden sich auch auf dem Lande einzelne weitblickende Männer finden, die das Außergewöhnliche (für den echten Niedersachsen immer etwas Furchtbares!) wagen. Und wenn es erst einige gewagt haben, ziehen sie andere nach. Aber tonangebend bleibt doch immer die Stadt. Auf den Friedhöfen der Großstadt fällt die Entscheidung, ob unsere ländlichen Friedhöfe wieder werden sollen, was sie gewesen sind.

Wir haben uns eingehend mit den Grabdenkmälern beschäftigt. Aber was von ihnen gilt, gilt auch von Anlage und Ausgestaltung des Friedhofs, Einfriedigung und Baum- und Blumenschmuck. Der nüchterne moderne Mensch nutzt seinen Platz „rationell“ aus, auch seinen Begräbnisplatz. So entstehen statt der holden Unordnung der alten Friedhöfe, die doch keine Unordnung, sondern Mannigfaltigkeit und Abwechslung war, die Ordnungen in Schachbrettmanier, die jeder künstlerischen Gestaltung widerstreben. Aber auch hier ist eine erfreuliche Reaktion im Werden.

Nachdem in der Nähe von Bremen und auch in Lilienthal der Anfang gemacht war, hat Gartenarchitekt Roselius jetzt auch in Stade Friedhofsentwürfe geschaffen, die die gesunden Gedanken der alten Friedhöfe in erfreulicher Weise aufnehmen und weiterbilden.

Das bedeutsamste an diesen Entwürfen — wir bringen den für Stade im Bilde Seite 44 — ist ihr enger Anschluß an die Natur. Freilich kann das erst ganz gewürdigt werden, wenn man nicht bloß die Skizze, sondern das Grundstück selber vor sich hat. Hier sind keine Konstruktionen, auf dem Papier erfunden. Was das Terrain forderte, ist ihm gegeben. Verständnißvoll ist auf jeden seiner Winke eingegangen, Andeutungen sind kräftiger hervorgehoben. So erscheint alles einfach, als könnte es gar nicht anders sein. Und Einfachheit ist ja das



Plan für die Erweiterung des Friedhofs zu Stede.
 (Entwurf von Chr. S. Roselius, Bremen.)

Kennzeichen echter Kunst. Daß darunter das praktische Interesse nicht zu kurz kommt, zeigt wieder schon die Skizze. „Rationeller“ kann auch eine rechtwinkelige Teilung den Platz kaum ausnutzen, als diese abwechslungsreiche und doch nicht verschnörkelte Wegeführung. Endlich sei auch auf die in unserer sozialen Zeit doppelt wertvolle Verteilung der sogenannten Reihengräber und Erbbegräbnisse aufmerksam gemacht. Hier ist kein Friedhofsteil für die Armen neben dem für die Reichen. Reihengräber und Erbbegräbnisse wechseln in mannigfaltiger Art, aber doch so, daß die voraussichtlich besser gepflegten und geschmückten Erbbegräbnisse bedeutsam genug hervortreten, um den ganzen Friedhof zu einem gefälligen und schmucken Bild zu gestalten.

Wenn die Städte mit solchen Beispielen vorangehen, wird auch hier das Land folgen. Unsere Landleute sind durch theoretische Belehrungen schwer zu überzeugen. Beispiel und Anschauung sind ihre Lehrmeister. Mögen alle, die hier Gabe und Einfluß besitzen, auf dem verheißungsvoll begonnenen Wege weiterführen helfen. Er führt, haben wir nur Ausdauer und Geduld, zum Ziel.



Friedhofs-„Ordnung“^{*)} und Eiserner Vorhang Notizen über Eschwege

Von Rolf Hochhuth

Hier fallen bittere Worte. Hochhuth liebt seine Heimatstadt Eschwege – jede Zeile seiner Notizen ist eine versteckte Liebeserklärung. Drei Bildbände über Fotografen und Maler des Werratales hat er herausgegeben. Aber seine Liebe wird nicht erwidert. Hier sucht einer seine Heimat, aber sie wird ihm verwehrt, bis hin zur letzten Ruhestätte. Und hier fällt ein Historiker und zugleich Betroffener ein hartes Urteil über die jüngste deutsche Geschichte und ihre Akteure.

Wer nicht wohnt, wo er aufgewachsen ist, der hat früh das Alter erreicht, in welchem er schon mehr Verwandte und Freunde auf dem Friedhof findet als noch im Städtchen oder Dorf seiner Jugend. Die lange Allee, nach oben zugewachsen, geschlossen wie ein gotischer Kreuzgang, letzter Weg der Eschweger schon seit fünf Generationen, ist nicht nur der Gräber wegen so weihvoll – hat doch beinahe jeder, der hier geht, noch beinahe jeden gekannt, der hier liegt seit einigen Jahren –, sondern weil sie die letzte Allee im Städtchen ist, an der sich die hier so ausgeprägte behördliche Vernichtungslust bisher noch nicht vergriffen hat. All die anderen, ebenso alten Alleen wurden abgehackt ohne Zweck, nicht einmal zur Straßenverbreiterung. Die Nazis hackten die Linden auf dem Marktplatz noch mit der „Begründung“ ab, einen Aufmarschplatz zu brauchen. Hohe Alleen aber waren es gewesen, sie allein, die den breitesten Straßen in Eschwege mit ihrem bunt zusammengewürfelten Architektur-Kuddelmuddel der kaiserlichen neunziger Jahre erst die Einheit gegeben hatten, die schöne, schattende Linie. Da nun ihre Bäume fehlen und durch parkende Autos „ersetzt“ werden, erinnern diese Straßen an Filme von Goldgräbersiedlungen.

Der Autor der „Gedanken und Erinnerungen“, der natürlich auch in Eschwege, das er 1866 für Preußen annektierte, seinen Gedenkturm erhielt, ein übrigens architektonisch sehr geglückter Lug ins Land, von dem aus man die Wartburg über Eisenach sieht, ja bis Göttingen, bis zum Harz schauen kann und auch weit hinein in die DDR, bis zum höchsten Gipfel Thüringens, dem Inselfberg – Bismarck rechnete die Baumverlänger zu den charakterlich Defekten: Symbolisch, daß jener Kaiser, der ihn fortjagte und dann das Werk des Gründers ruinierte, derselbe gewesen ist, der noch als Greis im Exil das „Hobby“ pflegte, alte Bäume umzuhauen.

So muß die ansteigende ehrwürdige Allee, auf der man einen Bruder und den Vater und – ach, wie lange schon – die Großeltern zur Erde brachte, dafür entschädigen, daß jene anderen Baumreihen abgehauen wurden. Deren Blätterfall, deren Blüten, Geruch und Schatten, ja deren dicke Stämme,

hinter denen wir wie in den Gärten Versteckten spielten (was wir Versteckeln nannten), sind nicht fortzudenken aus den Momentaufnahmen, die uns blieben oder wiederkommen von jahrelang gleichen Schulwegen, vom Räuber- und Gendarm-Spielen, auch von den ersten, also grundlegenden historischen Eindrücken.

Hier sah ich einen Fackelzug, entweder als Hitler „die Saar heimgeholt“ oder als er das Rheinland militarisiert hatte. Hier hockte ich stundenlang, Soldaten bewundernd und ausfragend auf einem Heereslastwagen, lange vor 1939, anläßlich eines Manövers, als Eschwege noch nicht Garnison war und Soldaten für uns noch den trapperhaften Reiz des Exotischen hatten. Hier gingen wir im ersten Schuljahr 1938 über Fensterscherben der in der Kristallnacht demolierten Judenwohnungen. Hier sahen wir, eiliger Wegmarsch ohne Musik, letzte Aufgebote zur Bahn marschieren, „Kanonenfutter“, wie meine Mutter, entsetzt vor Haß, zu einem unvergessenen verehrten Lehrer sagte, der verlegen lächelte zu ihrem halsgefährlichen Kriegskommentar, weil er genauso dachte – obgleich er doch als Blockwart gekommen war, ein Zigarrenkistchen mit Stempeln in der Hand, um irgendwelche Parteigelder oder sogenannte Volkswohlfahrt-Spenden zu kassieren.

Und unter dieser Allee hielten alsbald Pattons Panzer der dritten Armee, die nicht zwei Stunden später Eschwege hätten besetzen dürfen: Denn zwei Stunden später kreuzte ein Bomberverband auf, um die Stadt in Schutt zu schmeißen; die Panzer funkten, viele jagten heraus aus der Stadt, so vom Markt auf die Torwiese, breiteten weiße Tücher aus – die Bomber begriffen, drehten ab und brachten an diesem 3. April 1945 und am folgenden Tag in Nordhausen über achttausend Zivilisten um. Eschwege aber hatte einen Schutzengel gehabt – anders als 1637, da die Mordbrenner Isolanis und Götzens sadistische Kriegsverbrechen an jenen Einwohnern verübten, die sich nicht in die Wälder hatten flüchten können; und Eschwege verbrannte Erde geworden war, so daß noch eine Generation später auf der ehemaligen Hauptstraße, dem Stad, kein Haus mehr stand, sondern Vieh graste. Friedhöfe in und um Eschwege, auch zwei Judenfriedhöfe, die zu pflegen seit 1941 keine Hand mehr da ist – Friedhöfe haben meine Jahrgänger (1931) und mich während der Vorkonfirmandenzeit und Pubertät nachdrücklicher auf die sogenannten letzten Dinge eingestimmt als die ohnehin meist geschwänzten Gottesdienste.

Auch der Krieg hat das getan, er zuerst.

Wir gingen noch in die Volksschule, in die Humboldtstraße

^{*)} aus: MERIAN 1980, Sonderheft Werraland: 42-43 und 46. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors.

– Alexander von Humboldt hat einmal bei Eschwege einen erloschenen Vulkan, eine blaue Basaltkuppe studiert –, da verwies das Aussehen von Splittergräben gegen Bombenangriffe uns auf die „Ur“-Tatsache, daß wir in den städtischen Anlagen täglich über Tote liefen, die man beerdigt hatte, als noch der Nikolai-Kirchhof hier war. Eisenerne Grabkreuze aus dem Biedermeier, rostzerfressen, zugewachsen, standen dort zwischen den Büschen und schwere, kunstvoll in Stein gehauene Barock-Grabsteine. Aus den Splittergräben, die da ausgehoben wurden, griffen wir freilich zuerst Gebeine und Schädelreste auf.

Großes Unglück war 1943 über Eschwege gekommen: Kassel war bombardiert und eine Obersekunda des Eschweger Gymnasiums, eine ganze Schulklasse, war fast ausgerottet worden. Diese sechzehn- bis siebzehnjährigen Jungen hatte man mit einem Lehrer als Flakhelfer nach Kassel eingezogen. Der Direktor unserer Schule schien über Nacht geschrumpft, als er da an der Seite des Ortsgruppenleiters der Partei zu den Eltern fahren und denen mitteilen mußte, ihr Kind sei vergangene Nacht gefallen. Man veranstaltete eine Art Staatsbegräbnis, es hieß, der Führer habe einen Kranz geschickt; wir Jungvolkungen standen in den Straßen zum Friedhof Spalier, als „mit militärischen Ehren“, hinter Musikzügen des Heeres und der Luftwaffe, auf langen Leichenwagen, von Sattelschleppern gezogen, je sechs oder acht Särge zum Friedhof überführt wurden. Mein Bruder, Klassenkamerad der Toten, doch davongekommen, weil er zur Oberhandelschule nach Göttingen übergewechselt war, mußte an schwerer Bambusstange eine riesige Hitlerjugend-Fahne in jedes Grab hineinhalten, während Parteidirektor und Pfarrer den staatlichen und kirchlichen Segen sprachen und eine Abordnung des Kasseler Flakregiments über jedem der vielen ausgehobenen Gräber und den trostlosen Angehörigen Salut schof.

Wir damals Zwölfjährigen hatten fast jeden der gefallenen Schüler gut gekannt, viele waren unsere Freunde und „Führer“ im Jungvolk gewesen; und wir standen nun da mit patriotischem und familiärem Schauer im Genick, jedes Gesicht der hier Ausgelöschten lebendig vor Augen. Waren doch erst wenige Wochen vergangen, seit wir morgens in die Aula des nach dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm benannten Gymnasiums befohlen worden waren, um mitzusingen, als man mit unverantwortlichen Reden und Liedern („Deutschland, Deutschland über alles“) diese Schüler nach Kassel an die Geschütze verabschiedet hatte. Jetzt scheuten wir mit Blicken vor Särgen, von denen wir uns zuflüchteten, sie enthielten fast nur Erde, denn der britische Bomben-„Teppich“ sei mitten in die Flakstellung hineingepresselt.

Zwei Jahre zuvor, in jenem Winter 41, als Hitlers Panzer vor Moskau einfroren, waren die Judenfamilien aus Nordhessen in Viehwaggons ab Kassel Hauptbahnhof Richtung Riga verfrachtet worden, wo man sie ohne eine einzige Ausnahme ermordete: Eschweger, auch ein Chauffeur, der früher meinen Großvater gefahren hatte und den stattlichen Namen Richard Wagner trug, hatten als Soldaten zugehört, daß man diese Mitbürger, die man erschossen, oft auch nur angeschossen hatte – denn vergast wurde ja erst ab März 42 –, dann dadurch beerdigt, daß man Steinbrüche über ihnen sprengte oder sie in stillgelegte Bergwerke warf.

Die Ausmordung der Juden war der Dank des Vaterlandes an jene Bevölkerungsgruppe, von der noch 1914–18 zwölf-tausend für Kaiser und Reich den Soldatentod gestorben waren, davon elf Juden aus Eschwege. Als die Amerikaner

das Städtchen besetzt hatten, wurden wir „Führer“ des Jungvolks – auch ich war Jungenschaftsführer geworden, mit 13 – und die der Hitlerjugend auf den Judenfriedhof befohlen, um dort einige Tage lang das meterhoch wachsende Unkraut von den Gräbern zu jäten, die kein Angehöriger mehr pflegen kann; viele Grabsteine waren 1938 demoliert worden – nicht von uns Jungen, sondern von Erwachsenen, von SA-Leuten.

In Eschwege bei meinen Eltern würde auch ich einmal beerdigt werden wollen, überhaupt in dieser Stadt, in der seit 1709 jeder Vorfahre der – damals aus Witzenhäusern zugewanderten – Vaterfamilie beigelegt wurde und schon seit Jahrhunderten vor dem Dreißigjährigen Krieg auch alle Ahnen der Mutter. Als nun am 27. Dezember 1978 Totengräber Beck, Mitpimpf aus der Jungvolkzeit, auf seinem kleinen gelben Bagger das noch gemauerte Grab meines Großvaters aus dem Jahre 1917 aushob, um drei Stunden später meinen Vater in ihm beizusetzen, fragte ich ihn, während Reste des sechzig Jahre alten Sarges, auch des Großvaters auf den Hügel gehäuft wurden: „Wo hast' denn Platz für mich, wenn's soweit ist?“ Er deutete auf das Nebengrab; dort stand ein Adler mit gebrochenen Schwingen, Gedenkstein an den einzigen, 1914 gefallenen Sohn der Familie Zeuch. „Das kannst du haben, das wird jetzt frei.“

So richtete ich in Demut an den Friedhofsaußschuß die Petition, um diesen frei gewordenen Grabplatz zu verkaufen; die Ablehnungen des Bürgermeisters Rudolph und des Pfarrers Hochstadt und meine erneuten Gesuche – zum Beispiel mit dem Hinweis, noch gäbe es Menschen, die keine Beamte seien und daher nichts verdienen könnten in ihrer Vaterstadt, auf der tatsächlich alle meine Mitschüler abwandern mußten, sofern sie hier nicht eine Praxis oder einen Laden geerbt hatten, auch ich könnte ja hier nichts verdienen, doch sei die uns im Grundgesetz garantierte Freistellung des Wohnortes nicht so gemeint, daß uns die Wahl des letzten Ortes auf Erden ausgerechnet in der Heimaterde verweigert werden dürfte –, diese Briefe hin und wider füllten inzwischen einen Schnellhefter. Auch sieht die gedruckte Friedhofs-„Ordnung“ ausdrücklich Ausnahmefälle vor: Grabstellen schon zu vergeben, bevor der Todesfall eingetreten ist; und man weiß von Präzedenzfällen, daß dies geschah – und was sonst wäre ein Ausnahmefall, wenn nicht *der*, daß hier zum erstenmal seit sechzig Jahren (und dann mindestens sechzig Jahre lang nicht wieder!) das Grab neben dem der Großeltern und Eltern frei wird.

Nur auf mich trifft dieser Ausnahmefall – ausnahmsweise – nicht zu, ich soll von zwei Beamten, die keine Einheimischen sind und daher zu diesem Friedhof keine andere Beziehung haben als die des Gehaltsempfängers, darüber belehrt werden, daß übertrieben war, als ich in einem meiner Dramen schrieb: „Ein Grab bietet die Erde überall!“ Nein, überall, nur mir nicht in der Vaterstadt, in der seit sechzig Jahren eine Straße meinen Familiennamen trägt, so benannt nach dem Bruder meiner Großmutter, der „für Verdienste um Eschwege“ zum Ehrenbürger ernannt worden war.

Nicht mit einem Pfarrer, mit einem Finanzbeamten zu reden, war meine Empfindung, als Hochstadt mich anherrschte, das höre nun überhaupt auf, daß Familien ihre Gräber öfter als einmal wieder zurückkaufen könnten. Meine Entgegnung, wenn man in Eschwege – was in keiner anderen Gemeinde unserer Republik geschieht – sämtliche alten Grabsteine demoliere, dann zerschlage man schließlich auch zuweilen höchst wertvolles Kulturgut, ja Kunst-

werke; auch mein spezieller Hinweis – mit Fotos – auf bildhauerisch besonders wertvolle Grabstätten wurde nicht einmal beantwortet; von diesem Geistlichen beigelegt zu werden, kann für Angehörige nicht tröstlicher sein als die Beseitigung unserer Leiche durch die Müllabfuhr. Auch bot ich natürlich an, den Gedenkstein an den Gefallenen dort stehen zu lassen, wenn man mir das Grab seiner Eltern verkaufe – die Stadt ließ die Plastik des Adlers mit gebrochenen Flügeln beseitigen und kaputtschlagen!

Als die Amerikaner eingerückt waren mit weißem Stern auf lauchgrünem Fahrzeug, dauerte es nur einen Tag, da schellte während der Sperrstunden, als sonst kein Deutscher die Straße betreten durfte, „Onkel Schorsch“ an der verschlossenen Haustüre meiner Eltern, totgrau im Gesicht. Verstört, unwillig sagte Otto Georg Holzapfel, soeben hätten die Amerikaner ihn anstelle des abgesetzten Nazi-Bürgermeisters zum Town-Major ernannt – ihn, der doch im strengsten Sinne der damaligen Ideologie ein „Militarist“ gewesen war, nämlich Kassler 14er Husar und Rittmeister der Reserve, sonst Bauer und Betonwarenfabrikant. Und da die Schulen geschlossen worden waren für länger als ein halbes Jahr, so holte mich der Onkel aufs Rathaus: ich wurde Laufjunge des Magistrats, saß im Vorzimmer des damaligen (wie des heutigen) Bürgermeisters, verdiente monatlich 25 Mark und hatte unter anderen die Aufgabe, in jene Häuser zu rennen, die zwei Stunden später von der Besatzungsmacht besetzt und von ihren Bewohnern geräumt wurden: um das voranzukündigen, damit die Hinausgewiesenen einige Habseligkeiten wegbringen konnten, ehe die Soldaten kamen. Denn „Onkel Schorsch“ hatte durchgesetzt, daß der Stadtkommandant den Truppen untersagte, wie in den ersten Tagen wild und unangemeldet in die Häuser einzudringen.

Im August wurde ich dann in mein Elternhaus geschickt, Viktoriastraße 4, auch dort zu melden, man müsse in zwei Stunden räumen.

Otto Georg Holzapfel, der ehrenamtlich in sehr schwerer Notzeit regierte ohne Dank der Stadt, hatte vorwiegend karitative Pflichten, mußte vor allem im sonst so wohlhaltenen Städtchen den täglich wachsenden Zustrom von Flüchtlingen in dieser personenreichsten Völkerwanderung der europäischen Geschichte versorgen. Die Eschweger, die Werrataler überhaupt, haben das getan, dankbar, selber nicht Kriegsschauplatz gewesen zu sein, im Geiste jener alten Frau, die am 16. Dezember 1837 am Schlagbaum Kurhessens, der das Land von Hannover trennte, ihr Enkelkind ermahnt hat: „Gib dem Herrn die Hand, er ist ein Flüchtling“. Der Professor Jakob Grimm kehrte damals in seine hessische Heimat zurück, fortgejagt von seinem Lehrstuhl als einer der berühmten „Göttinger Sieben“. Dieser Grenze glich, noch nicht 1945, doch alsbald jene zwischen Hessen und Thüringen, die sich allmählich stabilisierte, um dann nach wenigen Jahren zur eisernen zu werden, zur am schwersten überwindbaren in Europa. Die Werra, in der wir schwimmen gelernt hatten, sollte Grenzfluß werden.

Wer hier aufwuchs, blickt nach Bonn ohne Sympathie. Ob da die „Christen“ regieren oder die „Roten“: es war nie ein Unterschied im Ausmaß ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem „Zonenrandgebiet“, wie unverschämterweise sogar regierungsamtlich das von Natur so gesegnete Werraland genannt wurde, dem der Eisenerne Vorhang die Fremden fernhielt und wirtschaftlich die Luft abschnürrte, bis endlich heute die Stillehung zahlloser Bahnhöfe gerade in diesem

„Hinterland“ und die Preistreiberei der Bundesbahn, die ausgerechnet „Sozialliberale“ zur allerteuersten Bahn in der Welt machten, bis alle diese „Maßnahmen“ dazu geführt haben, daß die heutige Stadt überhaupt nicht mehr verglichen werden kann mit deren Bedeutung um die Jahrhundertwende, als das Lexikon sie auswies als ein blühendes Zentrum der Leder-, Schuh- und Textilindustrie.

Als wir uns noch einbildeten, dieses verhältnismäßig „Zonengrenze“ genannte Minenfeld könne nicht Dauer haben, war wieder einmal den Fremden das sogar von denen nicht erhoffte Glück zuteil geworden, Deutsche zu finden, die Deutsche auseinanderteilen. Schnell hatten sich den Alliierten die zwei so machtvollen Persönlichkeiten Adenauer und Ulbricht zur Verfügung gestellt, um den Fluch, der auf unserem Land liegt, aufs neue Realität werden zu lassen und für uns heute die historische Erfahrung zu erneuern, die fünfzig Jahre zuvor Bismarck formuliert hat als ein uraltes Gesetz der deutschen Geschichte, in der sich stets Männer gefunden hatten, die nationale Interessen aus „religiösen“ zurückstellten.

So hat der Bonner dem christlichen, der Pankower dem kommunistischen Dogma zuliebe die Einheit des Vaterlandes für nichts erachtet. Bismarck hat exakt am 13. Juni 1890 nicht nur den kalten Krieg vorausgesagt als einen in jedem Jahrhundert zwischen Deutschen auszukämpfenden Konflikt, sondern sogar das Jahrzehnt, in dem er auf den Gefrierpunkt fallen werde: „Die Uhr des deutschen Dualismus mußte bisher in jedem Jahrhundert einmal durch einen Krieg richtiggestellt werden. Dieser Dualismus ist älter als der zwischen Österreich und Preußen; er prägte sich zuerst im Gegensatz zwischen Franken und Sachsen, dann zwischen Hohenstaufen und Welfen aus. Hierauf brach er wieder in der Reformation auf. . . Ähnlich treten sich seit den schlesischen Kriegen Österreich und Preußen gegenüber. . . Merkwürdig ist, daß der Kampf stets in der Mitte des Jahrhunderts stattfand, während die Versöhnung der Gegensätze sich um die Wende des Jahrhunderts vollzog. Ich bin nicht so abergläubisch, in diesem Zeitmaße eine Vorausbestimmung zu sehen; es lag offenbar in der Natur der widereinander streitenden Kräfte, daß sich in jedem Jahrhundert ungefähr zur gleichen Zeit ein Ruhepunkt ergab. Jede Nation erfüllt ihr Geschick nach der ihr innewohnenden Mitgift, die sie von der Natur erhalten hat. So waren wir Deutschen stets höchst unverträglich untereinander und viel zu nachgiebig gegen Fremde.“

Leidenschaftlicher als jeder andere Bundesdeutsche bekämpfte ein namhafter Sohn des Werratales, der Stadt Eschwege, Gustav Heinemann, der spätere Bundespräsident, dessen Familie allein zu den Befreiungskriegen elf Heinemann – fünf Prozent der 219 Kriegsfreiwilligen aus Eschwege – gestellt hat, die Politik des unbeherrschbaren Separatisten und Rheinbund-Fanatikers Konrad Adenauer als verhängnisvoll. Heinemann sagte voraus, was anfangs der fünfziger Jahre für Landesverrat gehalten wurde, doch heute eine Binsenwahrheit ist: daß eine Bonner Regierung, die unsere Bundesrepublik mit ihrem Alleingang bei der Geldabwertung, mit eigener Währung und einer ganz dem Westen integrierten Armee ausstatte, die Grenze an der Werra, diese Werra als Grenze zu einer vielleicht tödlichen Bedrohung für die ganze Nation machte!

Heinemann, so tragisch wie charaktervoll – war er doch der einzige Bonner Minister, der jemals aus Überzeugung seinen Job drangab – er wurde nicht gehört, bis diese Grenze gemauert, verdrahtet, vermint war, womöglich verewigt. . . □

'Friedhofs-Moden'

Über Vorkommen und Folgen modischer Gestaltung auf dem Friedhof¹

MODE: *Herr Tod!*

TOD: *Zum Teufel mit dir. Ich werde dann kommen, wenn es dir nicht paßt.*

MODE: *Als ob ich nicht unsterblich wäre.*

TOD: *Unsterblich?*

*Vergangen sind schon mehr als tausend Jahre,
seitdem die Zeiten der Unsterblichen geendet haben.*

MODE: *Auch der Herr Tod dichtet nach Petrarcas Vorbild, als wäre er ein
italienischer Lyriker des sechzehnten oder des neunzehnten
Jahrhunderts?*

TOD: *Ich liebe die Verse des Petrarca, weil ich in ihnen meinen Triumph
finde und da sie fast immer von mir sprechen.
Nun laß mich aber in Ruhe.*

MODE: *Ach was! Bei deiner Liebe zu den sieben Todsünden, bleib ein
wenig stehen und schau mich an.*

TOD: *Ich schau dich an.*

MODE: *Kennst du mich nicht?*

TOD: *Du solltest wissen, daß ich nicht gut sehe und keine Brille gebrau-
chen kann, weil die Engländer keine herstellen, die mir paßte, und
gäbe es eine, so wüßte ich nicht, wie sie aufsetzen.*

MODE: *Ich bin die Mode, deine Schwester.*

TOD: *Meine Schwester?*

MODE: *Ja: Erinnerst du dich nicht, daß wir beide Kinder der
Vergänglichkeit sind?*

TOD: *Wie soll ich mich erinnern, wo ich doch der Todfeind der Erinnerung
bin.*

MODE: *Ich erinnere mich aber gut und weiß, daß wir beide in gleicher
Weise danach streben, die irdischen Dinge zu zerstören und zu
verändern, wenn du zu diesem Ziel auch einen andern Weg
einschlägst als ich.*

(Giacomo LEOPARDI 1898/1978 in: BERGER, J. 1990: 277-278)

¹ Gekürzte Fassung der Diplomarbeit II am Fachbereich 13 Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel im Februar 1999. Betreuung: Prof. Karl Heinrich Hülbusch und Dipl.-Ing. Christoph Theiling.

DANK

Das Thema Friedhof hat mich geraume Zeit beschäftigt. Währenddessen haben einige Leute auf ganz verschiedene Weise zum allmählichen Werden dieser Arbeit beigetragen: durch Gedankenanstöße, Friedhofs-Spaziergänge, Buchhinweise, die Abnahme alltäglicher Arbeiten, Aufmunterungen und Geduld. Ganz besonders möchte ich Karl Heinrich Hülbusch und Christoph Theiling für ihre sehr gute und beharrliche Betreuung danken, die zudem einen langen Atem hatte. Weiter danke ich Hans Boss, Ellen Markgraf, Sabine Stange, Annette Höferhüsch, Christa Kottmann und Renate Kuhle - für Unterstützung auf verschiedene Weisen bis zum Schluss. Und schließlich möchte ich mich für viele, immer wieder anregende Gespräche im Arbeitszusammenhang der AG Freiraum und Vegetation bedanken.

INHALTSVERZEICHNIS

DER ROTE FADEN FÜRS LESEN

I. EINLEITUNG: Zwei Wege zu dieser Arbeit	124
Das Planerinnenseminar in Bremen	
Erinnerungen an Friedhöfe	
THESEN	
Der Blick auf die 'Moden'	
Vorgehensweise	
II. Der Friedhof ist ein Ort kommuner Vereinbarung	128
Beteiligung am Friedhof	
Vom Friedhof im Kirchhof zum Verwaltungs-Friedhof	
Der kommune Friedhof ist auf die Bürger-Gemeinde bezogen	
Anteilnahme	
III. Trauer und Friedhof	131
Die Bedeutung des Friedhofs für die Trauer	
Vereinbarungen zugunsten Trauernder	
IV. Totenkult - den Toten die Ehre erweisen	134
Friedhof als Ort der Frauen	
Die soziale Organisation des Totenkultes	
V. Einführung der Moden im Friedhof	139
VI. Friedhof und Gestaltung - Überlegungen zur 'Mode'	141
Überlegungen zur 'Mode'	
Der Friedhof als Absatzmöglichkeit	
VII. Vom Prinzip zur Regel	144
Das Prinzip reist in Geschichten	
Prinzip-Regel	
Dazulernen	
Common sense wird durch Konsens aufgehoben	
VIII. Resümee	147
LITERATUR	

Vorwort

„Die Einleitung innerhalb einer Arbeit ist immer auch der Ausweis fürs Hinzuverstandene“ schreibt K. H. HÜLBUSCH in dem Text 'Über die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben' (1995: 27). Ein allmählicher Zuwachs an Verständnis ist also der Grund, warum eine Einleitung so oft überarbeitet oder 'neu' geschrieben wird, wie wohl sonst kaum ein Teil einer Arbeit. Wenn man so will, ist selbst die letzte Fassung noch vorläufig, denn das Dazulernen geht ja weiter. Weil sie jenseits aller gegangenen 'Umwege' schon ein Löffelchen voll von der 'Quintessenz', dem Ertrag, vermittelt - als Appetithäppchen sozusagen - deswegen ziehen also manche Einleitungen so unwillkürlich in einen Text hinein (siehe BERGER, P. L. 1998).

Was habe ich hinzuverstanden?

Zum Beispiel, dass die Ausstattung eines Friedhofs - neben vielen anderen Indizien wie Vegetation, Baufreiraumorganisation, Kindermalerei auf der Straße etc. - ein Indiz für die kommunen Vereinbarungen in einem Ort ist. Indem ein Friedhof so alltäglich wie besonders ist, enthält er das, was 'draußen' geschieht, in sich noch einmal in Kleinformat. Nicht umsonst gibt es die Sitte, die Ankunft an einem Ort mit einem Gang über den Friedhof beginnen zu lassen. Damit wird zum einen dem 'besonderen Ort' im Friedhof die Reverenz erwiesen, zum anderen ist damit nebenbei - bewusst oder unbewusst - auch ganz viel über den Ort der Lebenden zu erfahren. Und zwar keine Historie, sondern etwas über die „sozialen' Beziehungen“ (WEBER, M. 1907/1991: 143), den Status quo der kommunen Vereinbarungen. Eine kluge Weise also, sich einem Ort zu nähern. Dieser tiefere Sinn eines Friedhof-Ganges hat sich mir erst über diese Arbeit erschlossen.

Weiter entstanden Einsichten über die zeitliche und inhaltliche Tragweite des Phänomens Friedhof. Von den ältesten Kulturen wissen wir oft fast nichts: nichts über ihre Wege, Siedlungen, ihre Art und Weise zu leben - wenn überhaupt etwas erhalten blieb, so sind es allerdings häufig gerade die Orte für Bestattungen. Anders formuliert: Der Friedhof ist oft das einzige, was wir überhaupt von den ältesten Kulturen kennen. Damit ist er das Phänomen, das heutige Kulturen mit vergangenen am weitesten zurückreichend verbindet und unsere Geschichte, unsere Genealogie dokumentiert. Darin ist Tradition enthalten, ein 'Weitergeben' im Sinne eines Generationenzusammenhanges, durch handwerkliche wie kulturelle Überlieferung (vgl. ADORNO, T. W. 1967: 29).

„Heute ist es noch etwas schwer, sich verständlich zu machen, wie tiefgreifend die Abhängigkeit der Menschen voneinander ist. Daß der Sinn alles dessen, was ein Mensch tut, in dem liegt, was er für andere bedeutet, und zwar nicht nur für die Gegenwärtigen, sondern auch für die Kommenden, also seine Abhängigkeit von dem Fortgang der menschlichen Gesellschaft durch die Generationen hin, gehört sicherlich zu den fundamentalen Abhängigkeiten der Menschen voneinander“ (Elias, N. 1982: 54).

Mit den Gräbern unserer Vorfahren suchen wir immer auch unsere Geschichte, unsere Herkunft auf. Eine Entdeckung, Typisierung und zeitlichen Einordnung vorgeschichtlicher Funde, mit der die Archäologie befasst ist, entspricht Stück für Stück einer Spurensuche nach menschlicher Geschichte (vgl. BERGMANN, J. 1987, GINZ-

GINZBURG, C. 1983/1995). Darin gibt es viele Überlegungen, was die menschliche Kultur-Werdung auszeichnet: die Verwendung von Feuer, Sprache, Schrift gelten als Meilensteine. Gefunden werden Artefakte, materielle Spuren menschlichen Handelns, die als Indizien genommen werden, um Rückschlüsse auf zugehörige, ableitbare Handlungen zu ziehen. Rückschlüsse auf Handlungen und Geschichten können jedoch nur aus heutigen Handlungen und heutigem Wissen abgeleitet sein, dies sind die Quellen, aus denen alle Zuschreibungen in die Vergangenheit gespeist sind. Damit sind sie zwar aus unserem heutigen Wissen und Handeln zu begründen und zu übertragen, weiter aber reicht das Vermögen nicht – letztlich bleiben sie, weil sie auf die Vergangenheit bezogen sind, immer nur vermutend. Zu vielen Artefakten können mehr oder weniger plausible Geschichten zu ihrer Entstehung oder Bedeutung erzählt werden². In der Frage der Kulturwerdung kommt dem Indiz von Bestatungsplätzen eine besondere Bedeutung zu. Denn da ein Mensch sich schlechthin nicht alleine bestatten kann, ist jedem Ort einer Bestattung ein Sozialzusammenhang eingeschrieben: es hat Menschen gegeben, die sich jener verstorbenen Person annahmen. Das wesentliche Indiz für eine Annahme menschlicher Kulturwerdung, im Sinne eines sozialen Miteinanders, ist demnach die Bestattung. Damit geht auch die Vermutung einher, dass jene Menschen, die bestatten, ein wie auch immer geartetes Bewusstsein vom Vorgang des Lebens und des Sterbens haben, vom Tod als einer Art Grenze, die durch das Sterben überschritten und mit der Bestattung für die Lebenden wiederum in ihre Grenzen hereingeholt wird (vgl. BERGFLETH, G. 1975/1985: 18).

Die Reihe von ältesten Orten der Bestattung bis zu unseren heutigen Friedhöfen zeigt über einen unglaublich langen Zeitraum dieselben Prinzipien und analoge Regeln. Das ermöglicht die Erzählung einer Geschichte des Friedhofs vom heutigen Ende aus (vgl. BERGER, J. 1990: 259). Und es heißt weiter, dass jede modische Gestaltung des Friedhofes die Geschichte, unsere Herkunft aufhebt.

Der Rote Faden fürs Lesen

Mit der Mode geht es so wie mit der Komik, versucht man sie fest in den Griff zu bekommen, so zergeht sie (vgl. BERGER, P. L. 1998: XVI). Schon auf dem PlanerInnenseminar 'Die Moden der städtischen Grünflächen' war das Nähern eher ein Annähern. In der Einleitung wird das 'Herkommen' vom PlanerInnenseminar und von Friedhofs-Erinnerungen aufgenommen. Im weiteren wird das Terrain weiter eingekreist: so der Friedhof in Kapitel II als Ort kommuner Vereinbarung vorgestellt. In Kapitel III wird ein neuer Anlauf genommen und der Friedhof vom Blickwinkel der Trauer her betrachtet. Inhalt von Kap. IV ist die Bedeutung des Friedhofs für die Ehrerweisung den Toten gegenüber, für das Totengedenken. In Kapitel V zeigt ein literarisches Beispiel eine Einführung gestalterischer Moden in den Friedhof.

² Erinnert sei an Jon KNITTELS Erzählungen und ‚nachweisliche‘ Demonstrationen zur Herstellung von steinzeitlichen Werkzeugen auf Kompaktseminaren, z.B. 1993 und 2001 in Dünstup/Wildeshausen.

„... nie war die Mode anderes als die Parodie der bunten Leiche, Provokation des Todes durch das Weib und zwischen geller memorierter Lache bitter geflüsterte Zwiesprach mit der Verwesung. Das ist Mode. Darum wechselt sie so geschwinde; kitzelt den Tod und ist schon wieder eine andere, neue, wenn er nach ihr sich umsieht, um sie zu schlagen...“ (BENJAMIN, W. 1983: 111).

Trotz dieser Geschwindigkeit stehen in Kapitel VI Überlegungen zur Mode. Kapitel VII 'Vom Prinzip zur Regel' leitet vom 'Verstehen' zum 'Gegenstand' über, wobei nebenbei auch wieder etwas über Moden zu erfahren ist. *In der Diplomarbeit folgten an dieser Stelle exemplarisch beschriebene Friedhofs-Beispiele, die hier unberücksichtigt bleiben.* In Kapitel VIII sind wesentliche Gedanken zusammengefasst, die in dieser Überarbeitung nicht berücksichtigte Friedhofs-Beispiele einschließen.

I. EINLEITUNG: Zwei Wege zu dieser Arbeit

Das Planerinnenseminar in Bremen

Anregungen für die vorliegende Arbeit und auch für den Titel gehen auf ein Planerinnenseminar in Bremen (1997) zurück. Es stand unter der Überschrift: 'Die Moden in den städtischen Grünflächen - Materialverwendung, Pflanzenverwendung und Förmchen...'. Die Aufmerksamkeit galt den verwalteten - gern auch als öffentlich deklarierten - Grünflächen und vergleichend den privaten Vorgärten Bremer Reihenhäuser. In zwei Punkten will ich in dieser Arbeit die Ergebnisse des Seminars anknüpfen:

So wie auf dem Seminar in Bremen im verwalteten 'Grün' der Stadt und im privaten Grün der Vorgärten 'Moden' darzustellen waren, so gibt es auch im Friedhof 'Moden'. Es ist aufzuzeigen, wo und wie sie im Friedhof auftauchen, inwiefern sie von Bestand sind und wie die Folgen für die Brauchbarkeit des Friedhofs aussehen.

Zwischen dem Seminar-Gegenstand der städtischen Grünflächen und einigen Friedhofsanlagen gibt es die Gemeinsamkeit der Kategorie des 'verwalteten' Grüns, gemeinhin als 'öffentlich' bezeichnet, was jedoch nicht unbedingt mit 'kommun' gleichzusetzen ist. Ebenso gibt es die Analogie zwischen 'privatem' Grün der Vorgärten und 'privaten' Grabparzellen auf dem Friedhof. Was auf dem Friedhof geschieht, die Relation zwischen verwaltetem und privatem Grün, ist im Prinzip nicht weit entfernt von dem, was in Quartieren geschieht. Es gibt Quartiere und Friedhöfe, da dominiert Kommunales, da bedeutet 'Verwalten' ein Bereitstellen für das Bestehen der 'Kommune'. Und es gibt Stadtteile und Friedhöfe, da ist die 'Administration' eine Dominanz der 'Herrschaft in Bildern' über die Kommune.

Erinnerungen an Friedhöfe

Ergänzt werden diese Überlegungen von Erinnerungen an Friedhöfe. So haben verschiedene Friedhöfe für meine Wahrnehmung durchaus unterschiedliche 'Ausstrahlung'. Es gibt solche, die gerne für einen Spaziergang aufgesucht werden, z.B. den Alten Friedhof in Gießen, der Mitte des 16. Jh. entstand, dessen wesentliche Erweiterungen aber aus dem 19. Jh. stammen. Hier wird die Mode der Gründerzeit sichtbar, besser gesagt, was davon übrig blieb und inzwischen 'schön gealtert' allenthalben mit Sympathie wahrgenommen wird. Hier konnte jedenfalls die Mode altern, auf den privaten Grabstellen wie drum herum. Es ist ein angenehmer Ort, wo beiläufige

Äußerungen von Friedhofsgängern 'Hier möcht' die Arbeit der Grabpflege ganz angenehm sein' bis hin zu 'Hier möcht' sich's gut liegen' nichts Ungewöhnliches sind (vgl. RASPUTIN, V. 1976). Es ist doch einen genauen Blick wert, was hier denn wo, auf welche Weise und warum alt werden konnte. Und es gibt andere Friedhöfe, z.B. den Westfriedhof in Kassel, da kommt der Gedanke eines Spaziergangs gar nicht erst in den Sinn, so wie bei vielen der jüngsten Friedhofsanlagen. Nicht nur, dass es hier nichts Gealtertes gibt und die Vermutung besteht, dass hier nicht viel alt werden kann. Die Überlegung geht dahin, dass das Unbehagen noch andere Gründe haben muss: die grundlegende Organisation, oder genauer Desorganisation des Ortes. Auf einer neuen Friedhofserweiterung war es, dass ich eine Freundin bei der Grabpflege begleitete und deutlich wurde, wie hinderlich die Desorganisation des Friedhofs für die klassische Friedhofs-Tätigkeit sein kann - das Aufsuchen des Grabes, die Pflege des Grabes und damit für ein ‚Gedenken‘.

In den annehmlchen Friedhofserinnerungen ist die Wahrnehmung eines Freiraumes für den Ort enthalten, im Sinne eines fraglosen Gebrauches. Auf der Ebene eines gelegentlichen Spaziergangs ist das z.B. ein Gehen ohne Nachdenken über das Gehen, so wie E. KNOBLOCH es beschreibt:

„...man geht dort ungestört seinen Gedanken nach, wird nicht überfahren und kaum abgelenkt. Der Friedhof gibt Frieden und innere Ruhe - falls dort niemand liegt, der dir nahestand“
(KNOBLOCH, E. 1991: 12).

Grabpflege ist die selbstverständliche Möglichkeit, ein Grab so anzulegen, dass es ein Ort für individuelle Erinnerungen werden kann und dass diese Tätigkeit ohne allzu großen Aufwand möglich ist. Diese Freiräume werden üblicherweise nicht bewusst - das werden sie erst, wenn sie nicht (mehr) da sind, so dass der Spaziergang einfach ausbleibt, oder die Durchführung der Grabpflege 'mühselig' wird. Sind Friedhöfe von vornherein, in Überformungen oder Erweiterungen modischer Gestaltung unterworfen, so hat dies also Folgen für den Gebrauch.

Thesen

Zwischen der Friedhofsorganisation und Möglichkeiten der Grabausstattung besteht ein Zusammenhang (- analog den Koinzidenzen zwischen Siedlungsorganisation und den Möglichkeiten von 'Haus und Hof'). Zunächst ist eine modische Gestaltung der Friedhofsorganisation von ebenfalls nach dem Zeitgeschmack gestalteten Gräbern zu unterscheiden. Die Friedhofsorganisation nimmt qua Verordnung Einfluss auf die Möglichkeiten der Grabgestaltung. Rückt die 'Mode' der Organisation des Friedhofes in den Vordergrund, so werden die Möglichkeiten der Ausstattung des Grabes dieser 'Gestaltung' untergeordnet, bis hin zur völligen Bestimmung der Grabausstattung. Dann ist dort kein Platz mehr für private Entscheidungen zur Einrichtung und Pflege, für vielleicht wechselnde Vorlieben der Ausstattung, für Kontinuitäten in selbstgesetztem Rahmen. Eine 'Modenreihe' ansehen, heißt demnach, eine 'Reihe der Möglichkeiten anzusehen, wie ein Grab zu pflegen ist. Innerhalb verschiedener Moden der Friedhofsorganisation gibt es Unterschiede, was die 'Halbwertszeit', also Dauer und Übernahme in die Selbstverständlichkeit, angeht. Manche

Friedhöfe bringen diesbezüglich - mit dem Beispiel des gründerzeitlichen Friedhofes schon angesprochen - 'mehr mit' als für andere je zu erwarten steht. In dem 'Mitgebrachten' ist enthalten, inwieweit ein Friedhof 'treuhänderisch' für die 'Kommune' oder 'verwaltetes Grün' ist. Zur Vorgehensweise für Beschreibung und Prüfung sollen folgend einige Gedanken aus dem Seminar in Bremen vorweg gestellt werden.

Der Blick auf die 'Moden'

Wenn in den Arbeits-Thesen eine Koinzidenz zwischen Friedhofsorganisation und Grabausstattung angesprochen wurde, so ist vor Arbeitsbeginn die Relation zwischen beiden Gegenständen, der Stellenwert der Aufmerksamkeiten, zu klären. Dazu ein Resümee des Vorgehens in Bremen. Dort wurde aus der zunächst zufälligen Sammlung von Beispielen privaten und städtischen 'Grüns' für die Erörterung am Ende eine Reihe nach der Kompetenz und Zuständigkeit hergestellt (vgl. JACOBS, J. 1963/1993; BÖSE, H. 1981), in der die Erzählung von den privaten Freiräumen zu den verwalteten Grünflächen führte. Dieser 'freiraumplanerischen Reihe' entsprach eine Differenzierung der 'Vegetation' und der materiellen Ausstattung von unglaublich bunt zusammengesetzt bis wenig differenziert (vgl. ARNDT, P. et al. 1997: 4). Die Entscheidung für diese Reihenfolge spiegelt aber auch die Materiallage und damit die Aufmerksamkeit wider, die überwiegend privat angelegter und gepflegter Vegetation galt. Für Friedhöfe ist analog dazu eine Reihe angedacht: von solchen mit Gräbern mit reicher und verschiedenartiger Ausstattung zu wenig differenzierten.

Vegetation und materielle Ausstattung privater Freiräume explizit zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, ist noch nicht lange und oft erprobt. Nach der Diplomarbeit von R. HANSMAIR über Stauden in Gärten und in der Straße (1994) wurden zum ersten Mal 1997 in Stralsund auf einem Kompaktseminar auch die privaten Staudengärten der Stadt in die Betrachtung einbezogen. Dabei stand die handwerklich-gärtnerische Herstellung solcher Gärten zur Debatte. Dieses Interesse konnte 1998 im Kompaktseminar 'Der Gartenbau' weiter vertieft werden. Der Kontext der baulichen Voraussetzungen für die entsprechenden Gärten blieb dementsprechend eher am Rande verhandelt: In Stralsund z.B. wurde der Zustand der Gärten als Indiz für Veränderungen der Bodenrenten, sprich der Spekulation, herangezogen. Der Bezug zwischen der 'Sicherheit des Ortes', die für eine Nutzung des Vorgarten notwendig ist, und dem Zustand der Staudengärten wurde hier tatsächlich erstmals von der Vegetationsausstattung aus erzählt. Gealterte Staudenbeete, die mit geringem Aufwand unterhalten werden können, sind Indiz einer Kontinuität der Nutzung und damit der 'Sicherheit des Ortes'. Analog dazu sind mehrjährige Stauden oder Gehölze auf einem Grab, sichtbar altgewordene Vegetation also, Indiz für die 'Sicherheit' des Grabes in der Zeit und damit im 'Gebrauch'. Es ist doch auffällig, dass mit der Einführung des Reihengrabes auch die Vegetationsausstattung des Grabes von mehrjährigen zu tendenziell einjährigen Lebensformen verändert ist, bzw. werden soll. Die Gewichtung, der privaten Ausstattung den Schwerpunkt einzuräumen und von dort aus - nebenbei - auch einen Blick hin zur Organisation des Ortes zu werfen, war jedoch nur möglich, weil für die umgekehrte Blickrichtung bereits eine langan-

dauernde und umfangreiche Debatte existiert, die vorausgesetzt werden kann. Dar- aus möchte ich einige Gedanken anführen, weil sie für die Beziehung Friedhofsor- ganisation/Grabparzelle Ausgangspunkt der Überlegung sind.

Vor dem Hintergrund der inzwischen etwa zwanzig Jahre dauernden Debatte über die Verfügung und Aneignung von Innenhaus und Außenhaus und die Straße als Freiraum (vgl. HÜLBUSCH, I. M. 1978/1981; HÜLBUSCH, K. H. 1981a und b, HÜL- BUSCH, K. H. 1996; BÖSE-VETTER, H. 1993: I) wird ein professioneller Blick auf private Vegetation möglich, und nur vor diesem Hintergrund macht er einen Sinn. Denn sie enthält die Überlegungen zu den Voraussetzungen des Vorgartens.

„In dieser Debatte erweist sich der Vorgarten als wichtiger Schlüssel zum Verständnis der Organi- sation von 'Innenhaus und Außenhaus' und des Zusammenhangs von privaten und öffentlichen Freiräumen" (BÖSE-VETTER, H. 1993: I).

Der Blick auf das *Inventar* immer zweitrangig, denn die Ausstattung kann zwar Indiz für die Existenz sein, doch kann sie nie zur Existenz verhelfen – ebenso wenig kann die Grabausstattung das Grab in einem Friedhof begründen (siehe Gartenschau).

„Weder ein Vorgarten noch ein Garten wird in erster Linie durch Beete, Rasen oder Verschöne- rungsaktionen hergestellt - geschweige denn darüber definiert - sondern durch die sichere Begren- zung einer Parzelle, eines Freiraumes. Hinter dem Zaun kann alles mögliche passieren, ein Hof, Spielecke, Abstellplatz, Gärtchen, auch ein Blumenbeet, oder je nachdem alles zusammen. Aber ohne die Begrenzung bleibt nur das Blumenbeet als Möglichkeit, weil es fast das gleiche ist wie der Rasen vorher. Der Versuch, durch Dekoration Fläche zu besetzen, tritt auf der Stelle, weil sich da- mit vielleicht ein Blumentopf aber kein Platz - kein Spielraum - gewinnen läßt" (ebd.)

Welche Voraussetzungen müssen im Friedhof enthalten sein, damit ein Grab 'sicher sein' kann? Für den Vorgarten gibt es Prinzipien und Regeln bezogen z.B. auf Gren- zen und Schwellen, deren Berücksichtigung vorausgesetzt, kann er ganz un- terschiedlich aussehen. Welche gelten für die Herstellung von Gräbern?

Dieses Verständnis ist jeder Beschäftigung mit dem Inventar vorgelagert (vgl. APPEL, A. 1994: 3). Demnach ist es folgerichtig, jedwede 'Füllung' zunächst un- tergeordnet zu verhandeln. Auch ist unzweifelhaft, dass die 'Ausfüllung' in private Kom- petenz fällt, nach privaten Vorlieben erfolgt (vgl. ebd.: 22) - es sei denn, es wird ex- plizit ein Planungsauftrag erteilt. In diesem Sinne schreibt G. MOES:

„Die Freiraumplanung organisiert den Rahmen in dem die 'Kunst des Gärtnerns' und der Gebrauch Platz haben - stellt also einen 'Plan für Pläne' her" (MOES, G. 1998: 10).

Dies waren und sind gute Gründe, private gärtnerische Vegetation für das freiraum- planerische Verständnis des Vorgartens - oder des Grabes - nur 'nebenbei' zu be- rücksichtigen. Allein der Blick auf das Inventar eines Grabes erklärt also weder Grab noch Friedhof. Vielmehr ist das Grab - Lage im Friedhof, Ausrichtung, materielle Ausstattung - Indiz der Voraussetzungen des Friedhofes.

Vorgehensweise

Im weiteren ist also zu überlegen, was 'Friedhof' ist. Vor diesem Hintergrund kann einer Koinzidenz zwischen Organisation des Friedhofes und den Grabstellen nach- gegangen werden. Letztlich geht es um die Prüfung des 'Friedhofs-Planes':

„Ein solcher Plan hat vier Seiten. Zwei räumlich ausgebildete und zwei Seiten, die in der Zeit angelegt sind. Die erste Seite ist die Organisation, das, was die Freiraumplanung an Vordachtem bereitstellt. Das wären etwa die Benachbarung, wie z.B. die Bebauung, die Dimensionierung, die Morphologie, die Reihung und die Linearität (vgl. AutorInnenkollektiv 1997 d). Ihr gegenüber steht - als materielle Ausformulierung der organisatorischen Seite - die materielle Ausstattung, d.h. das Gebaute und das Wachsende.(...) Die anderen beiden Seiten bestehen in der Gebrauchspflege, die sowohl dem Unterhalt des Gebauten, wie auch der Fertigstellung, Herstellung und Alterung des Gewachsenen gewidmet ist und erst den Gebrauch dauerhaft ermöglicht. Dies wären die Seiten in denen die menschliche Arbeit und Erfahrung in der Zeit zum tragen kommen. Das eigentliche Produkt besteht im Gebrauch, d.h. dem, was der 'Plan an Plänen' ermöglicht" (MOES, G. 1998: 10/11).

Die Prüfung des Friedhofs-Planes ist die Prüfung der Gebrauchstüchtigkeit zum einen und der Herstellungs-, Fertigstellungs- und Alterungspflege zum anderen. Dazu ist die Organisation des jeweiligen Friedhofes aufzunehmen, ebenso wie das darin 'typische' Grab. Die Prüfung hat an beiden Gegenständen einzeln zu erfolgen. Gleichzeitig ist die Ausstattung der Gräber ein Indiz für die Gebrauchstüchtigkeit der Organisation. Wie beim Vorgarten müsste in der Grabausstattung der Zusammenhang zwischen privaten und kommunen Freiräumen, bzw. 'verwaltetem Grün', offensichtlich werden. Die Prüfung ist an persistenten Produkten möglich, an Gebautem. Weiterhin auch an der angelegten gärtnerischen Vegetation, wie ergänzender Spontanvegetation. Sofern in diesen Gegenständen die Spuren von Herstellung, Pflege und Gebrauch akkumuliert sind, ist die Prüfung eine Nacherzählung dieser Geschichten. Diese Geschichte ist nur in den seltensten Fällen literarisch niedergeschrieben:

„Wer also die Gebrauchs- und Pflegegeschichte kennen will, muß sie in der Regel selber schreiben, d.h. sie aus dem aktuellen Zustand ableiten" (ebd.: 5).

II. Der Friedhof ist ein Ort kommuner Vereinbarung

Was *auf* dem Friedhof geschieht, den Gebräuchen, Traditionen und Bedeutungen, all dem kann ich mich nur verstehend nähern (vgl. HÜLBUSCH, K. H. 1996: 246). Dazu gehört der Versuch, die

„...vielen Geschichten menschlicher Bedeutungsgehalte anzuhören - und diese Geschichten dann so gewissenhaft wie möglich nachzuerzählen" (BERGER, P. L.; KELLNER, H. 1981/1984: 71).

Beteiligung am Friedhof

Der Friedhof ist insofern ein Ort kommuner Vereinbarung, als alle zugehörigen Bürger auf eine selbstverständliche Weise über die Toten damit zu tun haben. An dieser Stelle sind die Bürger eines Ortes miteinander 'verbunden', ob sie einander kennen oder miteinander zu tun haben wollen oder nicht. Diese Tatsache war ehemals darin nachgezeichnet, dass Leute, die keine Bürger waren, 'Fremde ohne Haus und Hof' also, hier auch nicht bestattet werden konnten. Das wäre 'gegen die Regel' gewesen - selbst im Tode blieben sie 'landlos' (vgl. BAUSINGER, H. 1980: 16). Die Art des Miteinanders erfolgt nicht zufällig, sondern nach sozial ausgehandelten und durch Übung weitergereichten Regeln. Beteiligte sind die Bürger, und die Konvention ist gesellschaftlich hergestellt:

„Jede menschliche Gesellschaft liefert ihren Mitgliedern Maßstäbe für einen tugendhaften Charakter, für ein ehrenhaftes Verhalten, für eine gerechte gesellschaftliche Ordnung - oder vielmehr: sie verschaffen sich diese Maßstäbe im Medium ihrer wechselseitigen Rechtfertigung selbst. Diese Maßstäbe sind gesellschaftlich konstruiert; sie verkörpern sich in ganz verschiedenen Formen: in Gesetzestexten und religiösen Schriften, moralischen Erzählungen, epischen Gedichten, Verhaltensregeln, rituellen Praktiken. In allen diesen Gestalten sind sie Gegenstände von Interpretation, und diese Interpretation kann ebenso apogetischen wie kritischen Charakter annehmen. (...) Die Maßstäbe müssen...stets interpretiert werden, damit sie 'passen'“ (WALZER, M. 1990/1993: 59).

Am Friedhof beteiligt zu sein, einen Bestattungsort 'herzustellen', begründet die Kommunalität. Zugehörige Vereinbarungen sind allen bekannt und selbstverständlicher Teil des Ortes, ob er nun wie im Mittelalter noch viel mehr andere Nutzungen aufnahm oder die Betonung seit Luther vielmehr auf Stille und Besinnlichkeit liegt (vgl. ARIËS, P. 1980/85: 83). Die Konventionen sind allen Beteiligten sozio-kulturell vermittelt, sie werden mehr oder weniger unbewusst tradiert und erneuert (vgl. HÜLBUSCH, K. H. 1996: 250). Und sie können nur uneingeschränkt zur Geltung kommen, wenn die Ausstattung des Ortes betont trivial und einfach ist,

„...und auf der Basis gelernter Erfahrungen die Regeln des Gebrauchs leicht zu verstehen sind und keine Verunsicherung hervorrufen“ (ebd.: 248).

Gleichzeitig schreibt der Ort ein Minimum an Spezialisierung des Gebrauchs vor, damit die Möglichkeiten des Gebrauchs realisiert werden können (vgl. HÜLBUSCH, K. H. 1995: 28). Eine Regel für den Friedhof ist, dass die Hinterbliebenen mit der Grabstelle einen sichtbaren Anteil dem Friedhof hinzufügen. Diese Konvention hat zur Folge, dass mit der Zeit - mit der Akkumulation der Zeichen - quasi eine Sedimentation der Ortsgeschichte erfolgt. Im Friedhof wird ein materiell sichtbares, nachlesbares Zeugnis der Ortsgeschichte abgelegt, ein Archiv oder eine Chronik hergestellt. Dieser Aspekt ist angesprochen, wenn in einem Roman von V. Rasputin der Friedhof 'das andere, reicher besiedelte Dorf' genannt wird (RASPUTIN, V. 1976: 57). Diese materielle Seite wird von der immateriellen Seite der Erzählung ergänzt, wenn das Inventar des Friedhofes Anlass gibt, die zugehörigen Geschichten immer wieder zu erzählen. Klassischerweise beginnt jede Geschichte für den Erzählenden vom Ende her:

„Ein Augenblick des Nachdenkens zeigt, daß jede Geschichte, die aus dem Leben gegriffen ist, für den Erzähler mit dem Ende beginnt. (...) Die meisten, wenn nicht alle Geschichten beginnen mit dem Tod des Helden. In diesem Sinne kann man Geschichtenerzähler als Sekretäre des Todes bezeichnen“ (BERGER, J. 1990: 259).

Der Friedhof enthält eine Sammlung zahlreicher Enden von Lebensgeschichten, die Geschichte des Ortes ist (vgl. TROLL, H. 1995: 107). Die Sammlung setzt dauerhafte Ruhestätten voraus, wie sie z.B. im jüdischen Friedhof vereinbart sind. Das turnusmäßige Entfernen ganzer Friedhofs-Abteilungen als Folge von Reihengrabanlagen, oder jede Friedhofssanierung, heben den akkumulierten kommunalen 'Schatz' auf. Ein Spaziergang, auf dem wie von G. ENGEL (1998) beschrieben, beim Passieren der Grabsteine Geschichten wach und erzählt werden - hätte keine Anlässe mehr.

Vom Friedhof im Kirchhof zum Verwaltungs-Friedhof

Wie der Bau alter Kirchen in kommuner Absprache bestimmt war, waren die Bestattungen auf den zugehörigen Kirchhöfen kommun geregelt. Das gilt ebenso für die aus Kirchhöfen hervorgegangenen erweiterten Orte der Bestattung, die erstmals die Bezeichnung 'Friedhof' erhielten. Mit dieser Bezeichnung war ein umfriedeter Ort im Umkreis der Kirche benannt, und zwar einer mit besonderen Rechten, der durch kirchliche Weihe aus dem umgebenden Gelände herausgehoben war, ein kultischer Ort also. In diesem Sinne - als Ort der aufgehobenen Geschichte - setzt der Friedhof individuelle (private) Grabstellen voraus, was in etwa ab dem 17. Jh. Verbreitung fand (ARIÈS, P. 1980/85: 345). In der chronologischen Reihe der Friedhöfe dieser Art hat man sich wohl morphologisch recht bewegte Orte vorzustellen, mit einer Erschließung über informelle Pfade, in denen die Grabstellen und Kreuze die wesentliche Orientierung gaben. Gräber individuell zu zeichnen, muss auch bedeutet haben, dass diese Grabstellen zu erreichen waren. Auch der Totengräber brauchte Pfade für die Verrichtung seiner Arbeit. Das Bild 'Kügelgens Grab' (1821/1822) von C. D. Friedrich (vgl. GEISMEIER, W. 1973: 62) vermittelt - trotz darin sicherlich enthaltener romantischer Überzeichnung - einen Eindruck der Gegebenheiten auf Kirchhöfen. Die Zuständigkeit erfährt um 1840 im Zuge der napoleonischen Reformen - zumindest von der formalen Zuschreibung her - eine einschneidende Veränderung. Das 'Friedhofs- und Bestattungswesen wird zur hoheitlichen Aufgabe des Staates erklärt, der es wiederum den öffentlichen Verwaltungen überträgt (vgl. SÖRRIES, R. 1998: 39). Inwieweit auf den Friedhöfen für kommune, im Sinne gemeinhin gültiger, Vereinbarungen Platz ist, hängt davon ab, welche Entscheidungen auf jetzt administrativer Ebene für diesen Ort getroffen werden, bzw. wie viel Kanon noch nachwirkt.

„Man kann, wenn die Übersetzung der Vorbilder bewußt ist, (...) auch administrativ eine kluge Arbeit abliefern. Die Pflege geschieht dann treuhänderisch, den Gebrauch der kommunalen Freiräume unterstützend, statt ihn okkupierend und reglementierend auszugrenzen“ (MOES, G. 1998: 12).

Der kommune Friedhof ist auf die Bürger-Gemeinde bezogen

Mit der Kirche lagen die kultischen Orte der Bestattung - die Kirche selbst, der Friedhof im Kirchhof - gleichzeitig im Ort, was sozial, nicht geographisch zu verstehen ist. Wichtig ist das Prinzip, dass *der Ort der Beisetzung auf die Bürger-Gemeinde bezogen ist*. Darin ist das Bewusstsein der Nähe von Leben und Tod enthalten:

„In kleineren Städten und Dörfern blieb die Vertrautheit mit dem Tod, die Selbstverständlichkeit dieses Ortes häufig erhalten, der Zusammenhang zwischen Siedlung und Friedhof sowohl örtlich als auch in der alltäglichen Bedeutung länger und z.T. bis heute bestehen“ (TROLL, H. 1995: 106).

Alltäglichkeit und Besonderheit begründen sozial ausgehandelt Konventionen und umgekehrt.

Anteilnahme

Darin haben auch die Riten der Beisetzung und die Begleitung der Trauernden ihren Platz. Im Dorf war die Teilnahme am 'letzten Gang' selbstverständlich. Dabei war jeder Hof oder jedes Haus durch eine Person vertreten (vgl. UNGERICHT, H. 1979: 4). Auch die Sitte, dass der Sarg von Männern der Nachbarschaft zu Grabe getragen

wird, ist Ausdruck der Anteilnahme. Heute wird eine Trauergemeinde nur noch selten mit den Bewohnern des Ortes identisch sein: die Begleitung der Trauernden wird von all jenen gegeben, die Verstorbenen und Trauernden verbunden sind. Auch darin ist der Kommune Anteil erhalten. Dann stellt die lokale Kommune mit Nachbarn, Honoratioren, Pfarrer, Kirchenchor, etc. gegenüber den Zugereisten den 'Grund', den zugereiste Gäste nicht hätten herstellen können. Diese Konstellation zweier 'Gesellschaften' bleibt i.d.R. auch beim abschließenden 'Totenmahl' (Leichenschmaus) erhalten. Und früher wie heute gilt die Einordnung in 'große' und 'kleine' Leichen.

Nach Tradition und Ritus ist im letzten Gang eine 'tröstliche Sicherheit' enthalten, so kann jeder Lebende im Voraus wissen, was einst auf diesem letzten Weg geschehen wird

„...Der Tod unter vertrauten Menschen erscheint wie ein klarer, einfacher Vorgang, man weiß, wie sie einen beweinen, wohin tragen, neben wen betten...“ (RASPUTIN, V. 1976: 69).

Diese Sicherheit ist ein Gegengewicht zur Angst vor einem Sterben in Einsamkeit (vgl. ELIAS, N. 1982). Hilde DOMIN interpretiert eine solche über Kirche und Kirchhof vermittelte Gewissheit als eine 'Einladung', die man eines ungewissen Tages vielleicht gerne annehmen möchte:

„(...)

Und daran erkennst du,
daß du

hier ein wenig mehr
als an andern Stätten

zuhaus bist“ (DOMIN, H. 1959/98: 12).

III. Trauer und Friedhof

Der Tod eines Menschen bedeutet das Ende eines bis dahin gültigen 'Miteinanders', wie auch immer es in den verschiedenen Anteilen des Gegen- und Nebeneinander gelebt gewesen sein mag. Trauer und Schmerz über dieses Ende, über diesen Verlust, wurden im Laufe der Zeit auf unterschiedliche Weise ausgedrückt. Standen vormals allgemeingültige Ausdrucksformen im Vordergrund - z.B. das Begräbnis in größtmöglicher Öffentlichkeit, zu dem 'das ganze Dorf' erschien, mit Nachruf und Leichenpredigt (vgl. WUNDER, H. 1994: 352), so liegt die Betonung heute viel mehr auf einer individualistischen Bewältigung. Das heißt die Konfrontation mit einem Tod bedeutet heute für verschiedene Personen Unterschiedliches und entsprechend vielgestaltig sind die Formen des Nachrufs. So kann es denn auch sein, dass die Rede des Pfarrers an die Trauergemeinde nicht alle erreicht - oder alle auf verschiedene Weise erreicht -, und dennoch ist nicht unwesentlich, dass es zu diesem Anlass einen Kanon gibt, als 'Klammer' für die verschiedenen Bedeutungen.

Die Zeit der Trauer ist eine 'besondere' Zeit, weil der Alltag in jenem Moment zerbrochen ist. Nichts läuft wie gewohnt und üblich weiter, weil ein nie mehr veränderlicher Einschnitt stattgefunden hat - mehr oder minder unvorbereitet bricht Chaos aus. Abgesehen davon, dass ganz alltagspraktisch vielleicht nun Tätigkeiten, die jene Per-

son bislang übernommen hat, anderweitig übernommen werden müssen, ist der Verlust auch auf der Gefühls-Ebene zu bewältigen. Er lässt eine Lücke entstehen, durch die der Alltag tiefgreifend 'gestört' wird, einem Chaos gleich, das für die Autonomie und Integrität bedrohlich erlebt wird.

„Die wahrscheinlich bedeutsamste Grenzsituation ist die Begegnung mit dem Tode (ob man beim Tod anderer zugegen ist oder sich den eigenen Tod vorstellt). Der Tod fordert alle gesellschaftlich objektivierten Wirklichkeitsbestimmungen in die Schranken - die der Welt, der anderen und die unser selbst. Er stellt die Gewißheitshaltung des Alltags radikal in Frage und bedroht in massiver Weise auch die Tagwelt der sozialen Existenz mit 'Unwirklichkeit' - d.h. alles wird zweifelhaft, möglicherweise unwirklich, ganz anders, als man gedacht hat" (BERGER, P. L. 1973: 43)

Erik H. Erikson schreibt zum seelischen Zustand der Integrität:

„Er bedeutet die Annahme seines einen und einzigen Lebenszyklus und der Menschen, die in ihm notwendig da sein mußten und durch keine anderen ersetzt werden können" (ERIKSON, E. 1973/94: 118).

Dieses Gefüge unersetzlicher Beziehungen wird durch den Tod erschüttert. Deshalb wird der Verlust zunächst auf einem emotional aushaltbaren Abstand gehalten, verdrängt. Es allmählich zu begreifen und in den Alltag zu integrieren geschieht über den Vorgang der 'Trauer', dabei sind Autonomie und Integrität hilfreich. In der ersten Zeit ist die Stabilität oft auf ein reduziertes Gerüst aus Routinen des alltäglichen Lebens zurückgeworfen, deren 'schlichtes Tun' gleichzeitig auch stabilisierend ist. Diesen Zustand des Zurückgeworfenseins beschreibt Christa WOLF im Zusammenhang einer existenziellen Bedrohung:

„Das Ei genau fünf Minuten kochen lassen, das Kunststück täglich erneut fertigbringen trotz des Defekts in der Minutenuhr. Die haltbaren Genüsse. Das Gerüst, welches das Leben auch über tote Zeiten trägt" (WOLF, C. 1987: 14).

Im Extremfall kann das Handeln, das Festhalten an solchen 'Gerüsten' bis hin zum automatischen Tun reduziert sein.

Die Bedeutung des Friedhofs für die Trauer

Der Vorgang der Beerdigung ist ein Abschieds-Ritual. Bis vor kurzer Zeit - das Sterben 'zu Hause' vorausgesetzt - begannen mit Eintritt des Todes die Vorbereitungen für das Begräbnis: Tote wurden gewaschen, angekleidet, aufgebahrt. Am Anfang der eigentlichen Bestattung stand die Veröffentlichung des Todes durch den Leichenbitter, dessen Tätigkeit später durch die gedruckte Todesanzeige abgelöst wurde. Mit dem Begräbnis, dem Ablassen des Sarges, wird ein wesentlicher Teil des Abschieds vollzogen. Indem die Grabstätte den Ort für ein Handeln bietet, das auf den verstorbenen Menschen bezogen ist, wird der Friedhof als 'unverrückbarer' Ort des Abschieds und später als 'bleibender' Ort der Erinnerung, der immer wieder aufgesucht werden kann, relevant. So werden nach der Beerdigung alle Kränze aus der Kirche auf die Grabstätte gebracht. Diese 'Berge' von Kränzen spiegeln die große persönliche und kommune Anteilnahme wider und zeichnen das Grab neben anderen schon bestehenden Grabstätten als ein neues aus. Dieses Bild wird von einer intensiven Wechselbeet-Bepflanzung abgelöst, in der häufige Gänge zur Grabstätte, Kümmernis und Tun zum Ausdruck kommt. Es sind Tätigkeiten, die der Ohnmacht, dem Ei-

gentlich-nichts-tun-können auf eine wohltuende Weise entgegengesetzt sind. Mit der allmählichen Annahme des Verlustes, mit der Integration in ein Weiterleben, geht eine Veränderung des Grabes einher. Es bekommt eine feste Einfassung, und nachdem der Grabhügel sich gesetzt hat, wird das provisorische Grabzeichen durch einen Grabstein ersetzt. Die Bepflanzung wird schließlich dauerhafter und bedarf weniger Pflege. Gleichzeitig lässt sie noch genügend Platz, um an persönlichen oder traditionellen Gedenktagen das Gedenken auszudrücken, z.B. mit einem niedergelegten Blumengesteck oder einer neuen Pflanzung. Daneben gibt es auch außerhalb des Friedhofs Formen, Erinnerungen an Verstorbene zu wahren, z.B. durch persönliche Andenken. Hierzu zählen die älteren Formen des Gedenkschmucks, Haarbilder oder 'häusliche Totengedenken'. Dennoch bleibt die Grabstätte Ort der Bestattung. Sie steht im Zusammenhang mit anderen Bestattungen, und für Viele ist es bedeutsam, um diesen Platz zu wissen und ihn aufsuchen zu können.

Vereinbarungen zugunsten Trauernder

Die persönliche Bewältigung von Abschied und Trauer wird durch gesellschaftliche Regeln oder Konventionen gestützt, die den Trauernden gegenüber Rücksicht und Toleranz einräumen. Alle Religionen halten Riten und Regeln bereit, Trauernden in der 'Trauerzeit' einen 'Schutzraum' zukommen zu lassen. Darin ist das Wissen enthalten, dass der Tod eines Menschen für die Lebenden in das Weiterleben eingefügt werden muss. Im christlichen Glauben gab, bzw. gibt es z.B. die Sitte der Trauerkleidung (schwarze Kleidung, Trauerschleife), die Trauernde kenntlich macht, so dass sie mit Nachsicht rechnen können. Bei Katholiken ist zeitweiliger Rückzug der Trauernden und das Totengedenken in der Folge von Totenmesse, Sechswochenamt und Jahresamt aufgehoben. Weiter gibt es eine allgemeingültige Anteilnahme an Trauer durch Kondolenzschreiben und -besuche, und die rituellen jährlichen Totengedenktage im November.

Ein Blick auf die tradierte (idealtypische) Regelung der Trauerzeit in der jüdischen Kultur, wie sie Leo HIRSCH (1982) beschreibt, gibt ein Beispiel dafür, wie die besondere Situation der Trauer gesellschaftliche Unterstützung erfährt. So sollen die engsten Verwandten des Verstorbenen während der ersten sieben Tage im eigenen Hause trauern, indem sie u.a. jegliche Arbeiten ruhen lassen. Die Kleider werden zum Zeichen der Trauer eingerissen, man sitzt auf der Erde, das Haupt- und Barthaar wird nicht geschnitten. Tröstende Besucher werden empfangen, aber man geht nicht aus. Es wird aus ausgewählten Kapiteln der Heiligen Schrift gelesen und gelernt, die das Thema Trauer verhandeln. Allein der Gottesdienst und Festtage unterbrechen diese Zeit, um den Kontakt zum Leben, zur Freude nicht ganz abbrechen zu lassen. Auch in dem folgenden Trauermonat meiden die Trauernden Vergnügungen, sagen täglich ein Gedenk-Gebet, das schließlich nach Ende des Trauerjahres immer am Todestag gesprochen wird.

„Zu Haus oder in der Synagoge lässt man zur Erinnerung an den Toten das ganze Trauerjahr ein Licht brennen. Am ersten Jahrzeitstag lässt man auf dem Grabe die Mazewa, den Grabstein setzen, und jeden Jahrzeitstag brennt ein Jahrzeitlicht, Kerze oder Öllämpchen“ (HIRSCH, L. 1982: 81).

Es sind Zeiten festgesetzt, die immer weitmaschiger werden - von der Trauerwoche zum -monat zum -jahr, in denen begleitende Regeln immer weniger werden. Darin nehmen Trauernde Abstand von üblichen gesellschaftlichen Verpflichtungen, können und sollen sich der Trauer widmen. Während der Anteil am Alltag wieder größer wird, erhält das Totengedenken seinen geregelten Platz. Die 'Regel' des Gedenkens ist schließlich auf einen jährlichen Rhythmus festgelegt. All das lenkt die Trauer in geregelte Bahnen, von der Unterstützung in der Anfangszeit bis zur Wiederaufnahme eines veränderten Alltags. Letztendlich sollen die Regeln aller Religionen oder Konventionen in verschiedenen Kulturen den Trauernden dazu dienen, nach angemessener Zeit wieder auf die übliche Weise am kommunen Leben teilzunehmen. Rituale sind dabei die äußere Form, in der die persönlichen Anteile der Trauer untergebracht sind. Der gesamte Vorgang ist, wenn auch der Anlaß ein endgültiger Abschied ist, immer auf die Befähigung des (Weiter-) Lebens gerichtet. Das heißt, indem Trauer dem Erhalt und der Herstellung des (Weiter)lebens dient, ist sie lebbar (vgl. MIES, M. 1983: 117).

IV. Totenkult - den Toten die Ehre erweisen

Friedhof als Ort der Frauen

„Breuer wies auf die Sträuße frischer Blumen, welche viele Gräber zierten. 'In diesem Land der Toten liegen hier die Toten und dort...' - er deutete hinüber zu einem älteren, verwahrlosten Teil des Friedhofs - '...hier die wahrhaft Toten. Keiner pflegt ihre Gräber, weil keiner unter den Lebenden sich noch ihrer entsinnt. Sie wissen, was es heißt, tot zu sein.'" (YALOM, I. 1996: 342).

Neben der Trauer ist auch das 'Totengedenken' zu beschreiben. Wird mit der Trauer der Verlust in das Weiterleben integriert, so wird mit dem Totengedenken die Erinnerung an die Toten unter den Lebenden präsent gehalten. Auch in der Art des Gedenkens wird die persönliche Wandlung sichtbar, die an der gewandelten Ausstattung der Gräber beschrieben wurde. Doch steht in der Ehrerweisung eher ein gesellschaftlicher Ausdruck im Vordergrund, wie das der 'Friedhof als Ort kommuner Vereinbarung' schon anklingen lässt. Die Ehrerweisung den Toten gegenüber spiegelt die 'kommune Begegnung mit den Toten', macht deutlich, welcher Platz ihnen in der Kommune zugeschrieben ist, bzw. beansprucht wird.

Dabei ist zu beobachten, dass überwiegend Frauen das Andenken wahren. Diese Aufgabe ist anscheinend zu delegieren, was für die Trauer selbst nicht gilt - niemand kann Trauern oder Erinnern stellvertretend für Andere übernehmen. Es sind in erster Linie Frauen, die Gräber pflegen und die Geschichten über Verstorbene weitergeben (vgl. ENGEL, G. 1998: 77), was sicherlich nicht nur über die statistisch längere Lebensdauer von Frauen erklärt werden kann. Zu dieser Beobachtung kann ich meine früheste Erinnerung an erste Friedhofs-Besuche stellen. Es war meine Großmutter, die mich oft mitnahm, wenn sie das Grab ihres verstorbenen Mannes pflegen oder besuchen ging. Dieser Gang und die Zeit auf dem Friedhof war ihr gleichzeitig immer Anlass, das Andenken an ihren Mann auch in Form von Erzählungen kundzutun und

mir, nebenbei, das Verhalten auf dem Friedhof beizubringen. Eine ähnliche Konstellation des Friedhofs-Besuches beschreibt G. Engel: Mutter und Tochter sind auf einem Friedhof unterwegs (vgl. ENGEL, G. 1998: 9). Auch das Vorbringen von Klagegesängen wurde und wird von Frauen, den Klageweibern, übernommen (vgl. STUBBE, H. 1985: 111f.). Schließlich ist die Beobachtung zu machen, dass Trauerfiguren und Engel auf den Friedhöfen oft weiblich sind, nachzusehen in einigen Foto-Bänden (vgl. z.B. OHLBAUM, I. 1996, PANOFISKY, E. 1964).

„Die Bilder auf den Friedhöfen sind allegorisch gemeint und sie sind vor allem weiblich“
(STANKOWSKI, M. 1998).

Auch darin ist m.E. die Zuständigkeit der Frauen widergespiegelt.

Was heißt diese allgemeine Beobachtung - warum gibt es eine geschlechtsspezifische Übernahme oder Zuweisung des Totenkults auf dem Friedhof - und was bedeutet sie? Eine erste Überlegung dazu ist, dass die *aktuelle* Übernahme dieser Tätigkeiten durch Frauen an die 'Familie' gekoppelt ist. Voraussetzung einer solchen familialen Rollenzuweisung an Frauen ist eine Veränderung des Totengedenkens im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Zu dieser Zeit wird im Hinblick auf das Gedenken der Verstorbenen, der 'memoria', nicht (mehr) auf das Gebetsgedenken von geistlichen Institutionen gesetzt, sondern vor allem auf das Gedenken der Nachkommen vertraut:

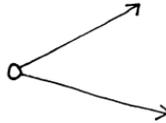
„Die Beziehung der Lebenden mit den Toten wurde in der Generationenfolge des 'Geschlechts' verankert und möglichst durch enge Bindungen zwischen den Mitgliedern der Kernfamilie abgesichert. In diesen Bindungen wollte man sich auch nach dem Tod, in der ewigen Seligkeit, wiedersehen“ (WUNDER, H. 1994: 351).

Zu diesen Veränderungen gehört auch, dass anstelle der Heiligenfeste die verschiedenen Familienereignisse, z.B. Geburt, Hochzeit, Sterbetag, zu Fest- und Gedenktagen werden.

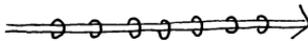
„Diese Gedenktage bildeten ein eigenes Zeitmuster, das den Jahres- und Lebenslauf und die Beziehungsnetze unter den Lebenden strukturierte, Beziehungsnetze, die insbesondere von den Frauen der Familie aufrechterhalten wurden“ (ebd.: 352).

Weil für Mütter die Familie zentraler Lebens- und Arbeitsplatz ist, verbunden mit einer Menge produktiver Tätigkeiten, wird Familie für sie auch zur zentral sinngebenden Institution. Das heißt, zu den Aufgaben gehört nicht nur, die Lebenden zu versorgen, ihnen sozusagen eine Gegenwart zu geben, sondern auch, die Familie weitergehend zu verewigen, eine Vergangenheit sowie eine Zukunft zu geben. Dazu gehört dann eben nicht nur das Kümmern um die lebenden Familienmitglieder (oft übrigens gerade auch das Kümmern um die ältesten Familienmitglieder bis zu deren Tod), sondern auch das Andenken der Verstorbenen zu wahren. Darin wird die Vergangenheit aufrecht erhalten - nebenbei ist auch eine über die Verstorbenen rückwirkende 'Bestätigung der Familie' enthalten - und eine Verbindung in die Zukunft angelegt. Darin ist die Sichtweise der Überlebenskultur enthalten, deren Prinzip John Berger unter anderem für das bäuerliche Wissen darlegt. Diese Perspektive hat Frauen-Wissen somit mit bäuerlichem Wissen gemeinsam:

„Fortschrittskulturen stellt sich die Zukunft als Expansion dar. Sie schauen nach vorn, weil die Zukunft immer größere Hoffnungen bietet. Am heroischsten sind diese Hoffnungen, wo sie dem Tod seine Größe nehmen wollen (...), am trivialsten, wo sie ihn ignorieren (Konsumgesellschaft). Die Zukunft stellt sich als Umkehrung dessen dar, was die klassische Perspektivenlehre mit einer Straße gemacht hat. Statt anscheinend immer enger zu werden, je weiter sie in die Ferne zurückläuft, wird sie immer weiter.



Einer Überlebenskultur stellt sich die Zukunft als eine Folge wiederholter Überlebensakte dar. Jeder Akt stößt einen Faden durch ein Nadelöhr, und der Faden ist die Tradition. Ein Anwachsen im ganzen gehört nicht zu dieser Vorstellung.



Wenn wir nun im Vergleich dieser beiden Arten von Kultur ihre Anschauung von der Vergangenheit ebenso wie die der Zukunft betrachten, so können wir feststellen, dass sie sich spiegelverkehrt zueinander verhalten.



Hiermit läßt sich vielleicht...erklären, warum eine Erfahrung innerhalb einer Überlebenskultur verglichen mit einer entsprechenden Erfahrung innerhalb einer Fortschrittskultur die entgegengesetzte Signifikanz haben kann" (BERGER, J. 1982/92: 280).

Zu dieser Prinzipienskizze einer Fortschrittskultur fällt die entsprechende Perspektive des Heldenfriedhofes ein, in der Tod einem 'höheren Aspekt' untergeordnet, auf einen erhofften, oder ehemals erhofften Zustand bezogen wird.

Tätigkeiten auf einem kommun vereinbarten Friedhof liegt das Prinzip der Überlebenskultur zugrunde. Anlegen und Pflegen des Grabes ist Teil jener Überlebensakte, die sich wiederholen - und die im 'Flicken-Teppich' des Friedhofes sichtbar aufbewahrt sind. Über den Faden der (familialen) Tradition werden Vergangenheit und Zukunft verbunden. Familiale Gedenktage, die mehr oder weniger öffentlich begangen werden, sind uns bis heute vertraut, ebenfalls, dass es insbesondere Frauen sind, die dafür Sorge tragen. Solche Gedenktage sind oft Anlass für Friedhofsbesuche. Einerseits handelt es sich dabei um ein 'privates' Familienereignis, andererseits findet das Gedenken an dieser Stelle 'öffentlich' statt, was im Hinblick auf die Repräsentation der Familie wichtig ist. Neben diesen familialen Gedenktagen sind auf dem Friedhof aber auch Gedenktage erhalten, die auf die Tradition von Heiligenfeste zurückgehen, so Allerheiligen. Hier existieren also noch Feste, die ansonsten verschwunden sind. Nebenbei bemerkt ist dies ein Beleg für E. Panofsky's Behauptung

des 'Nebeneinanders' ganz unterschiedlichen Verhaltens Verstorbener gegenüber (vgl. PANOFSKY, E. 1964: 9). An traditionellen Gedenktagen wie Allerheiligen, Allerseelen und Totensonntag steht das gemeinsame Gedenken gegenüber familialen Gedenktagen deutlich im Vordergrund. Neben persönlich entschiedener Häufigkeit und Art der Grabbesuche wird die Erinnerung an die Toten über das Zeitmuster der Gedenktage aufrechterhalten. Das heißt, so wie es uns heute - wenngleich vielleicht nur noch in Relikten - vertraut ist, erfolgt die Aneignung und Tradierung der Erfahrung im Kontext der Familiengeschichte. Doch hat es neben familialen Übereinkünften überlieferte Formen des Totengedenkens gegeben. Über die Zuständigkeit der Frauen für die Weitergabe des Lebens ist anzunehmen, dass es eine bis in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Verbindung zwischen Frauen und Totenkult gibt (vgl. FESTER, R.; KÖNIG, M.; JONAS, D. 1979/93), wenngleich die 'tätige Praxis' nicht nachzuweisen ist (vgl. HOHAGEN, A. 1990/96: 39). Von Heide Wunder erfahren wir ein Beispiel des Gedenkens aus geschichtlicher Zeit, für dessen Ausführung sie überwiegend Frauen vermutet (vgl. WUNDER, H. 1994: 338): Es gibt 'Handarbeiten', z.B. große, in Klöstern gestickte Bildteppiche, auf denen in unterschiedlicher Kombination Ereignisse, verstorbene Personen, die Namen der Stifterinnen oder gar der Stickerinnen eingearbeitet waren. Eine solche - gelegentlich wohl einige Jahre andauernde! - Fertigung war Handarbeit, Gedenken und Überliefern zugleich (vgl. ebd. 343).

„Diese 'Gemeinschaftsarbeit' bestand nicht zuletzt darin, durch das gemeinsame Weben, Wirken und Sticken von 'Geschichte' - seien es Szenen aus der biblischen Geschichte oder der Klostergeschichte - dieses Wissen von den älteren an die jüngeren Klosterfrauen weiterzugeben" (ebd.: 341-342).

Wenn Frauen die Geschichten erzählten und tradierten, stellten sie 'Geschichte' her. Wobei diese 'Herstellung der Geschichte' wohl wenig mit 'offizieller Geschichtsschreibung' zu tun hat. G. MOES formuliert den Gegensatz so:

„In den seltensten Fällen ist diese Geschichte literarisch niedergeschrieben, tradiert, zumindest nicht im Weber'schen Sinne als wertneutrale Beschreibung (Berger, P. L., Kellner, H. 1981/1984). Die Betrachtung und Darstellung der manifesten, man könnte auch sagen der offiziellen Seite ist immer zu kurz ge-griffen, weil sie immer bereits im Dienste einer 'Sache' verfaßt wurde" (1998: 5).

Die Charakterisierung der Stickerinnen-Arbeit enthält Analogien zur 'allmählichen Verfertigung' des Friedhofes zu einer Art Chronik oder Archiv. Dies setzt Zeit, 'Muße' der Beteiligten und Austausch über niedergelegte Erfahrung und Ereignisse voraus. In der Grabpflege ist die Verbindung von (gärtnerisch-handwerklicher) Handarbeit, Gedenken und Überliefern enthalten. Ein Teppich wurde im Kloster Allen zugänglich aufgehängt, um ein berichterstattendes Buch zu ergänzen, weil jenes allein nicht alle für die 'memoria' wichtigen Gruppen ansprechen konnte (vgl. WUNDER, H. 1994: 343). Ebenso wird die Einrichtung des Kirchenbuches, in dem alle Verstorbenen verzeichnet sind, über die Ebene der Gräber ergänzt. Mit dem Friedhof entsteht in der Vielzahl überlieferter Geschichten 'Geschichte', in der - im Gegensatz zur 'offiziellen Geschichtsschreibung' - jede Person einen Platz hat.

Die soziale Organisation des Totenkultes

Was bedeutet die 'Ehrerweisung den Toten gegenüber' nun für die Herstellung und den Erhalt der Gesellschaft? P. L. BERGER beschreibt, dass der Gesellschaft stiftende dialektische Prozess aus drei Schritten besteht: Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung.

„Externalisierung ist das ständige Strömen menschlichen Wesens in die Welt, des materiellen und immateriellen Handelns von Menschen. Objektivierung ist die Gewinnung einer Wirklichkeit (durch die Produkte wiederum sowohl materiellen wie immateriellen Handelns), einer Wirklichkeit, die ihren Hervorbringern dann als Faktizität, außen und anders als sie selbst, gegenübersteht. Internalisierung ist die Wiederaneignung eben dieser Wirklichkeit seitens der Menschen, die sie noch einmal aus Strukturen der objektiven Welt in solche des subjektiven Bewußtseins umwandeln. Aufgrund von Externalisierung ist die Gesellschaft Produkt des Menschen. Aufgrund von Objektivierung wird sie Wirklichkeit sui generis. Aufgrund von Internalisierung ist der Mensch Produkt der Gesellschaft“ (BERGER, P. L. 1973: 4).

Totenkult, der ja materielle wie immaterielle Anteile hat, wie sie z.B. mit Grab und Gedenken zum Ausdruck kommen, ist demnach eine von vielen Handlungen, durch die Menschen ihrem Dasein in der Welt Ausdruck verleihen. Der Totenkult gewinnt in Riten und im 'Teppich des Friedhofes' Gestalt. Darin wird er 'Wirklichkeit', die den Herstellenden gegenübersteht: wir kennen die Riten und Regeln, können den Friedhof aufsuchen. Schließlich wirkt diese Wirklichkeit, wirken Riten und Friedhof auf uns zurück, indem wir, als subjektive Personen, sie wiederum auf uns beziehen. Und wenn folgend die wichtigste Funktion der gesellschaftlich etablierten Sinnwelt beschrieben wird, so wird daran deutlich, von welcher Tragweite Friedhof und Riten sind:

„Die wichtigste Funktion der gesellschaftlich etablierten Sinnwelt sieht Berger im Schutz gegen den Einbruch des Chaos, der 'Unwirklichkeit', angesichts ungereimter oder schmerzlicher Grenzerfahrungen, in denen die routinemäßige Ordnung des Alltagslebens zu zerbrechen droht - Traum, Krankheit und Tod, Naturkatastrophen, Krieg, Revolution“ (BERGER, P. L. 1973: V-VI).

Friedhof und zugehörige Riten sind Teil jener gesellschaftlich etablierten Sinnwelt, die der Grenzerfahrung Tod unmittelbar gegenüber stehen. So 'dicht' wie wohl nirgends sonst findet darin der folgende Gedanke sichtbaren oder erfahrbaren Ausdruck:

„Jedes einzelne Menschenleben ist eine Episode in der Geschichte seiner Gesellschaft, die vor ihm angetreten ist und nach ihm besteht. Die Gesellschaft war, bevor der einzelne geboren wurde, und wird sein, wenn er längst gestorben ist. Mehr noch, inmitten der Gesellschaft und als Ergebnis gesellschaftlicher Prozesse erst wird das Individuum Person, erlangt und behält es eine Identität und führt die verschiedenen Entwürfe aus, die sein Leben darstellen“ (ebd.: 3).

Indem auf dem Friedhof diese zeitliche Folge der Lebensgeschichten aufbewahrt und der zeitlebens herangewachsenen Identität in Lage und Art der Grabstätte auch in der Gesellschaft der Toten ein adäquater Platz gegeben ist, wird der 'Unwirklichkeit', dem Chaos, eine fassbare 'letzte Ordnung' entgegengesetzt. Diese Ordnung wirkt im Sinne einer 'Bestätigung' auf die Lebenden zurück: Sie bestätigt das Wissen um eine Chronologie, in der es ein Herkommen und Dahingehen gibt, von dem niemand ausgenommen ist. Und indem der 'Platz in der Gesellschaft' im Tode noch

mals sichtbar wird, ist er bestätigender Spiegel für den Platz der Lebenden in der Gesellschaft.

V. Einführung der Moden im Friedhof

Kirchhöfe oder Friedhöfe wie sie C. D. FRIEDRICH gemalt hat, sind heute nicht mehr zu finden. Zur Entstehungszeit des Gemäldes (1821/22), konnte C. D. FRIEDRICH anscheinend noch auf Kirchhöfe als 'Motiv' für seine Bilder zurückgreifen. Doch schon einige Jahre zuvor (1809) führt J.W. GOETHE in seinem Roman 'Die Wahlverwandtschaften' aus, was wohl zu jener Zeit mit Kirchhöfen geschieht: sie werden - im Roman von der Protagonistin Charlotte - neu geordnet und geglättet:

„Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl gesorgt habe. Mit möglichster Schonung der alten Denkmäler hatte sie alles so zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten. Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht; der hohe Sockel der Kirche selbst war damit vermännigfaltigt und geziert. (...) Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pfortchen führte, war das übrige alles mit verschiedenen Arten Klee besäet, der auf das schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besäet werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr sein Freude daran, wenn er, unter den alten Linden gleich Philemon mit seiner Baucis vor der Hintertüre ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zugute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen" (GOETHE, W. 1809/1954: 368-369;457).

Charlotte ist es als Baronin möglich, solche Maßnahmen durchzuführen. Diese Macht ist durchaus der einer heutigen Verwaltung vergleichbar. Von ihrem Mann ertet sie zwar Rührung und Bewunderung, doch werden auch kritische Stimmen laut. Handfeste Einwände erfährt sie von den Beteiligten. Ein Mann, dem daran gelegen ist, den Grabstein am Ort des Begräbnisses gewahrt zu wissen, wendet gegen die begleichende 'Flurbereinigung' ein:

„Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal, denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich wie um einen Markstein Gatten, Verwandte, Freunde selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln..."(ebd.: 458).

Darin ist das Familien- und Erbbegräbnis beschrieben, dessen Lage i.d.R. von den Nutzungsberechtigten zu wählen ist. In Lage und fortlaufender Belegung sind verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bindungen, i.w.S. also Nachbarschaften berücksichtigt. Familien- oder Erbgräber waren und sind auf Wunsch fortlaufend verlängert, stellen einen kontinuierlich bestehenden und damit 'sicheren' Ort her. Ivor Andric schreibt über muslimische Friedhöfe:

„Die Poesie dieser Friedhöfe wird ihre eigenen Dichter finden, doch es werden nicht Dichter des Todes, sondern des Lebens sein. Denn es bleibt das wahre, alte Wort, daß 'der Tod nicht poetischer ist als das Leben'. Und die Friedhöfe haben Bedeutung, insofern sie vom Leben der Welt sprechen, dem auch die dort Ruhenden angehört haben, und die Geschichte der Friedhöfe hat ihren Sinn und ihre Berechtigung, soweit sie Licht auf den Weg der heutigen und der künftigen Generationen wirft“ (ANDRIC, I. 1996: 12).

Die Chronik des Friedhofes ist allgemeingültig und enthält keine beliebigen Inszenierungen, sondern wirkt über die Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Die 'Phantasia' in der Ausstattung der Grabstellen ist 'Ergebnis des Alltags und seiner kenntnisreichen Bewältigung' (vgl. HÜLBUSCH, I. M. 1978/1981: 9). Das trägt über die Zeit zur Herstellung der 'Aura' des Friedhofes bei. Der Widerspruch ist zum einen gegen die Abschaffung der Gräber als Dokumente gerichtet, die reale Dokumente in der Verschönerung des Randes zu Versatzstücken degradiert. Zum anderen gegen die Folgen, die das für die neuen Gräber hat: In der Mitte ist Platz geschaffen, der vom Ende her belegt, nach Ablauf einer festgesetzten Ruhezeit wieder geebnet und eingesät werden soll. Das ist die Einführung des Reihengrabes, das verwandtschaftliche oder freundschaftliche Bindungen unberücksichtigt läßt, weil das Schema der Flächenbelegung Priorität hat; allein das Sterbedatum ist entscheidend. Der turnusmäßigen Herstellung eines 'Zwischen-Bildes', einer blühenden Wiese, haben die Gräber zu weichen. Das hebt die Erinnerung der Beteiligten auf. Die am Bilder-Interesse Beteiligten sind nicht mit den Beteiligten des kommun vereinbarten Friedhofs identisch. Charlotte steht in diesem Sinne für eine Administration, die eine ästhetisierende Bevormundung einführt. (Die fiktive Figur der) Charlotte als erste Grünplanerin des Friedhofes. Das öffnet die Tür für neue Figuren, als 'Anwälte' des Friedhofs deklariert, real mit der Einführung neuer Bilder und Signaturen befasst. Ein Architekt erklärt

„...nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessiert, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseins erwarte; und deswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgesät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können...so stelle man...um die Begräbnisplätze Denkzeichen, Denkschriften auf. Es gibt tausenderlei Formen, die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zieraten, womit man sie ausschmücken kann“ (ebd.: 459-460).

Die Denkmäler sind beliebig und ohne gesellschaftlich konstituierenden Maßstab (vgl. WALZER, M. 1993: 59). Denkmäler ändern die Geschichtsschreibung, indem eine Beteiligung vieler an der 'Chronik' durch die Einführung von Intarsien an ausgewählten Orten abgelöst wird. Sie stehen für Begebenheiten, legen Sichtweisen fest, deuten Vergangenes, verknüpfen Vergangenheit und eine erwartete Zukunft auf eine bestimmte und bestimmende Weise, wie der Historiker J. Fleming in seinem Vortrag zur 'Erinnerungskultur' im November 1998 zu bedenken gab. Sie erklären nicht nur, sie verklären. Denkmäler enthalten, transportieren oder stellen Symbolik her, die primär der Thematik des Tod-Leben-Mysteriums entlehnt sind (vgl. Bachofen, J. J. 1859/1954). In Denkmälern ist von vornherein immer auch die herrschaftliche Machtverteilung Thema, dabei ist untergebrachte Gloria schnell weltliche Verhei-

ßung. Mit der Veränderung werden also auf der einen Seite bekannte Zeichen und Zusammenhänge dem Verstehen entzogen, andererseits sollen neue Signaturen internalisiert werden. Eingespielte Konventionen sind immer Ausdruck einer zeitlich und auch sozial langandauernden Vereinbarung. Die Zerrüttung heißt Aufhebung von Kompetenz. Das ist durch 'Rückbau' nie 'einfach wieder' herzustellen (vgl. BÖSE-VETTER, H. 1996: 119), die Auflösung ist deshalb nicht einfach reversibel. Die 'Bilder' des Friedhofs, die zumindest zwischenzeitlich hergestellten blühenden Wiesen mit umgebenden Denkmälern inszenieren tendenziell den Park des 'städtischen Grüns', unter dem der Friedhof heute geführt wird. In der Ästhetisierung produktiver Landschaften und Orte spielt Produktion nur noch im Hinblick auf die Stabilisierung von Bildern eine Rolle, vormals Beteiligte werden zur Staffage (vgl. HARD, G. 1985/1990). Auch in Friedhöfen der Gründerzeit ist die Ambivalenz enthalten, dass der Anlass in den Hintergrund und das Flanieren oder der Spaziergang in den Vordergrund rückt, rücken kann. Solche Szenen hat z.B. V. van Gogh in seinen Bildern von (heute noch bestehenden) Friedhöfen festgehalten (Vincent van GOGH: 'Les Alyscamps' - 'Die Elysischen Felder', ca. 1888 entstanden. Der Titel des Bildes nimmt ein typisches Motiv des Landschaftsparks auf, die Sehnsucht nach arkadischen Landschaften. Friedhofs-Besucher flanieren unter Bäumen auf einer breiten Promenade, die in abwechselnder Folge von Sarkophagen und Bänken gesäumt ist (vgl. WALTHER, I. A.; METZGER, R. 1992: 444).

VI. Friedhof und Gestaltung - Überlegungen zur 'Mode'

Auf dem Seminar in Bremen bekamen wir die 'Moden' mehr oder weniger zu fassen, indem wir von Beispielen städtischen und privaten 'Grüns' in Anlehnung an die pflanzensoziologische Methode nach BRAUN-BLANQUET Aufnahmen anfertigten. Merkmale und Gegenstände wurden mittels Skizzen, Beschreibungen und Vermutungen zur Zeitstellung notiert. Dies war die Voraussetzung, aus den Beispielen eine Reihe herstellen zu können, aus der auch die Chronologie erkennbar wurde. Die Herauskristallisierung bestimmter, typischer Merkmalskombinationen und die Beschreibung zeitlicher Eingrenzung definierten das Vorkommen bestimmter Moden. Ist eine solche Typisierung innerhalb der Zeitschiene erst einmal gelungen, so können umgekehrt aus dem Vorkommen typischer Merkmalskombinationen auch Vermutungen auf die Entstehungszeit abgeleitet werden - in dem Sinne, dass sich z.B. sagen lässt: dies ist eine typische 50er-Jahre-Mode oder dies ist typisch für die 70er Jahre, etc. Damit werden in den Gegenständen enthaltene Zeitschichten sichtbar.

Überlegungen zur 'Mode'

In Bremen haben wir Moden gegen bekannte und bewährten Vorbilder gestellt. Dem möchte ich einige Gedanken darüber hinzufügen, was 'Moden' charakterisiert und wogegen sie abzugrenzen sind. Das Wort 'Mode' geht auf das lateinische Wort 'modus' zurück, was übersetzt nicht mehr als 'Art und Weise' heißt. Vertraut ist dieser Begriff insbesondere aus der Kleidung. Werfen wir einen Blick auf die Chronologie so gilt, dass der Wechsel der Bekleidungsformen früher langsam vonstatten ging.

Die Art der Kleidung war spezifischer Ausdruck einzelner Personen oder Gruppen, bezeichnete z.B. Standes- oder Statusunterschiede. Sicherlich gab es darin auch regionale Unterschiede, doch sind, auf die Zeit bezogen, relativ lang anhaltende typische Grundmuster festzumachen, die in dem Wort 'Stil' eine Bezeichnung gefunden haben. Es sind Zeitreflexe auf vergleichsweise langsame Veränderungen - z.B. den Barock, die Klassik, die Romantik. Im Vergleich dazu enthält der Bedeutungshof des Wortes 'Mode' heute eine relative Kurzlebigkeit. Moden, so die Überlegung, tauchen erst im Kontext der Marktwirtschaft auf, mit der industrialisierten Produktionsweise, die auf einen breiten, kontinuierlichen und möglichst wachsenden Konsum zielt. Grob umrissen heißt das, die Moden entstehen mit dem 19. Jh. Der Jugendstil um 1900 bezeichnet demnach eine Zeit, in der von beidem Anteile enthalten sind: noch Stil und auch Mode. Diese Überlegung soll auf eine inhaltliche, qualitative Veränderung hinweisen: während Stil kultureller Ausdruck gesellschaftlicher und ökonomischer Veränderungen ist, ist Mode Ausdruck der Erzeugung und kurzfristigen Befriedigung von Bedürfnissen:

„Bedürfnisse und Konsumismus sind die zwei Seiten derselben Medaille. So wie die Bedürfnisse die Produktion von immer mehr fertigen Lebensumständen herausfordern, so fordert der Konsumismus immer mehr Bedürfnisse heraus“ (GRONEMEYER, M. 1988: 71).



Kassel, Obere Königsstrasse

Das 'mehr' in und durch Mode am Laufen zu halten, sind rasch wechselnde Moden das Mittel der Bedürfniserzeugung und das Versprechen deren schneller Erfüllung. Dabei ist die Mode per se entwertend: sie entwertet Dinge, die Gültigkeit um der Neuheit willen, und ist selbst schon wieder kurzlebig zugunsten der nachfolgenden Mode. Mode ist kapitalinduziert, eingesetzt in Konkurrenz um den Markt (vgl. BURCKARDT, L. 1986). H. PLAULS Charakterisierung der damals sogenannten 'Mode-Lektüre', die Ende des 18. Jh. aufkam, enthält den Hinweis darauf:

„Gemeint waren Lesestoffe, die das Interesse des Publikums nur für kürzere Zeit, aber dafür intensiv in Anspruch nahmen und rasch durch neue Werke mit anderen Inhalten abgelöst wurden“ (PLAUL, H. 1983: Vorwort).

Das Wesen dieser Literatur

„...besteht darin, daß sich diese Literatur vornehmlich an das Gefühl des Lesers wendet und dabei jeweils ganz bestimmte emotionale Bedürfnisse befriedigt und daß sie damit, weil Gefühle Beziehung ausdrücken, immer auch das Weltbild des Lesers berührt“ (ebd.).

Der Friedhof als Absatzmöglichkeit

Auf dem Friedhof schnelllebige Moden zu erwarten, steht - so könnte man vermuten - in krassem Widerspruch zum traditionellen Verständnis der Menschen vom Tod.

Über die Haltung gegenüber den Toten schreibt E. PANOFKY, dass es

„...kaum ein anderes Feld menschlicher Erfahrungen gibt, wo rational unvereinbare Glaubensformen so leicht zusammen fortbestehen und wo vorlogische, man möchte fast sagen metalogische, Gefühle noch in Perioden fortgeschrittener Zivilisation so hartnäckig überleben, wie unsere Haltung gegenüber den Toten“ (PANOFKY, E. 1964: 9).

Darin ist beobachtet, dass es über lange Zeiten gültige Traditionen und Konventionen gibt, die ein wirkungsvoller Schutz gegen schnelle oder unbedachte Veränderungen sein können. Moden können, so die Überlegung, erst in dem Moment auf dem Friedhof Einzug halten, in dem die Absatzmöglichkeit 'Friedhof' entdeckt und aufgetan wird. Dabei geht es weniger darum, mit Hilfe der Mode den Umsatz zu steigern; die Menschen sterben ja nur einmal. Vielmehr wird, mit Hilfe modischer ('exklusiver') Accessoires der Grabausstattung versucht, jeweils einen Extraprofit zu sichern, was für die Trauernden in immensen Bestattungskosten zu Buche schlägt; Bestattungskosten, die meist akzeptiert werden, weil es sich ja um eine derart einschneidende Lebenssituation handelt (s.a. Kap. Trauer).

Für die Verwaltung indes ist die Einführung der Mode auf dem Friedhof nicht unmittelbar ökonomisch begründbar. Die Bestattungsgebühren (allein für eine Bestattung in Kassel immerhin 2500,- DM) sind in der Gebührensatzung festgesetzt und sicheres Einkommen. Die grünplanerische Mode erfüllt hier wesentlich legitimatorische Funktion: Das 'up to date' der Gestaltung soll die Anwesenheit der Verwaltung demonstrieren, ihre Arbeit inszenieren und damit die Kosten legitimieren: die Kosten der Arbeit, die sie sich selbst organisiert, sollen - zumindest zum Teil - nach außen hin sichtbar und begründbar sein, das legitimatorische Stöhnen der Friedhofsverwaltung über die viele Arbeit vertretbar werden.

Die Anwesenheit grünplanerischer Mode auf dem Friedhof liegt aber in der Verwaltung selbst begründet. Die Verwaltung ist untrennbar mit dem Anspruch auf Gestaltung des Friedhofs verknüpft, sei es nach 'hygienischen' Gesichtspunkten oder nach gestalterischen seit der Gründerzeit. Was aber Gestaltung jeweils ist, bestimmt wesentlich die grünplanerische Mode. Von den terrassierten Heckenquartieren der 20er Jahre über die schwarz-weiß inszenierten Taxus- und Rhododendrenlandschaften der 50er Jahre zu den 'ökologischen' Feldholzinseln der jüngsten Zeit ist jede Marotte der Grünplanung auf dem Friedhof vor- und nachgezeichnet. So ist die Mode auf dem Friedhof Legitimation der Verwaltung, die auf dem Friedhof aus symbolischen Gründen nachvollzieht, was von der Grünplanung vorgegeben ist. Nebenbei entstehen Muster-Friedhofsabteilungen als 'Modewerbung', Musterfriedhöfchen auf Gar-

tenschauen - die eben weil sie 'kein Licht auf den Weg der heutigen und der künftigen Generationen werfen' so abstrus sind.

Was bis hierhin über Moden gesagt wurde, die Kurzlebigkeit und Tendenz der Entwertung des Vorhandenen, stützt und präzisiert die eingangs genannte These dahingehend, dass Moden im Friedhof eine Aufhebung von Tradition und Konventionen des Gebrauchs bedeuten. Sie laufen im ureigensten Sinne den Intentionen des Friedhofes entgegen und sind deshalb für den Friedhof als kommunen Ort zerstörerisch.

VII. Vom Prinzip zur Regel

Das Beschriebene galt dem Verstehen, auf welche Weise Tod und Trauer sichtbar werden und was ein Friedhof dafür bedeutet. Mit den Überlegungen zum Erscheinen von Moden im Friedhof wurde der Gedanke eingeführt, dass modische Gestaltungen die Konventionen des Friedhofes aufheben. Das Kapitel 'Vom Prinzip zur Regel' führt nun vom Verstehen zum Gegenstand.

Das Prinzip reist in Geschichten

In den Ausführungen sind die Prinzipien des Friedhofes bereits enthalten. Sehr viel weiter sind sie nicht zu konzentrieren, denn es ist sozusagen ein Prinzip des Prinzips, dass es nicht auf einen einzigen Satz gestützt werden kann. Für die Annäherung an das Prinzip gilt, was Peter L. Berger über die Annäherung an das 'Komische' beschreibt:

„Man kann es nicht direkt attackieren, man muss darum herumgehen, immer wieder, herum und herum. Dann flieht es vielleicht nicht verschreckt. Dann bleibt es vielleicht lange genug stehen, dass man ein wenig besser erkennen kann, was es unter seinen vielen Hüllen im Grunde sein mag“ (BERGER, P. L. 1998: XVIII).

Diese Tatsache ist in der Tradition von 'Prinzipien' berücksichtigt: weil sie nur als 'Geschichten' erzählt werden können werden sie nur als Geschichten erzählt (vgl. ebd.: XX; WALZER, M. 1990/93: 59). Märchen, Fabeln, Gleichnisse, Jüdische Geschichten, die Erklärung und Auslegung von Texten - das sind die 'Kleider', in denen Prinzipien mündlich oder schriftlich tradiert werden. Darin ist das Prinzip - die Quintessenz der Realität, der 'Geist' der Mitteilung - angemessen mitgeteilt und transportiert, weil eine Geschichte immer die Relation zwischen Realität und Quintessenz vermittelt. Eine wohlfeile Geschichte gibt der Mitteilung des Prinzips gleichsam eine beispielhafte Auskleidung.

Prinzip-Regel

Trauer ist universell, wengleich sie in verschiedenen Kulturen und Zeiten unterschiedlich zum Ausdruck kommt (vgl. hierzu den Begriff der Traueruniversalien in: STUBBE, H. 1985: 13). Zur Trauer gehört ein Ort für die Toten, ein Friedhof. Dies ist ein zeit- und kulturübergreifendes Prinzip, das in analogen Phänomenen auftritt, in dem Sinne 'Die Kostüme wechseln - das Stück ändert sich nicht'. Das 'Stück' ist die Trauer - die Trauer ist das 'Prinzip' des Friedhofes. Das Prinzip ist ein gedankliches,

theoretisches Konstrukt. Es ist ein (idealtypischer) Sinn oder Sinnzusammenhang (WEBER, M. 1921/1972: 4). P. L. BERGER und H. KELLNER nennen es ein 'interpretierendes soziologisches Konzept', ein sinnadäquates Verstehen (BERGER, P. L.; KELLNER, H. 1984/1981: 40/41). Prinzipien beruhen auf kommunen Vereinbarungen, sie sind die Grundlage eines Gemeinsinns (WALZER, M. 1990/93).

„Nicht allein, was die Leute tun, sondern auch die Art und Weise, wie sie ihre Taten erklären und rechtfertigen, welche Geschichten sie dabei erzählen und auf welche Prinzipien sie sich dabei berufen, konstituiert eine moralische Kultur“ (ebd.: 39).

Die Geschichten von H. KEMELMANN zum Beispiel beruhen auf Prinzipien, in diesem Fall den kommunen Vereinbarungen einer jüdischen Gemeinde, die Voraussetzung für die literarische Figur des Rabbi Small sind. Weil Vereinbarungen auf Vertrauen gründen und eine Welt herstellen, die wir mit anderen teilen können, entspricht - oder entspringt - der Begriff des 'Prinzips' ebenso Hannah ARENDTS Definition von Common sense:

„Der Common sense (le bon sens) nämlich ist eine Art sechsten Sinnes, durch den alle besonderen, von den fünf Sinnen gegebenen Sinnesdaten in eine gemeinsame Welt eingepasst werden, eine Welt, die wir mit anderen teilen können, mit ihnen gemeinsam haben. Der Common sense war, mit anderen Worten, die Kontrollinstanz für die möglichen Irrtümer der anderen fünf Sinne.(...) Wenn dieser Common sense verloren geht, gibt es keine gemeinsame Welt mehr...“ (ARENDDT, H. 1995/97: 75).

Nun zu den Regeln. Auch sie sind Konstrukte - erster Ordnung -, denen Prinzipien als Konstrukte zweiter Ordnung übergeordnet sind. Regeln sind 'Typifizierungen', die auf konkreten Beispielen und Fällen beruhen (vgl. BERGER, P. L.; KELLNER, H. 1981/1984: 41). Deshalb sind sie sinngemäß auch nur aus Beispielen abzuleiten. Regeln sind sinnhafte Ordnungen, derer wir uns bedienen, ohne uns ihrer zwingendermaßen bewusst sein zu müssen. Sie gehören zur Routine des allgemeinen Wissensvorrats, der jedem Einzelnen zuhanden ist (vgl. BERGER, P. L.; LUCKMANN, T. 1970/77: 57). Regeln sind im Vergleich zum Prinzip 'dichter' am Gegenstand; sie sind auf eine abstrakte Weise im Gegenstand verankert. Sie sind unmittelbar an Orte und an Materielles geknüpft. Somit ist die Regel, das Regelhafte, was z.B. auf einem Friedhof durch Freiraumplanung zu organisieren, zu stützen und zu stärken.

Dazulernen

Das Prinzip erklärt die Regel - und vermehrtes Wissen um Regeln erweitert wiederum das Verständnis des Prinzips. Auf diese Weise ist in beide Richtungen zu lernen: Das Wissen des Sinnzusammenhangs lässt die Regel, z.B. eine handwerkliche Ausführung, verstehen, oder ermöglicht, 'mehr Regeln zu sehen' - und umgekehrt wird mit diesen Erkenntnissen auch wieder ein Verständnis des Prinzips unterfüttert.

Common sense wird durch Konsens aufgehoben

Wenn in Regeln, die in den konkreten Ausführungen ja ganz verschieden in Erscheinung treten können, die Prinzipien nicht nachgehalten werden, wenn sie ohne Geist schematisch verwendet werden, dann degenerieren sie, weil die Prüfebene des Prinzips abhanden gekommen ist. Dann wird daraus ein Schema, dem der Sinn fehlt. Das gilt für viele Tätigkeiten oder Gegenstände, die irgendwann nur noch un-

bedacht kopiert werden und dann trotz scheinbarer Übereinstimmung nicht mehr mit dem Prinzip, der Überlegung, übereinstimmen. Der Common sense, die Vereinbarung sinniger und 'sinnstiftender' Regeln, wird mit dem Entwurf aufgehoben, der weder weder Sinn hat, noch vom Prinzip geprüft ist: T. VEBLEN attestiert der Mode 'wesentliche Sinnlosigkeit', wobei versucht wird, das Fehlen mit scheinbarer Nützlichkeit zu kaschieren (vgl. VEBLEN, T. 1899/1993: 172). Über Moden gibt es nicht mehr als kurzzeitig gültige Verständigungen darüber, was gerade 'schön' ist oder 'angesagt' ist (vgl. KUROWSKI, M.; TEPE, A. 1990: 13) - das ist der Konsens. Die nicht vollzogene Prüfung am Prinzip enthebt nicht der Prüfung durch die Zeit. Sie offenbart die Sinnleertheit in der Kurzlebigkeit von Mode:

„Daß die angebliche Schönheit oder 'Lieblichkeit' der jeweils herrschenden Mode ebenso vergänglich wie trügerisch ist, wird durch die Tatsache bestätigt, daß keine der Moden der Prüfung durch die Zeit standhält“ (VEBLEN, T. 1899/1993: 173).

Der Moden-Konsens hebt Sinn und kontinuierliches Erinnern im Common sense und damit die Herstellung einer gemeinsamen Welt auf: Moden initiieren das Vergessen (vgl. SIMMEL, G. in: BENJAMIN, W. 1983: 299). Zugleich soll die Kurzlebigkeit, die als 'Kurzweiligkeit' in Erscheinung tritt, davon ablenken:

„Moden sind ein Medikament, das die verhängnisvollen Wirkungen des Vergessens, im kollektiven Maßstab, kompensieren soll. Je kurzlebiger eine Zeit, desto mehr ist sie an der Mode ausgerichtet“ (BENJAMIN, W. 1983: 131).

Das heißt auch: je mehr an der Mode ausgerichtet, um so kurzlebiger ist eine Zeit. Meines Erachtens gibt es zwei Formen der modischen Erscheinung. Die erste Form ist der gerade genannte: Unbedachte Wiederholungen erheben einen Gegenstand oder eine Tätigkeit zum beliebigen Versatzstück, weil kein sinnerfüllter Zusammenhang zur Realität besteht. Zum anderen wird mit Moden bewusst immer 'Neues' eingeführt, wofür Gegenstände absichtlich unbedacht, d.h. ohne Sinnzusammenhang kopiert werden, um sie vor Altgedientem um so 'wirkungsvoller' einzusetzen:

„Tonangebend ist zwar immer das Neueste, aber doch nur wo es im Medium des Ältesten, Gewesensten, Gewohntesten auftaucht. Dieses Schauspiel wie das jeweils Allerneueste in diesem Medium des Gewesenen sich bildet, macht das eigentlich dialektische Schauspiel der Mode“ (BENJAMIN, W. 1982: 112).

Vom 'Ältesten, Gewesensten und Gewohntesten' her gibt es wohl kaum einen Ort, der mit dem Friedhof vergleichbar wäre...eine nahezu ideale Kulisse für das 'Schauspiel der Moden' also? Ausschlaggebend ist, wo und wie Modisches auftaucht, damit das 'Stück, das gespielt wird', tatsächlich dasselbe bleiben kann und nicht plötzlich von einem zu engen Korsett unmöglich gemacht wird. Gewiss gehört zum Friedhof in der Regel die Relation zwischen 'neuen Zeichen' und 'gealterten Zeichen': Erstere als ephemeres Phänomen neuer Gräber, untergebracht in dominant gealterten Anteilen, also zwischen alten Gräbern und zwischen gealtertem kommunen Anteil, z.B. der Umgrenzung, den Wegen, den Alleen. Wenn Kommunalität organisiert ist, hat darin Individuelles Platz und zwar einschließlich zeitgemäßer modischer Accessoires. Im kommunen Teil hat Modisches hingegen nichts verloren. Kreuzt es dort

auf, verwandelt es das 'Älteste, Gewesenste und Gewohnteste' am Friedhof auf zerstörerische Weise.

„Der Umstand, daß 'äußere' Zeichen, als 'Symbole' dienen, ist eine der konstitutiven Voraussetzungen aller 'sozialen Beziehungen'" (WEBER, M. 1907/1991: 142-143).

Die 'äußeren Zeichen' des Friedhofes sind die Symbole des Friedhofes. Zur Symbolik gehört Kontinuität der Zeichen. Nur an verlässlich Wiedererkennbarem sind 'soziale Beziehungen' zu konstituieren. Kontinuität vermittelt Sicherheit. Vor diesem Hintergrund haben die gleichermaßen sichernden 'Trauerrituale' ihren Platz. Deswegen hebt der Moden-Konsens mit der Kontinuität der Zeichen auch die symbolische Sicherheit des Friedhofes auf. An die Stelle der Sicherheit tritt Unsicherheit. Dann ist vielleicht das Grab das einzig noch sichere Zeichen - womit der Friedhof auf den Kopf gestellt ist. Moden können auch bedeuten, dass Individuelles nicht mehr untergebracht werden kann, weil es nach der Mode ausgerichtet werden muss. Eine auf die *Prinzipien* bezogene konservative, traditionale Beharrlichkeit ist an dieser Stelle zur Wahrung der Regeln für die Verständigung also angemessen. Die Bewohner des Ortes und die Nutzer des Friedhofes, i.w.S. die 'Kommune', sind es aus *Prinzip*, denn für sie besteht kein Anlass, den Common sense zu ändern, gar aufzuheben. Konservativ und beharrlich muss also die Planung, die 'Verwaltung' sein, will sie nichts zerstören. Dazu muss sie aber zuallererst *verstehen* - Prinzipien und Regeln verstehen und Tradition hinterfragen im Sinne von:

„Sie nicht vergessen und ihr doch nicht sich anpassen heißt, sie mit dem einmal erreichten Stand des Bewusstseins, dem fortgeschrittensten, konfrontieren und fragen, was trägt und was nicht.(...) Das jedoch stiftet eine Tradition, der allein noch zu folgen wäre. Ihr Kriterium ist correspondance. Sie wirft, als neu Hervortretendes, Licht aufs Gegenwärtige und empfängt vom Gegenwärtigen ihr Licht. Solche correspondance ist keine der Einfühlung und unmittelbaren Verwandtschaft, sondern bedarf der Distanz" (ADORNO, T. W. 1967: 35-36).

Gedanken zum Common sense, zu Prinzipien und Regeln des Friedhofs, bedeuten, ein Bewusstsein über das eigene Tun zu erlangen. Das ist gleichzeitig eine Bewegung gegen 'Kurzweiligkeit und Vergessen'. Correspondance ist Verstehen und Reflexion, bedeutet, die Sinnigkeit von Regeln fortzuführen - *wie* dabei die Übertragung auf eine konkrete Situation, unter konkreten ökonomischen Voraussetzungen, in konkrete Materialien aussehen kann, ist situationsbezogenen Gegenstand freiraumplanerischer Überlegung. Die Frage ist jedes mal, wie ein Friedhof als 'Ort des Common sense' organisiert sein muß.

VIII. Resümee

Friedhof ist Ausdruck menschlicher Erinnerungs-Kultur. Darin ist Erinnern und 'Tradieren' - und damit Kontinuitäten *in* der Zeit - ein Zeichen gesetzt. Die in Prinzipien und Regeln des Friedhofs implizit enthaltene Kontinuität ist hierfür Voraussetzung. In dementsprechender Beharrlichkeit, die im 'ewigen Ruherecht' zum Ausdruck kommt (vgl. GRULMS, E.; KLEIBL, B. 1984), geben z.B. jüdische Friedhöfe immer wieder beeindruckende Beispiele.



Jüdischer Friedhof in Miltenberg 1998

Friedhof besteht aus der kontinuierlich fortgeführten Sammlung und Bewahrung von Gräbern. Eine gewisse 'Sturheit' ist im Friedhof damit obligat: die Beteiligten haben keinen Anlass, sie aufzuheben. Planung und Verwaltung muss ebenso handeln, will sie nicht zerstören. Kommun vereinbarter Friedhof *ist* Platz im Friedhof, dem die 'Verwaltung' nur 'dient'. 'Verwaltung' in diesem Sinne heißt treuhänderische Sorge - das kann in der Person des Rabbis, Pfarrers oder Bürgermeisters geschehen - für die organisatorischen und materiellen Voraussetzungen, die das Existieren von Kommune ermöglichen; okkupierende Übergriffe werden zurückgewiesen. Talmudisch formuliert, prüft die 'Verwaltung' schlicht die Einhaltung der Nachbarschaftsrechte. Sie sichert, dass jeder und jede Platz zur Anwesenheit und Gebrauchnahme vorfindet und einnehmen kann (vgl. BÄUERLE, H.; THEILING, C. 1996: 11).

Das Prinzip des Friedhofs kann auf unterschiedliche Weise tradiert werden, wichtig ist, dass es nicht aufgehoben wird. So führen z.B. im 'Friedhof im Kirchhof' und im gründerzeitlichen Friedhof soziale und ökonomische Regeln zu jeweils unterschiedlichen Phänomenen. Was auf dem Kirchhof eine 'un-geordnete' Unterbringung von Neuem in Altem ist, hat im gründerzeitlichen Friedhof eine geordnete Form. Dort sind im Raster Parzellenlagen am Weg hergestellt, wobei mit Organisation und materieller Herstellung 'Reichtum für den Gebrauch' angelegt ist. In den repräsentativ ausgestatteten Gräbern sind individuelle Vorlieben in Form modisch-üppigen Zeitgeschmacks untergebracht, was über die Zeit zur 'Aura' des Friedhofs beiträgt. In den Gräbern sind individuelle Vorlieben sozusagen allgemein akzeptiert, es gibt in diesem Sinne keine 'altmodischen' Gräber. Was den organisatorischen Teil beider Beispiele angeht, tauchen 'Moden' als Überformungen jüngerer Zeit auf, die jenen Frei-

raum, der durch Entaktualisierung entstanden ist, 'möblierend' besetzen und damit der Verfügung entziehen. Der Wechsel vom Friedhof im Kirchhof zum gründerzeitlichen Friedhof ist vergleichbar mit dem vom Vorhof vorm Haus zum Vorgarten. Der Vorgarten bedarf bestimmter organisatorischer und materieller Mittel zur Sicherung, die der Vorhof durch die Anwesenheit der Hausbewohner besaß. Die modische Ausschmückung ist beim gründerzeitlichen Grab wie beim Vorgarten insofern bedeutsam, als sie in der Kompetenz der Nutzungsberechtigten liegt. Auch in jenen Vorgärten ist es heute oft die gealterte (Vegetations-)Ausstattung, die Spur von Zeit und Sicherheit, die Aufmerksamkeit und Sympathie hervorruft. Einen Bruch gibt es mit dem Beispiel der 20er Jahre. Die Organisation des Friedhofs sucht nach der 'großen Form' (MIGGE, L. 1913: 50), als deren Teil die Gräber aufgefasst werden. In der Folge sind die Gräber im Erscheinungsbild jener Form untergeordnet. Das setzt den Grabbpflegenden in ihrer Kompetenz enge Schranken. Statt Gräbern, die alt werden können - einschließlich der damit einhergehenden Dynamik, sprich Veränderungen des Erscheinungsbildes - sind diese Gräber auf ein Bild hin zu erhalten, sie haben immer gleich auszusehen. Dabei sind diese 'Grab-Bilder' nicht, oder nur unter relativ hohem Arbeitsaufwand zu stabilisieren, weil die Vegetations-Bilder dynamischen Sukzession-Phasen entlehnt sind (vgl. ADAM, P. et al. 1997). Einzäunung der Gräber und individuelle Ausschmückung sind verschwunden, die Grabausstattung ist in der Herstellung (z.B. Begrenzung, Höhe und Wahl der Bepflanzung, Farbe und Material der Stele) an Gestaltungssatzungen auszurichten. Das erlaubt den Vergleich mit dem Wechsel vom gründerzeitlichen Vorgarten (vor dem *Haus*) zum in den 20er Jahren vereinheitlichten 'Grünen Band' (vor den *Geschoßzeilen*), womit feste Vorgartengrenzen von Kulissen, das Baumdach über der Straße von der Baumfassade abgelöst wird (vgl. BÖSE-VETTER, H.; HÜLBUSCH, K.H. 1996: 116). Verwaltung weist hier den okkupierenden Übergriff auf das Grab nicht zurück, sondern ist an der Herstellung einer zu verwaltenden Grünfläche beteiligt. Das heißt, die Beteiligung am Friedhof wird von der 'Kommune' hin zur Administration verschoben, die obligate Vereinbarung wird von Willkür und Zufall abgelöst. Darin ist Kommunalität dann die Ausnahme, die gelegentlich geduldet wird. Im Beispiel aus den 70er Jahren ist das 'Bild' wieder ein anderes - es sind wieder andere Signaturen, die internalisiert werden sollen. Die Auflösung und Ablösung der Grenzen durch nicht alterungsfähige Kulissen ist noch deutlicher und nimmt für das Anliegen, im Friedhof einen sicheren und 'besonderen' Ort zu haben, bedrohliche Formen an. Eine reiche Ausstattung der Gräber ist als Indiz für das, was fehlt, zu interpretieren - wie die Blumenbeete neben der Tür in einer ungesicherten Organisation

„...symptomatisch für das (stehen), was fehlt und nicht weiterkommt, weil sich mit ihnen die Gebrauchs-Bedingungen vor der Tür nicht verändern lassen“ (BÖSE-VETTER, H. 1993: I).

Ein Grab zu machen heißt in diesem Fall, gegen eine Bedrohung tätig sein zu *müssen*. Die Möglichkeit für Trauernde, die Regel einer Grabherstellung in eigener Kompetenz und einfach umsetzen zu können, ist durch Freiraumplanung zu stützen und zu stärken. Dagegen hebt der Konsens nach der gerade aktuellen Mode Sinn und kontinuierliches Erinnern im Common sense auf, denn damit werden vereinbarte

Grundbegriffe der Verständigung aufgehoben, auf denen jegliche Übereinkunft zur Einordnung und Wertung von Handlungen und Dingen beruht. Indem sich die Mode wie in LEOPARDI's Gespräch zwischen Mode und Tod, überhaupt nicht auskennt (vgl. Zitat am Anfang der Arbeit), aber unbedarft und unterhaltsam dahinschwätzt, Kopien als neu oder Erfindungen verkauft, kommt es zu unbedachten Bildern und 'Informationen', die weder vom Prinzip noch von den Regeln geprüft sind, deshalb 'sinnlos' sind und also oberflächlich bleiben. Das ist das Zerstörerische an der Mode, weshalb G. LEOPARDI sie die 'Schwester des Todes' nennt. Die Geschwister Mode und Tod sind auch auf dem Friedhof als 'Kinder der Vergänglichkeit' unterwegs: Die im Friedhof bewahrten Geschichten solchermaßen aufzulösen, heißt, die darin bewahrte Kraft aufzuheben (vgl. BELLIN, F. 1998: 3).

Literatur

- Adam, Peter et al.** 1997: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen...z.B. Stralsund an der Ostsee. Kompaktseminar in Stralsund. Studienarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Adorno, Theodor W.** 1966/67: Ohne Leitbild - Parva Aesthetica. Frankfurt a.M.
- Andric Ivo** 1996: Liebe in einer kleinen Stadt. Jüdische Geschichten aus Bosnien. Frankfurt a.M.
- Appel, Andrea** 1994: Zur Planung von Hausgärten oder: Was macht den Garten zum Garten. Studienarbeit am FB 13 an der GhK. Kassel
- Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal (Hg.)** 1984: Vom Kirchhof zum Friedhof: Wandlungsprozesse zwischen 1750 und 1850. Kassel
- Arendt, Hannah; McCarthy, Mary** 1995/97: Im Vertrauen. München
- Ariès, Philippe** 1980/1985: Geschichte des Todes. München
- Arndt, Petra et al.** 1997: Die Moden in den städtischen Grünflächen. Materialverwendung, Pflanzenverwendung und Förmchen oder 'Vom Nierentisch zum Nierentisch'. 12. PlanerInnen-Praxisseminar in Bremen. Studienarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Bachofen, Johann Jakob** 1859/1954: Gesammelte Werke. Vierter Band: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Basel
- Bausinger, Hermann** 1980: Heimat und Identität. In: Moosmann: Heimat und Identität, A+K Sonderheft. Berlin
- Bellin, Florian** 1998: Weg nehmen und Weg lassen. Diplomarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- Benjamin, Walter** 1983: Das Passagen-Werk. Frankfurt a.M.
- Berger, John** 1990: Das Sichtbare und das Verborgene. München.
- Berger, John** 1982/92: SauErde. Geschichten vom Lande. München
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas** 1970/77: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Berger, Peter L.** 1973: Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt a.M.
- Berger, Peter L., Kellner, Hansfried** 1981/84: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt a.M.

- Berger, Peter L.** 1969/91: Auf den Spuren der Engel. Die moderne Gesellschaft und die Wiederentdeckung der Transzendenz. Freiburg i. Br.
- Berger, Peter L.** 1998: Erlösendes Lachen. Das Komische in der menschlichen Erfahrung. Berlin New York
- Bergfleth, Gerd** 1975/1985: Theorie der Verschwendung. München
- Bergmann, Joseph** 1987: Die metallzeitliche Revolution. Zur Entstehung von Herrschaft, Krieg und Umweltzerstörung. Berlin
- Böse, Helmut** 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes. In: Arbeitsbericht des FB 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung. Kassel
- Böse-Vetter, Helmut** 1993: Man wohnt und wohnt und merkt es nicht. In: Cooperative Landschaft: Über Vorgärten: I-VIII. Wien
- Böse-Vetter, Helmut** 1996: 'Rückbau heißt Rückgabe'. Eine Objektplanung im Mietwohnungsbau der Gründerzeit. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 40 der Kasseler Schule. Kassel
- Böse-Vetter, Helmut; Hülbusch, Karl Heinrich** 1996: Und was sagt Leberecht Migge zu den Bäumen? In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Stadtbaumschule. Vertrauliche Mitteilungen über Bäume. Notizbuch 38 der Kasseler Schule
- Burckardt, Lucius** 1986: Der gute Geschmack. In: Internationales Design Zentrum Berlin (Hg.): Stilwandel als Kulturtechnik, Kampfprinzip, Lebensform oder Systemstrategie in Werbung, Design, Architektur, Mode: 37-52. Köln
- Collage Nord / Bäuerle, Heidbert; Theiling, Christoph** 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notzbuch 44 der Kasseler Schule: 1-134. Kassel
- Corbin, Alain** 1984/93: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Frankfurt a.M.
- Domin, Hilde** 1959/98: Nur eine Rose als Stütze. Gedichte. Frankfurt a.M.
- Elias, Norbert** 1982: Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen. Frankfurt a.M.
- Engel, Gudrun** 1998: Friedhofs(t)räume oder: ein Friedhof ist ein Friedhof ist ein Friedhof*(*frei nach Gertrude Stein). Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Erikson, Erik H.** 1973/94: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M.
- Fester, Richard; König, Marie, E.P.; Jonas, Doris, F.; Jonas, A. David** 1979/93: Weib und Macht. Fünf Millionen Jahre Urgeschichte der Frau. Frankfurt
- Fischer, Norbert** 1996: Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland. Köln
- Geismeyer, Willi** 1973: Caspar David Friedrich. Verlag Anton Schroll & Co. Wien und München
- Ginzburg, Carlo** 1983/1995: Spurensicherung. In: Spurensicherungen. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst: 7-44. Berlin
- Goethe, Wolfgang** 1809/1954: Die Wahlverwandtschaften. Gütersloh
- Gronemeyer, Marianne** 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Hamburg
- Grulms, Eva; Kleibl, Bernd** 1984: Jüdische Friedhöfe in Nordhessen. Bestand und Sicherung. Kassel

- Hansmair, Renate** 1994: Vom Hausgarten zum 'Stadt-Garten'. Bewährte Vorbilder der Staudenverwendung und das Imitat am falschen Ort. Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- Happe, Barbara** 1991: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen
- Hard, Gerhard** 1985/1990: Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 18 der Kasseler Schule: 273-295. Kassel
- Hard, Gerhard** 1995: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. OSG 16. Osnabrück
- Hirsch, Leo** 1982: Jüdische Glaubenswelt. Basel
- Hohagen, Annette** 1990/96: Das Gartenmotiv im Märchen. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 39 der Kasseler Schule: 8-99. Kassel
- Hülbusch, Inge Meta** 1978/1981: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit ASL. GhK. Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich** 1981a: Das wilde Grün der Städte. In: Andritzky, Michael; Spitzer, Klaus (Hg.) 1981/1986: Grün in der Stadt: 191-201. Hamburg
- Hülbusch, Karl Heinrich** 1981b: Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: Andritzky, Michael; Spitzer, Klaus (Hg.) 1981/1986: Grün in der Stadt: 320-330. Hamburg
- Hülbusch, Karl Heinrich** 1995: Über die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben. In: Auerswald, B. et al. 1995: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen. Diesmal: Bockholmwick in Angeln. Studienarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich** 1996: Die Straße als Freiraum. In: Stadt und Grün 4/96: 246-251. Hannover
- Jacobs, Jane** 1963/93: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig/Wiesbaden
- Kemelmann, Harry** 1970/96: Am Sonntag blieb der Rabbi weg. Hamburg
- Kemelmann, Harry** 1966/96: Am Samstag aß der Rabbi nichts. Hamburg
- Knobloch, Heinz** 1991: Berliner Grabsteine. Berlin
- Kuhle, Dagmar** 1996: Kranken'haus'?! Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Kurowski, Matthias; Tepe, Andreas** 1990: Neuer Friedhof Arolsen. Freiraumplanerisches Gutachten des neuen Arolser Kommunalfriedhofes. Studienarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- Mies, Maria** 1983: Subsistenzproduktion, Hausfrausierung, Kolonisierung. In: Beiträge zu feministischer Forschung. Heft 10/11
- Migge, Leberecht** 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena
- Moes, Georges** 1998: Die Gärten jenseits der Bilder. Überarbeitete Fassung des Bewerbungsvortrages auf die Professur Gartenarchitektur/Freiraumpflege an der FH Neubrandenburg. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Ohlbaum, Isolde** 1996: Denn alle Lust will Ewigkeit. Erotische Skulpturen auf europäischen Friedhöfen. München
- Panofsky, Ernst** 1964: Grabplastik: vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini. Köln
- Plaul, Hainer** 1983: Illustrierte Geschichte der Trivialliteratur. Leipzig

- Rasputin, Valentin** 1976: Abschied von Matjora. Berlin
- Sörries, Reiner** 1998: Der monumentale Totentanz. In: Zentralinstitut und Museum für Sepulchralkultur (Hg.): Tanz der Toten - Todestanz. Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum. Ausstellungskatalog. Kassel
- Stankowski, Martin in: Tepass, Jan** 1998: Der Kölner Friedhof Melaten. Friedhofsphotografien von Jan Tepass. Köln
- Stubbe, Hannes** 1985: Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung. Berlin
- Theiling, Christoph** 1993: Der neue Friedhof von Achim - mit dem Zeichenstift werden Zufälle zum Prinzip. Studienarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Kassel
- Troll, Hartmut** 1996: Der Neue Gemeindefriedhof in Oyten - Vorentwurf. In: Hg.: AG Freiraum und Vegetation: Notizbuch 40 der Kasseler Schule: 105-119. Kassel
- Ungericht, Hansmartin** 1979: Kulturgeschichtliche Werte des ländlichen Friedhofs und ihre Bedeutung für die heutige Planung. In: Der Friedhof als Gemeinschaftsaufgabe, Protokoll der 2. Tagung in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal 16.-18. Januar 1979 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar Schlösschen Schönburg. Hofgeismar
- Veblen, Thorstein** 1899/1993: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt a.M.
- Walther, Ingo A.; Metzger, Rainer** 1992: Vincent van Gogh. Sämtliche Gemälde I und II. Benedikt Taschen Verlag. Köln
- Walzer, Michael** 1990/93: Kritik und Gemeinsinn. Frankfurt a.M.
- Weber, Max** 1907/1991: Analyse des Begriffs der 'Regel'-. In: Schriften zur Wissenschaftslehre: 132-176. Stuttgart
- Weber, Max** 1921/1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen
- Wolf, Christa** 1987: Störfall. Nachrichten eines Tages. Darmstadt und Neuwied
- Wunder, Heide** 1994: 'Gewirkte Geschichte': Gedenken und Handarbeit. Überlegungen zum Tradieren von Geschichte im Mittelalter und zu seinem Wandel am Beginn der Neuzeit. In: Joachim Heinze (Hg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt/M.: 324-354
- Yalom, Irvin D.** 1996: Und Nietzsche weinte. Roman. Berlin

Fotos:

Jüdischer Friedhof Miltenberg: Norbert Witzel, 1998

Plakat zur Mode: Dagmar Kuhle

Lieber Hans!

... Ich habe im Frühjahr 1979 vom Recht jedes Deutschen Gebrauch gemacht, dem laut Grundgesetz die Wahl des Aufenthaltes freisteht — was sich zweifellos auch auf die Wahl des Ortes bezieht, in dem man einst zu ruhen wünscht — ein Grab in meiner Geburtsstadt zu erwerben. Ausdrücklich sah die Eschweger Friedhofs-Ordnung den Ausnahmefall vor, ein Grab schon dann zu verkaufen, wenn der Todesfall noch nicht eingetreten ist. Dieser Ausnahmefall war hier — wenn überhaupt irgendwo — gegeben, da es seit 60 Jahren zufällig zum erstenmal geschah — und dann 50 Jahre lang nicht wieder geschehen wird —, daß eine Grabstätte ausgerechnet neben der meiner Familie frei wurde (Du kennst mich seit früher Jugend, lieber Hans, und wirst daher den lächerlichen Verleumdungen nicht glauben, ich sei so idiotisch, aufgrund meines Berufs als Schriftsteller eine Ausnahmebehandlung zu erwarten!)

Obgleich ich meine Petition an den Friedhofs-ausschuß schon zu einem Zeitpunkt gerichtet habe, als die jahrzehntelange gültige Ordnung noch in Kraft war, hat man mir — was absolut gesetzwidrig ist — im Hinblick auf eine neue, die in Vorbereitung sei und demnächst gültig werde, eine Absage erteilt. Tatsächlich hat Bürgermeister Rudolph mir aber schriftlich bestätigt, daß mein Gesuch noch geprüft und das Grab neben dem meines Vaters vorerst nicht neu belegt werde; nun ist aber doch Ende 1979, die neue Friedhofs-Ordnung in Kraft getreten, die den Ausnahmefall ausschließt, ein Grab schon dann abzugeben, wenn der Tod noch nicht eingetreten ist. Sollte tatsächlich dadurch die Zusage des Bürgermeisters hinfällig werden, so wird das zuständige Verwaltungsgericht, vor dem ich dann Eschwege verklage, darüber urteilen.

NEUE „ORDNUNG“

Meine persönliche Petition ist aber gar nicht Gegenstand dieses Briefes. Ich schreibe Dir vielmehr aus einem Grund, der jede Familie in Deinem Amtsbezirk in Kurhessen-Waldeck und darüber hinaus jedermann, der überhaupt einen Sinn für Kultur und Tradition bewahrt hat, aufs tiefste beunruhigen muß: Nur

Der international bekannte Schriftsteller Rolf Hochhuth kann nicht verstehen, warum sich der Eschweger Friedhofs-ausschuß weigert, ihm das Grab neben den Gräbern seiner Großeltern und seines Vaters zu verkaufen (wir berichteten darüber am 28. Juli

unter der Überschrift „Die letzte Ruhe schafft Unruhe“). Hochhuth schrieb jetzt einen Brief an den Bischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Kurhessen-Waldeck, Dr. Hans-Gernot Jung, den wir mit Zustimmung des streitbaren Literaten aus-

„Ein Bildersturm barbarischen

Rolf Hochhuth schreibt an Landesbischof Dr. Jung

durch das — ja ganz zufällig — stattgefundene Streittelefonat zwischen Pfarrer Hochstadt und mir ist nämlich für den normal verbrauchten Bürger, also auch für mich, nutzbar geworden, was eigentlich mit der neuen Friedhofs-Ordnung bewirkt werden wird: die totale Vernichtung aller Grabdenkmäler, die älter sind als 80 Jahre, ein „Bildersturm“ also barbarischen Ausmaßes! Da angeblich die Landeskirche diese „neue Ordnung“ abgesegnet hat — was ich bezweifle, aber nicht überprüfen kann —, so muß ich leider Dich als den amtierenden Bischof mit diesem Problem beheiligen, das ja keineswegs nur mich angeht und Dich, dessen Urgroßeltern und Großeltern auch in Eschwege beigelegt sind, sondern jede Familie in Nordhessen, der es nicht gleichgültig ist, was aus den Ruhestätten ihrer Vorfahren wird. Denn in diesem Telefongespräch herrschte Pfarrer Hochstadt mich an, übrigens triumphierend, als sei damit für Kirche und Gemeinde irgend etwas gewonnen: das höre ja nun mit der „neuen Ordnung“ überhaupt auf, daß Familien ein Grab öfter als einmal zurückkaufen könnten. Meiner sofortigen Entscheidung, mit diesem behördlichen Willkürakt werde dann aber doch automatisch die Grabkultur überhaupt planiert, soweit sie sich in Denkmälern manifestiert

habe, begegnete dieser uner-schrockene Geistliche mit der forschenden Erwiderung: „Das ist mir egal!“

FOTOS GESCHICKT

Noch traute ich meinen Ohren nicht. Ich nannte Grabdenkmäler in Eschwege, wie das der Marianne Fischer, die hohen Kunstwert haben, Bildhauerarbeit von Rang; ich sandte an Bürgermeister Rudolph und an Pfarrer Hochstadt Fotos von künstlerisch besonders ein-drucksvoll gemeißelten Grabdenkmälern in Eschwege, die ja keineswegs „nur“ Denkmäler der Toten sind, sondern auch ihrer Epoche, zum Beispiel des Jugendstils, und fragte, wie man deren Beseitigung rechtfertigen wolle. Ich erhielt keine Antwort. Offenbar haben diese zwei Beamten, die erst in höheren Jahren nach Eschwege versetzt worden sind, so daß keiner ihrer Angehörigen auf diesem Friedhof ruht, zu ihm keine andere Beziehung als die des Gehalts-empfängers.

GLÜCK FÜR DIE GRIMMS

Mit einem Beispiel verdeutlicht: Es ist das Glück der zwei Kurhessen Gebrüder Grimm, nicht in ihrer hessischen Hei-

zugsweise veröffentlichen. Da die Frage, ob man sich nicht schon zu Lebzeiten seine letzte Ruhestätte kaufen kann, über Eschwege hinaus für viele von Interesse ist, geben wir diesem Thema: entsprechenden, Raum. Wir werden weiter darüber berichten.

also Ausmaßes“

mat, in Hanau oder Kassel, beerdigt zu sein, sondern in Berlin, wo natürlich ihr Grab vorbildlich gepflegt wird — wie zum Beispiel auch das Hegels oder Gneisenaus, deren Ruhestätten jedoch der hessischen „neuen Ordnung“ zufolge längst hätten eingeebnet werden müssen. Behringend, daß der Darmstädter Georg Büchner in Zürich ruht. In Nordhessen müßte sein Grab — ginge es nach Rudolph und Hochstadt — vernichtet werden...

GEMÜTSVERWÜSTUNGEN

... Welche Gemütsverwüstungen, frage ich mich, müssen in einem sogenannten Seelsorger vorgegangen sein, bis er fähig ist, das schriftliche Angebot, den Grabstein für einen 1914 gefallenen Jungen stehenzulassen, wenn man das Grab von dessen Eltern erwerben dürfe, — bis er fähig ist, dieses mein Angebot nicht nur zu ignorieren, sondern anzunehmen, daß dieser Grabstein beseitigt wird, obgleich er sogar Kunstwert besitzt; ein melancholisch stimmender Adler mit schlagenden Schwingen?

Es war dies der Gedenkstein für den jungen Zeuch neben dem Grab meiner Eltern, den Hochstadt abräumen ließ. Eine Kirche, lieber Freund und lieber

Herr Bischof, die ihrem Vertreter diese Art seiner „Tätigkeit“ nicht nur nicht verwehrt, sondern absegnet, kann man nur verlassen!

Ich will aber Hochstadts wegen aus der Kirche so wenig austreten wie meine drei Söhne, deren einer in Eschwege geboren ist und der es als ebenso selbstverständlich empfand wie ich, neben den Groß- und Urgroßeltern beigelegt zu werden...

... Will die Evangelische Landeskirche — ich glaube das einfach nicht — Beamten künftig erlauben, durch das Verbot, ein Grab öfter als einmal zurückzukaufen, aus den hessischen Friedhöfen die Würde des Alters und der Überlieferung alle 80 Jahre lang auszuräuchern?

Sollte wirklich keiner in Eschwege aufstehen und sich diese Barbarei zweier zugereister Beamten verbitten, die damit die so vielfach bevorzugte, weil kriegsverschonte Stadt dem Gelächter von der Maas bis an die Oder ausliefern?...

... Als keiner meiner Hinweise, nicht mit Worten, nicht mit Fotos auf das Kultur- und Kunst-Erbe alter Denkmäler, das es hier zu schützen und weiterzugeben gelte, den Herren Rudolph und Hochstadt den allergeringsten Eindruck abnötigte, da versuchte ich es noch mit einem praktisch-nützlichen Argument, weil ich hoffte, wenigstens das würden sie verstehen (ich hoffte das vergebens.) Ich brachte folgendes Beispiel eines, 1940 für 40 Jahre — länger war das nicht gestattet — gekauften Familiengraves. Belegt wurde es 1943 und 1947 von dem Ehepaar, das es erworben hatte. 1977 wurde — nur 51 Jahre alt — ein Enkel dieser Leute in diesem Grab beigelegt (zufällig mein Bruder, kann aber jedem Eschweger zustoßen!). Seine Witwe, 48 Jahre alt, kaufte noch einmal dieses Grab. Sie hat den natürlichen Wunsch, einst neben ihrem Mann zu ruhen. Erreicht sie aber ein normales Alter, lebt also noch 30 oder 35 Jahre: so wird, kaum daß sie da beerdigt ist, die Familie jedes Recht verloren haben, einen Nachkommen dieses Ehepaares dort zu beerdigen, obgleich diese Nachkommen dann auch schon im siebten Jahrzehnt stehen und sich fragen, wo ihr Grab demnächst ausgehoben wird. Die Eschweger Behörden schulden diesen Nachkommen ein Grab. Es ist ja auch da! Aber nein: ausgerechnet diese Familie kriegt dieses Grab der Eltern und Urgroßeltern nicht — sondern muß noch ansehen, wie es weggemacht wird und dann drei oder dreißig



Der streitbare Literat Hochhuth und gebürtige Eschweger: „Sollte wirklich keiner in Eschwege aufstehen ...?“

oder dreihundert Meter daneben ein Grab kaufen! Wenn das nicht idiotisch ist — von der Ruchlosigkeit dieses Eingriffs erstens in die naturgegebenen Persönlichkeitsrechte, zweitens in die Pietät, drittens in den Kunstwert einer alten, dann demolierten Grabstätte ganz zu schweigen.

Lieber Hans, lieber Herr Landesbischof: sind das nicht Überlegungen, die jede nordhessische Familie angeht? Ich bitte Dich, diesen Brief auch dem Herrn Landeskonservator in Marburg zur Kenntnis zu geben.



Krankenpflege und Freiraumplanung – über die Zerrüttung selbstbestimmter Arbeit und deren Folgen¹

In meinem Vortrag will ich meine Erfahrungen von der Intensivstation berichten. Damit verbinde ich zwei Absichten.

- Die Erzählung eines **Stücks meiner Lerngeschichte**; wie ich über das jeweilige Mitbringen von anderswo Gelerntem analoge Gegenstände und Situationen besser verstanden habe. Krankenpflege und Studium führten zu gegenseitigen Befruchtungen, die mir in meiner wechselnden Sicht der Dinge Distanz und Klarheit verschafft haben.
- Eine Schilderung des **Wandels an meinem Arbeitsplatz** im Krankenhaus. Ich meine, daß aus der Funktionalisierung meiner Arbeit freiraumplanerisch viel gelernt werden kann, was die Planung und Qualität eines Arbeitsplatzes betrifft.

Über Arbeitsplätze, Autonomie und Muße

Daß wir als FreiraumplanerInnen ständig die Bedingungen für die Arbeit anderer Leute herstellen, erzählt I. M. HÜLBUSCH in 'Innenhaus und Außenhaus':

"Wenn eine Familienfrau ihr Arbeitsprogramm nur schafft, wenn sie zugleich einkauft und dabei die Kinder beaufsichtigt, ist die Qualität der Bürgersteige für die Familienfrau eine Frage der Qualität des Arbeitsplatzes." (1978: 87)

Wir stellen Arbeitsplätze her und sollten deren Qualitäten so bedenken, daß sie verschiedene Tätigkeiten neben- und nacheinander zulassen, damit Arbeit nebenbei erledigt werden kann. Darin ist eine Qualität enthalten, die innerhalb der Arbeit auch Muße und (gesellige) Pausen zuläßt. Das ist auch der Grund, warum wir die Arbeit anderer zwar nicht können müssen, sie aber im Prinzip verstehen sollten.

Arbeit und Muße, Freiraum und Gesundheit gehören eng zusammen. Daß diese Verflechtung in Krankenpflege und Freiraumplanung besonders dicht ist, liegt daran, daß beide ihrem Wesen nach humanistisch orientierte Sozialwissenschaften sind, die in den Mittelpunkt der Gedanken und Arbeit Menschen stellen (vgl. AG FREIRAUM UND VEGETATION 1997). In einer von Industrialisierung und Kommerzialisierung durchdrungenen Gesellschaft ist solche Arbeit ein ständiges Ringen nach Autonomie und Freiraum, genau darum geht es in beiden Professionen. Einer Autonomie wie sie leider nur selten debattiert wird, am wenigsten noch in der Krankenpflege, wo ich aber dennoch in einer Fachzeitschrift ein erwähnenswertes Zitat fand:

"Autonomie meinte bei den alten Griechen eine relative Freiheit, war zwischen den Individuen angesiedelt und diente der Regelung des gemeinsamen Leben; es war somit ein

¹ Leicht überarbeiteter Vortrag vom 16.7.1999 anlässlich des Diplom I am FB 13 der GhKassel

zutiefst sozialer und kein individueller Begriff, war Mittel und nicht etwa Ziel oder Inhalt. (...) Worum es im Grunde ginge [in der Krankenpflege; N. W.], wäre eine Diskussion eines neuzeitlichen, neuen Autonomieverständnisses. Dabei wäre dem Aspekt des Rechtes auf Freiheit auch jener der Pflicht wieder beizustellen." (LUSTIG 1999)

Daß Muße im Sinne von selbstgewähltem Tempo zu jeder befriedigenden, weil selbstbestimmten Arbeit gehört, erzählt ein Zitat von Michael WALZER: Es ist eine

"unnötige ... Einschränkung der Bedeutung von Muße, wenn man Nichtproduktivität zu ihrem zentralen Merkmal erklärt" (WALZER 1998: 272). "Es gibt ... noch ein anderes Mußeverständnis ... Sein Kern: Freizeit ist nicht nur 'vakante' = freie Zeit, sie ist auch Zeit zur eigenen Verfügung ... es gibt eine gemächliche Art des Arbeitens, eine Arbeit, die in Muße (in selbstgewähltem Tempo) vonstatten geht" (EBENDA: 271).

Freiraum und Gesundheit

Voraussetzung solcher selbstbestimmter Arbeit ist die Dysfunktionalität in Raum und Zeit, das mögliche Nach- und Nebeneinander verschiedenster Tätigkeiten. Es muß also auch Zeit für Leerlauf sein, unverplante Zeit. GEHLEN schreibt: Man ...

"kann heute geradezu technische Prinzipien benennen, die sich auch in den sozialen und zwischenmenschlichen Beziehungen vollständig durchgesetzt haben. Das Prinzip der 'vollen Beanspruchung', der Ausschaltung des Leerlaufes, toter Gewichte und ungenutzter Energien ist zu einem Grundsatz geworden, nach dem in jedem arbeitsteiligen Betrieb Arbeitskräfte disponiert werden. Gilt jemand als 'nicht ausgelastet', so werden die Aufgaben neu verteilt." (1957/69: 36)

Das genau geschieht zur Zeit innerhalb der Krankenpflege. Die Funktionalisierung in der Krankenpflege führt zu einer merkwürdigen Kontraproduktivität. Entmündigung und Entsinnlichung technikbeherrschter Arbeitsplätze reduziert über die personale Dequalifizierung die Zufriedenheit der ArbeiterInnen und korrumpiert deren Absicht, den Beistand zur Gesundung gebrechlicher Menschen, einer Gesundheit, in der das Aushalten der Krankheit Platz hat, ähnlich wie sie ILLICH definiert.

"Gesund sein bedeutet nicht nur, erfolgreich die Realität zu bestehen, sondern auch diesen Erfolg zu genießen; es bedeutet die Fähigkeit, sich in Lust und Schmerz lebendig zu fühlen; es bedeutet das Leben hoch zu schätzen, aber auch zu respektieren. ... Die kulturell geprägte Gesundheit ist im Stil einer jeden Gesellschaft festgelegt als Kunst, zu leben, zu feiern, zu leiden und zu sterben. Alle traditionellen Kulturen leiten ihre hygienische Funktion aus dieser Fähigkeit ab, dem einzelnen die Mittel zu geben, um Schmerz erträglich, Krankheit oder Schwäche verstehbar und den Schatten des Todes sinnvoll zu machen. In solchen Kulturen ist Gesundheitspflege stets ein verbindliches Programm für Essen, Trinken, Arbeiten, Atmen, Lieben ... Heilen ist meist eine traditionelle Art und Weise, Menschen zu pflegen und zu trösten, während sie gesunden; und Krankenpflege ... eine Form der Toleranz, die den Gebrechlichen zuteil wird. (1975: 151ff)

Aktuell ist Heilung Vertröstung auf später und in eindimensionaler Organklempnerei entmündigende Reduktion kranker Menschen auf ein technisch verstandenes Detail. Die mit Krankheit verbundenen Schmerzen und Leiden werden zu technischen Fragen und berauben sie der wesentlich persönlicheren Bedeutung (vgl. ILLICH 1977: 157).

Krankheit, Gesundheit und Heilung sind Begriffe mit soziokultureller Bedeutung. Sie beschreiben keine objektiv meßbaren Zustände und hängen innerhalb des persönlichen 'Erlebens' unmittelbar mit eben beschriebener Autonomie zusammen. Wie weit die Sehnsucht nach Selbstbestimmtheit geht, wird an ILLICHs Äußerungen über den sicherlich auch selbstzerstörerischen Konsum von Drogen klar:

"Die Einnahme einer Droge – egal welcher und aus welchem Grund – ist die letzte Chance, so etwas wie Selbstkontrolle zu behaupten; selbst auf den eigenen Körper einzuwirken, statt ihn anderen auszuliefern" (1977: 93)

Tod erscheint so als die konsequenteste Verweigerung des entmündigenden Zwangs zum Konsum naturwissenschaftlicher Medizin und einer Flucht vor Heilung, die nicht (weiter) hilft.

Prinzipien der Arbeit auf der Intensivstation

Meine Sichtweise der Intensivstation ist von alltäglicher Arbeit geprägt, die ich dort zu tun habe. Im Vergleich zu den Funktionsabläufen der Allgemeinstationen war die Arbeit auf Intensivstation näher am Patienten, ging mehr von den Menschen und nicht vom Stationsablauf aus. Dies ließ viel Freiheit bezüglich des Arbeitsplans – das habe ich von Beginn an, schon während der Ausbildung, als entscheidende Qualität empfunden und aufgrund der damit verbundenen Arbeitszufriedenheit stressige Notfallsituationen bereitwillig in Kauf genommen. Zusätzlich war die Kompetenz bezüglich der Kenntnis über die präsenten Patienten eine, die in der Konkurrenz zu Ärzten bestehen und ihrer Bevormundung etwas entgegensetzen konnte. Mit der ständigen Anwesenheit beim Patienten, weiß man sehr schnell sehr gut über sie Bescheid. Dieses Wissen bringt in der Arbeit Freiraum und Sicherheit.

"... meist ist das Wissen, das die Pflegenden vom Patienten haben, ein qualitativ anderes als das der Ärzte. Dieses Wissen um die Ambivalenz des Seins ist etwas, was nirgendwo, in keinen Gesetzen und keinem Arbeitsvertrag, festgeschrieben werden kann. Es kann nur aus einer vernünftigen Mischung von Intuition, moralischen Überzeugungen und Erfahrung heraus erworben werden, als das was man mit 'Berufsethos' umschreiben könnte." (POLIWODA 1993: 15)

Dieses Wissen macht Krankenpflege zu einer Tätigkeit und personal erfahrenen Wissenschaft, die nicht standardisierbar ist, wie Andreas SCHULTZ es 1989 für die Landschaftsplanung beschrieben hat. Die Arbeit erfolgt im ständigen Wechsel zwischen reger, zuweilen hektischer Betriebsamkeit und Leerzeiten, in denen man sich sehr wohl auch beschäftigen kann, die aber auch zu Pausen genutzt werden, in denen man in Arbeitsbereitschaft verbleibt oder Kleinigkeiten nebenbei erledigt. Dieser Wechsel ist nur bedingt planbar, weil er von vielen Unwägbarkeiten bestimmt ist, auf die nur reagiert werden kann. Für Arbeiten im Krankenhaus ist außerdem typisch, daß es wohl Tätigkeiten gibt, die im Vordergrund stehen, bei der aber ein andauerndes Nebenbei herrscht. Meist ist eine gesteigerte Aufmerksamkeit notwendig, das Nebenbei wird untergründig mit erledigt, aber kaum als Arbeit wahrgenommen: da ist die 'Überwachung' der Patienten während der Apothekenbestellung, die Bereitschaft zur Klingel zu gehen,

wenn das Essen vorbereitet wird, das Gespräch und das zwischen den Zeilen lesen während der Körperpflege oder dem Bettenmachen.

Es ist ein Wesenszug der Arbeit, die im Mittelpunkt Menschen hat, daß Themen von Belang meist nicht direkt zu verhandeln sind, so auch auf der Intensivstation. Vielmehr ist es notwendig, sich behutsam und vorsichtig zu nähern, um Äußerungen des Patienten nicht zu verschrecken. Alleine die Möglichkeit der Äußerung von Befindlichkeit, von Ängsten und Befürchtungen hat bereits heilsame Wirkung; 'darüber reden zu können' – Mitteilung, ist auch ein soziales Bedürfnis, daß in den Gedanken, der Erzählung der Geschichte die eigene Situation verständlicher macht. Wird eine Atmosphäre geschaffen, nach dem Motto 'So, jetzt nehm ich mir mal Zeit für den Patienten, schießen sie mal los, erzählen sie einfach das Problem', wird schon nichts mehr möglich sein, weil dem Patienten die Entscheidung darüber, ob er überhaupt was sagen will, abgenommen wurde. Diese Bevormundung ist unangenehm und läßt sich selten jemand gefallen. Ist aber meine Anwesenheit im Zimmer des Patienten über eine andere Tätigkeit legitimiert, zum Beispiel das Waschen, die Vorbereitung der Blutentnahme usw., werden im unaufdringlichen Nebenbei und Signalen meiner 'beiläufigen Aufmerksamkeit' plötzlich Erzählungen des Patienten möglich. Weil dieses Nebenbei selbst Freiraum ist, der kein Muß sondern Muße enthält, die eigene Entscheidung, kann der Patient auch mein Interesse an ihm und seiner Geschichte ernst nehmen. Der Zwang offensichtlich provozierter funktionaler Situationen, die nur diese eine Aufgabe des Erzählens und Zuhörens erfüllen soll, nimmt die notwendige Freiheit und Gelassenheit, fordert daher Abkehr und Rückzug heraus.

Die Veränderungen

Ich habe bereits zweimal Umzüge von einer alten in eine neue Intensivstation mitgemacht. An den räumlichen und zeitlich-strukturellen Veränderungen werde ich in den folgenden Beispielen den Wandel des Alltags auf Station beschreiben (Skizzen am Ende des Textes). Beide Mal waren die Verheißungen gleich: Es gibt mehr Platz, die Arbeit wird einfacher, es wird übersichtlicher, alles wird besser – zum Wohle des Patienten. Aber jedesmal passierte das Gegenteil. Die Arbeit wurde stressiger und der gewonnene Platz mehr und mehr von Maschinen ausgefüllt, der eigene immer weniger.

Vom Schrank zum Schließfach

Unter den beengten Verhältnissen der alten Station hatte jede Schwester und jeder Pfleger in der gemeinsamen Umkleide ein eigenes Spind, in dem persönliche, private Gegenstände und die Kleidung untergebracht werden konnten, wir genügend Platz zum 'Ablegen' fanden. Es gab reichlich Raum zur privaten Verfügung, an dem wir alles persönliche unter Verschuß bringen konnten. Seit dem Umzug ist der Schrank auf ein kleines Schließfach für Wertsachen geschrumpft. Ein deutliches Zeichen dafür, auf der neuen Station weniger Platz im Sinne eines eigenen Ortes zu haben.

Vom Tisch im Schwesternzimmer zum Tresen an der Bahn

Auf Intensivstationen gibt es einen Ort, in dem alle Fäden zusammenlaufen. Er ermöglicht die 'Überwachung' der Patienten durch eine Monitoranlage, auf der die wichtigsten Patientendaten wie EKG und RR abzulesen sind. Falls ein Notfall eintritt, kann hier übersichtlich geschaut werden, wo und was los ist. Bisher war diese Zentrale in einem Raum untergebracht, mit vier Wänden und verschließbarer Tür. Diese Feststellung ist nicht unerheblich, weil darin Voraussetzungen für die Qualität des Ortes enthalten sind und diese im Neubau aufgehoben wurden. Dort nämlich ist die Zentrale entlang eines Erschließungsflures untergebracht. Wände, die den Raum begrenzen, fehlen. Türen, die verschlossen werden könnten, sucht man vergebens. Der Tresen wird über Abzweigungen vom Flur zerschnitten. Die Zentrale liegt dort, wo unterschiedliche 'Bahnen' kreuzen. Entsprechend ist der Verkehr und die Hektik. Die pflegerischen Übergaben wurden schon nach wenigen Tagen in den abseits gelegenen Sozialraum verlagert, weil der Krach nichts anderes zuließ. Dort aber ist keine Beobachtung der Patientendaten möglich. In der alten Zentrale, die auf halbhohe Schränkchen entlang der Wände unzählige Arbeits- und zur Übergabe zweckentfremdete Sitzplätze bot, saßen wir im Kreis einander gegenüber. Wurde es draußen laut, konnten wir die Tür beiziehen. So ging der Überblick während der Übergabe nie verloren.

Im Nachtdienst oder zu Zeiten, in denen es eher ruhiger war, konnten wir in das Schwesternzimmer einen Tisch stellen, an dem wir gemeinsam saßen und aßen, uns unterhielten und Pausen mit der Arbeit verbanden, ohne eines von beiden zu vernachlässigen. Arbeit und Pause sind in solchen Situationen eh kaum zu trennen. Wir konnten verschiedene Tätigkeiten verbinden: Die Überwachung mit dem Essen oder administrativen Aufgaben; das fachliche wie private Gespräch mit deutlicher Präsenz und der Möglichkeit zur Ansprache für Angehörige oder Ärzte. Der Raum machte Pausen in der Arbeit und umgekehrt, Arbeit in ruhigeren Zeit möglich.

Wenn meine KollegInnen heute beschreiben, was anders geworden ist, sagen viele, 'es ist nicht mehr so gemütlich wie früher'. Warum das so ist, erklärt SCHIVELBUSCH am Unterschied zwischen Tresen und Tisch.

"Der Tresen ermöglicht ein qualitativ neuartiges Verkehrsaufkommen in der Kneipe. Er beschleunigt das Trinken, wie die Eisenbahn das Reisen und wie der mechanische Webstuhl das Produzieren von Textilien beschleunigt. (...) Die kommerzielle Durchdringung einer Kultur läßt sich also u.a. an der Länge des Tresens ablesen." (1997: 214)

Mit dem ca. 12 m langen Tresen wird im Krankenhaus das Bild der Rezeption und ein Verständnis von Krankenpflege als Hotellerie und 'Serviceleistung' transportiert. Er deutet unverblümt auf die Geschäftsmäßigkeit des Ortes. 'Gemütlichkeit', gesellig-soziale Stimmung hängt also nicht am Tresen, sondern am Tisch.

"Bis heute setzt man sich in der deutschen Kneipe zum Trinken an den Tisch. Es herrscht die Atmosphäre, die auch im Englischen mit dem deutschen Wort 'Gemütlichkeit' bezeichnet wird." (EBENDA)

Piepsende Geräte statt aufmerksamer Schwestern

Im dritten Beispiel wird deutlich, wie ehemals nebenbei ausgeübte Tätigkeiten, die in der funktionalisierten und vergrößerten Räumlichkeit keinen Platz mehr finden, durch Geräte übernommen werden. Auf Intensivstationen gibt es dafür unzählige Beispiele. Auf zwei will ich hinweisen: Die Videoüberwachung im Eingangsbereich und die zunehmende Überwachung der Patienten im sogenannten Monitoring. Auf der neuen Station ist das, was auf der alten Station kein Problem war – alle wichtigen Räume von der Zentrale aus nebenbei wahrzunehmen – nicht mehr möglich. Die Konsequenz ist die Videoüberwachung des Eingangs. Abgesehen davon, ob sie überhaupt notwendig ist, erfährt sie Bedeutung durch die ehrliche Botschaft, die sie enthält, die an der exponierten Stelle des Eintrittes keine Begrüßung, sondern Abschreckung ist: 'Hier betreten sie einen Bereich, der von unbestechlicher Technik beherrscht wird'. Wo früher die sorgsam strenge Aufmerksamkeit anwesender Schwestern herrschte, also Obhut, tritt heute die Maschine. Das gleiche gilt für immer mehr Vitalfunktionen der Patienten, die von Sensoren erfaßt und an Monitore übertragen werden. In das Blickfeld der Schwester treten digitale Zahlen und bunte Kurven. So bleiben der Aufmerksamkeit blaue, zyanotische Lippen oder der leicht süßlich-beißende Geruch nach Azeton, die vertiefte Ausatmung, der kalte Schweiß auf blasser Stirn oder die Angst in den Augen der Patienten verborgen. Das, wovon sichere Krankenschwestern zehren, ihrer aufmerksamen Wahrnehmung der Wirklichkeit kranker Menschen, die Krankenbeobachtung, wird komplett und wörtlich aus den Augen und dem Sinn verloren. Im Mittelpunkt steht ein technisches Gerät, das den Wahrheitscharakter von Fernsehern enthält und eine entsprechend vergleichbare Realität transportiert. Die eigene Sicherheit hängt am Tropf störanfälliger Geräte. Nach einiger Zeit wird den Sinnen und sich selbst nicht mehr vertraut, die Arbeit **sinnlos**. Das Starren der Patienten wie des Personals auf die Monitore erinnert an das Kaninchen und die Schlange. Es macht die Beteiligten zu ungläubigen, weil hypnotisierten Priestern in der wie ILLICH es nennt 'modernen Kathedrale Krankenhaus'. Solchermaßen entsinnlichte Menschen passen gut in einen auf Reibungslosigkeit gedachten Betrieb (vgl. GEHLEN 1957).

Weitere Einschränkungen

Die Zementierung schleichender Veränderungen sind endlos fortzusetzen: Da sind die Fenster, die nicht mehr geöffnet werden dürfen, auch wenn Atemringende verzweifelt darum bitten, weil die Klimaanlage ausflipppt; die Klingel- und Rücksprechanlage, die nur, wie die Klimaanlage auch, bei geschlossenen Türen funktioniert. Aber Intensivstationen und geschlossene Türen sind in der Arbeit so unvereinbar miteinander wie Gummistiefel und Smokings.

Zeitliche Veränderungen

Die Verunsicherung in der Folge des Umzugs wurden genutzt, um fruchtbare 'Leerzeiten', die betriebswirtschaftlich ineffizient erscheinen, abzuschaffen. So kommt zum Umbau die Umstrukturierung der Arbeitszeit und das Verbot sinnvoller und vergnüglicher Füllung der Leerzeiten. Dienstzeiten werden so verändert, daß es zu längeren

Überlappungszeiten kommt. Hatten bisher Früh- und Spätdienst mittags eine halbe Stunde zusammengearbeitet, soll diese Zeit beträchtlich erweitert werden. Für den Zeitabschnitt werden Aufgaben festgelegt, die erledigt werden sollen, zum Beispiel das gemeinsame Waschen von Patienten. Die Person, mit der diese Arbeit gemacht wird, ist festgelegt. Was früher selbstverständlich war, meine Wahl bezüglich des Zeitpunktes, wann und vor allem auch mit wem ich eine Arbeit erledige, wird aufgehoben. Mein Arbeitsplan des Tages, wird strukturell funktionalisiert, so daß weniger Entscheidungen bleiben. Auf manchen Stationen wurden bereits feste Pausenzeiten vorgeschrieben. So werden Absprachen untereinander verhindert: 'wie sieht es bei dir aus, kannst du schon mitkommen, oder mußt du noch was tun, kann ich dir noch was helfen?' – was eine kommunale Seite der Arbeit betrifft. Die Pause ist dann nicht mehr Teil eines selbstbestimmt ausgehandelten Plans, einer kommunalen Übereinkunft.

Strukturelle und flankierende Maßnahmen der Zerrüttung

Zur Zerrüttung der Arbeit muß das Handwerk und die personale Kompetenz zerstört werden. Neben andauernden Modernisierungen, die bewährte Routinen und die Sicherheit der Handlung aufheben, tragen dazu die medizinisch-technisch ausgerichtete Fachweiterbildung zur Intensivschwester, absurde und wirklichkeitsfremde Dienstweisungen und eine gegenüber den Pflegenden verächtliche Personalpolitik in der Besetzung von Leitungspositionen bei. Daß aber die viel wirkungsvollere Zerstörung, die Funktionalisierung ist, wird am gemeinsamen Kochen und Essen im Nachtdienst deutlich. Schon seit Jahren ein großes Ärgernis für Chefärzte und Pflegedienstleitung, haben alle Verbote nicht erreicht, das gesellige Ereignis im Nachtdienst zu verhindern. Seit wir allerdings auf die neue Station umgezogen sind, findet es immer seltener statt. Der abseits gelegene Sozialraum, der keine direkte Beobachtung von Patienten und Station zuläßt, sondern nur noch die Pause und sonst nichts, produziert das schlechte Gewissen, beim Kochen und Essen nicht mehr der Arbeit nachzukommen. Viele KollegInnen haben daher keine Lust mehr auf den zusätzlichen Streß, der ehemals gesellige Freude und professioneller Tausch war.

Das Prinzip der Funktionalisierung

Veränderungen werden mit Bedrohung und erlösender Verheißung verkauft. Einerseits ist das Katastrophenszenario der klagewütige Patient, die fehlende rechtliche Absicherung bei unvollständiger Dokumentation. Andererseits wird zunehmende Belastung, ansteigende Patientenzahlen, bei rückständiger Ausstattung und gleichzeitiger Einsparung durch die Krankenkassen beklagt. Real findet eine tempoerhöhende Funktionalisierung statt, deren Zeitgewinn der Rationalisierung verloren geht. Weniger Schwestern pflegen mehr Patienten. Hinzu kommt über die Technisierung und Computerisierung des Arbeitsplatzes die Übernahme anderer Tätigkeiten: Verwaltung von Patientendaten, Wartung, Pflege und gar Reparaturen von Geräten usw. Voraussetzung der Tempoerhöhung ist Reibungslosigkeit. Im Stationsbetrieb verlangt Reibungslosigkeit Anpassung des Personals und der Patienten. Alles was das Tempo bremst ist uner-

wünscht. In der knapp gemachten Zeit wird jede mitteilende und fordernde Äußerung störend. 'Gute' Patienten und 'gutes' Personal sind Menschen, die im funktionalisierten Betrieb der Maschinerie unterworfen bleiben und nicht aufbegehren. Der Wandel führt zu einer Kontraproduktivität im Sinne des vorangestellten Gesundheitsbegriffes. Daß untergründig die Gefahr des Supergaus zunimmt, der latent an jeder Ecke lauert, gehört zum Prinzip der Tempoerhöhung. SCHIVELBUSCH (1995) beschreibt dies für die Maschinerie Eisenbahn, der Unfall in Eschede bestätigt seinen Gedanken.

Verschiedene Geschichten zusammenbringen

Im folgenden will ich auf meine Lerngeschichte zurückkommen und erklären, was Krankenpflege mit Freiraumplanung zu tun hat.

Freiraumplanung als Krankenpflegeschule

Selbst in scheinbar völlig neuen Geschichten, sind Analogien enthalten, zu dem, was wir bereits kennen. Daher ist es wichtig, ernst zu nehmen, was wir an professionellen und täglichen Erfahrungen mitbringen. Nur so können wir einen Vergleich organisieren, mit dem, was uns zuhanden ist, und der die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu neuen Gegenständen klärt. BERGER und KELLNER (1984: 24) sagen sinngemäß, daß niemand, der etwas kann und weiß, ganz von vorne anfangen muß. Wenn die Dinge auch neu sind, passen sie doch zum Bekannten, was parat ist. In der ständigen Interpretation, Altes mit Neuem in Beziehung setzen, mache ich eine Einordnung, eine mir verständliche Ordnung der Dinge in bekannte Kategorien. Und dann kann es passieren, daß ich sogar über das bereits verstandene Geklaute Neues lerne.

Während meines Studiums der Landschafts- und Freiraumplanung ist genau das passiert. Und zwar habe ich die Krankenpflege, in der ich seit fast zwei Jahrzehnten tätig bin, nach und nach viel besser verstanden. Das Verstehen des vermeintlich Bekannten über einen neuen Gegenstand liegt an den bereits anfangs erwähnten Gemeinsamkeiten beider Professionen. Diese haben – auch das habe ich für die Krankenpflege erst während des Studiums begriffen – ihren vereinten Ausgang in der Herstellung von Freiräumen und dies in zweierlei Hinsicht:

Die Freiräume sind einerseits auf die Arbeit bezogen, meinen deren Selbstbestimmtheit. Andererseits wiederum sind Freiräume Ergebnis absichtsvoller Arbeit und darin gleichsam Ausdruck der Selbstbestimmtheit der Arbeitenden. Die Freiräume, die in absichtsvoller Arbeit entstehen, sichern den informellen AuftraggeberInnen Entscheidungsmöglichkeiten und zeugen vom guten Plan. Im Krankenhaus sind die informellen AuftraggeberInnen PatientInnen, in der Stadt sind es die BewohnerInnen, die Leute, die in ihr leben und arbeiten. So jedenfalls verstehe ich meine Arbeit als Krankenpfleger und Freiraumplaner. In meinem Sinne nimmt daher eine gute Arbeit Freiräume und Gesundheit so ernst wie die Freiräume und Gesundheit anderer, für die wir unsere Arbeit machen. Vielleicht wird die prinzipielle Ähnlichkeit beiderlei Tuns am ehesten in der dauernden Suche nach Autonomie plausibel, der von der institutionellen Seite – also

Krankenhaus, Uni oder Grünämter, Verwissenschaftlichung und Verwaltung, industrieller Normierung und Konsumzwangs – Kontrolle und Bevormundung entgegengebracht werden. Dabei gehen die Analogien im Vokabular der Propaganda soweit, daß nicht zu unterscheiden ist, woher sie stammen: Standardisierung, Pflege- oder Qualitätsmanagement, Qualitätskontrolle, Pflegeziele, Pflegeplanung, Qualitätssicherung, Zertifizierung, usw. usf. – und ich frage mich, ob nicht auch die parallel verlaufende Verwissenschaftlichung in beiden Professionen Ausdruck ähnlicher Minderwertigkeitsgefühle sind: in der Freiraum- und Landschaftsplanung gegenüber den harten Naturwissenschaften und in der Krankenpflege gegenüber den Medizinern.

Von der Arbeit fürs Diplom gelernt

Im Wandel der Arbeit in der Krankenpflege habe ich die Gegenstände meines Studiums und der Diplomarbeit besser verstanden. Vor allem anlässlich der Gedanken über Promenaden war mein Hinzulernen ganz wesentlich durch Erfahrungen im Krankenhaus bestimmt. Daß die Zeit des Diploms vom Umzug ins 'Hightechparadies' überschattet war, hat meine Aufmerksamkeiten bezüglich des Wandels für die Arbeit und deren Muße zusätzlich geschärft. Im Lernen und Verständnis hat das den Spieß gedreht – hatte ich bisher über das Studium die Krankenpflege besser verstanden, konnte ich nun über die konkreten Beispiele meiner Arbeit einen Gegenstand des Studiums klarer sehen: So habe ich von beiden Professionen wechselweise lernen können.

Zorn, Distanz und mehrere Standbeine

Wir stehen in der Arbeit oft vor Krisen, selbstgemachten aber auch aufgezwungenen, Krisen im Zorn oder den 'ritualisierten Krisen' in Folge von Funktionalisierungen und 'Entmündigung durch Experten', wie es ILLICH und KUHLE fürs Krankenhaus beschreiben. Ihre Eigenart sind Stillstand im Lernen und Verstehen. Unerkannte Zumutungen lassen die Krise in der Niederlage enden, Mut überwindet sie lehrreich. Ein wichtiges Mittel der Bewältigung ist die Muße, das selbst gewählte Tempo und die darin mögliche, graduelle und gelassene Distanz zum Gegenstand und etwaigen Zumutungen. Über diese Distanz werden vergnügliche Seiten der Arbeit zum Beispiel gesellige Pausen betont und tragen in der Betrachtung aus einem anderen Blickwinkel, der eine erhellende Sicht auf die Dinge zuläßt, zur Überwindung der Krise bei (vgl. BERGER und KELLNER 1984). Die beschriebenen Funktionalisierungen von Raum und Zeit im Krankenhaus zielen genau auf die Zerrüttung dieser Seite der Arbeitsplätze ab.

Der 'ritualisierten Krise' im Krankenhaus konnte ich im Wechsel aufs andere Standbein ebenfalls mit Distanz begegnen. Meinen Zorn, nur vom Krankenhaus aus betrachtet, hätte ich alleine dort nicht verstehen können. Das gelang mir erst von meinem Arbeitsplatz an der Uni aus. In dieser Distanz konnte ich den berechtigten aber ausbremsenden Ärger über die Verhältnisse – auch eine Form der Arbeitskrise – vorteilhaft wenden. Der Ärger war Anlaß, über eigene Belange nachzudenken. Die Enttäuschung im Dazulernen positiv zu drehen, begann aber erst in der distanzierten Betrachtung meiner neuen Situation im Krankenhaus vom anderen Standbein aus. Darin liegt auch der

Beginn eines guten Plans (vgl. LÜHRS 1994), der Mitgebrachtes nicht denunziert und verächtlich zur Seite drängt, sondern ernst nimmt und von den verschiedenen Geschichten respektvoll lernen kann. In diesem Plan kann ich mich auf das besinnen, was ich zuhanden habe, was ich an der Arbeit gut kann und will. Das bedeutet, daß zur Krisenüberwindung nicht nur Muße, sondern auch das Prinzip verschiedener Standbeine – innerhalb dessen es schwieriger ist, Bedrohungen zu organisieren – beitragen kann.

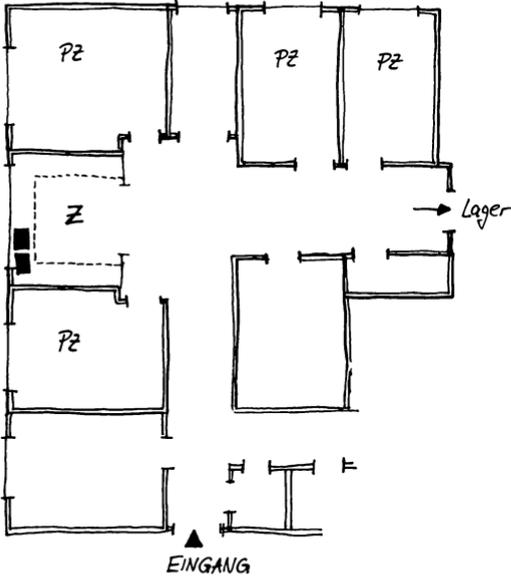
An einem Arbeitsplatz, dessen alltägliche Wirklichkeit wir besser verstanden haben, können wir auch gegen Zumutungen und vermeintliche Sachzwänge Freiräume organisieren. In der Krankenpflege ist dazu die geduldige Anwesenheit im Nebenbei notwendig. Dafür ist die Dysfunktionalität von Raum und Zeit hilfreich. Dagegen stehen die Zumutungen funktionalisierter Arbeitsplätze, die Sachzwänge als das Wesentliche propagieren und die Menschen, deren Autonomie und Gesundheit, um die es ja eigentlich gehen soll, auf beiden Seiten des Arbeitsplatzes, aus dem Blickfeld drängen.

Literaturverzeichnis

- AG Freiraum und Vegetation (Hg.)** 1997: Muttheorien gegen Zumutungen. In: Notizbuch 48 der Kasseler Schule. Kassel.
- Berger, Peter L. und Hansfried Kellner** 1984: Für eine neue Soziologie – Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt am Main.
- Gehlen, Arnold (1957)** 1969: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg.
- Illich, Ivan** 1977: Die Nemesis der Medizin. Reinbek bei Hamburg.
- Kuhle, Dagmar** 1996: Krankenhaus?! Diplom I am FB 13 der GhKassel. Unveröffentlichtes Manuskript. Kassel.
- Lührs, Helmut** 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Dissertation am FB 13 der GHKassel. In: Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Lustig, Erich** 1999: Wieviel Hotellerie braucht der Patient? In: Pflegemanagement 2/99.
- Poliwoda, Sebastian** 1993: Die Pflege, ein Beruf? In: Die Schwester, der Pfleger. 32. Jahrgang, 1/93. Seiten 12-15. Melsungen.
- Schivelbusch, Wolfgang** 1995: Geschichte der Eisenbahnreise. Frankfurt am Main.
- Schivelbusch, Wolfgang** 1997: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Frankfurt am Main.
- Schröck, Ruth** 1996: Menschliches Miteinander in pflegerischen Beziehungen. In: Pflege Aktuell. 11/96. Seiten 724-729.
- Schultz, Andreas** 1989: Ist eine Erfahrungswissenschaft „handwerklich standardisierbar“? Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. Kassel.
- Walzer, Michael** 1998: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit. Frankfurt am Main.

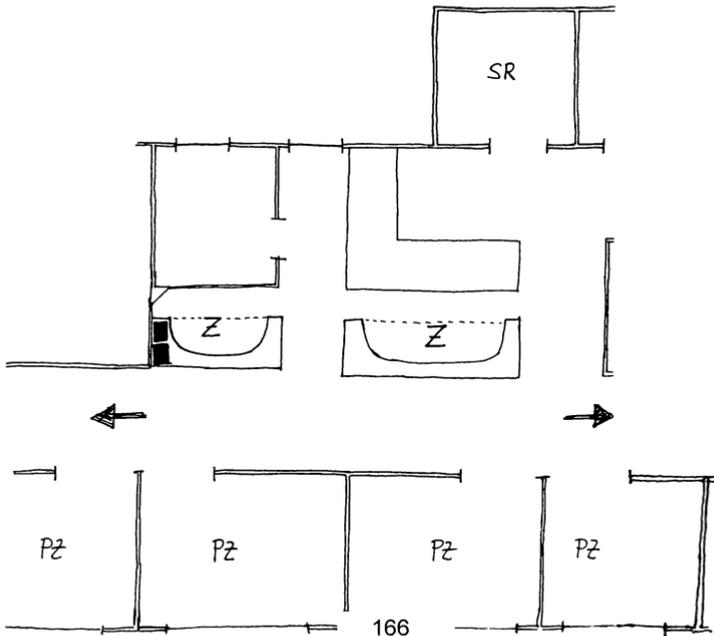
Krankenpflege und Freiraumplanung – über die Zerrüttung selbstbestimmter Arbeit und deren Folgen

'Alte Station' (Prinzipiskizze o.M. – Teilgrundriß)



- PZ Patientenzimmer
- SR Sozialraum
- Z Zentrale
- ■ Monitore der Überwachung

'Neue Station' (Prinzipiskizze o.M. – Teilgrundriß)



Gesicht und Landschaft

Nachlese zur Ausstellung 'Archiv der Gesichter'¹

Unter dem Titel 'Archiv der Gesichter' waren von März bis Mai 2000 im Museum für Sepulkralkultur zahlreiche Toten- und Lebendmasken aus dem Schiller-Nationalmuseum Marbach und den Staatlichen Museen Kassel ausgestellt. Dabei schuf die Art und Weise der Präsentation für jedes der Gesichter einen - man ist versucht zu sagen: persönlichen, privaten Raum. Jede Maske hatte, wenn auch kein Zimmer², so doch 'eine Vitrine für sich allein', die nur durch die Vorderseite einzusehen war. In dieser relativ geschützten Situation hatte jede der Masken, in Gesichtshöhe eines stehenden Menschen aufgehängt, Aufforderungscharakter: hinzutreten und damit die Position für eine Zwiesprache einzunehmen. Der insgesamt sehr große Besucherzulauf zeugte von der interessierten Bereitschaft, dem zu folgen. Das ist doch bemerkenswert in einer Zeit, in der zunehmend Kommunikation *ohne* Gesichter propagiert wird, in der Informationen gesichtslos von einem Telefon oder Computer zum nächsten übermittelt werden. Trägt da ein Interesse am Gesicht, an 'stummer Zwiesprache' nicht schon fast anachronistische Züge? Dem Interesse an der Ausstellung nach zu urteilen nicht. Schaut man sich weiter um, so begegnen einem noch andere Beispiele, die *gerade* das Gesicht zum Thema erklären. So stellte die spanische Künstlerin Esther Ferrer auf der Biennale 1999 in Venedig eine Arbeit über ihr eigenes Gesicht aus. In Fotomontagen fügte sie Gesichtshälften aus verschiedenen Lebensaltern aneinander - das Ergebnis hat für den flüchtigen Blick des Betrachters etwas Irritierendes - und schon ist das Interesse geweckt, das Stutzen ergründen zu wollen. Diese Arbeit wird fortlaufend um neue Montagen erweitert. Auf dem Buchmarkt ist Jonathan Coles Buch 'Über das Gesicht. Naturgeschichte des Gesichts und unnatürliche Geschichte derer, die es verloren haben' zu erwähnen. Aber zurück zur Ausstellung der Totenmasken. Als auch in Aufsicht und Führungen Tätige ist mir die angeregte Nachdenklichkeit vieler Besucher und Besucherinnen in Erinnerung geblieben. Häufig wurden durch die Masken assoziierte Bilder und Fragen ganz unmittelbar in Gesprächen vertieft. Dies und mein Blickwinkel aus der Landschafts- und Freiraumplanung sind Anlass, der heutigen Faszination durch Totenmasken mit etwas zeitlichem Abstand nochmals nachzugehen.

'Herstellung' von Erhabenheit

Die Bandbreite der ausgestellten Masken konnte sicher sein, auf ein entsprechend breit gefächertes Interesse zu stoßen: Von ganz allgemeinem Interesse an Geschichte, bis hin zu besonderem Interesse an bestimmten Personen. Darin ist der

¹ Der bebilderte Text wurde erstmals 2000 in „Friedhof und Denkmal“ Heft 4 veröffentlicht. (Hg.) Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., Kassel.

² Mit der Entwicklung bürgerlicher Individualität geht die uns heute geläufige Definition von 'privat' einher, so auch die Deklaration privater Räume. Virginia Woolf fordert für die (bürgerliche,) literarisch tätige Frau neben Geld auch 'Ein Zimmer für sich allein' (vgl. Woolf, V. 1929/1994: 8)

Kult um bürgerliches Genie bis heute wirksam und wird weiter gepflegt. Für uns ist es heute selbstverständlich, mit bestimmten Namen Werke, Taten oder Ereignisse zu verbinden und das als Anlass z. B. für einen Museumsbesuch zu nehmen. Dieser Blick auf Persönlichkeiten wurde im 19. Jahrhundert angelegt und mit vielen Mitteln intensiviert - auch Totenmasken sind in diesem Sinne ein Werkzeug, um 'Größe' herzustellen und sie durch Erinnerung zu pflegen. Um das 'Gewöhnliche' und die 'Idee des Erhabenen' miteinander zu verbinden, also einen 'Charakterkopf' abzubilden, bedurfte es allerdings der Voraussetzung, der Persönlichkeit als solcher Wert beizumessen³. Schilderungen zur Herstellung von Totenmasken ist zu entnehmen, dass die Prozedur der Maskenanfertigung sehr sorgfältig vorgenommen wurde - auch, um damit eine natürlich-erhabene Wirkung zu erzielen. Das letzte Gesicht wurde durch den einen oder anderen Handgriff noch einmal in Szene gesetzt - und zwar so, dass gerade *nicht* der Eindruck des künstlich Zurechtgemachten entstand.

Gleiche Absichten können auch in der Gartenmode jener Zeit nachvollzogen werden. Im Landschaftsgarten war das Besteben, die Besonderheit des Ortes, den 'genius loci', herauszustellen und das Erhabene der Natur in das Blickfeld zu rücken. In Kassel ist der Bergpark Wilhelmshöhe ein Beispiel. Wie stelle ich aus einem Berghang einen imposanten Gebirgshang her? Wasserfall und nochmals Wasserfall lautete eine Antwort. An verschlungenen Wegen wurde, für die Besucher überraschend, Gartenkunst platziert. Wie bei der Totenmaske wird dafür das Mitbringen literarischer Bildung vorausgesetzt, die befähigt, z. B. das Zitat der ägyptischen Pyramide in einen Sinnzusammenhang zu setzen. In all ihrer Künstlichkeit sollen diese Gärten 'natürlich' wirken, deshalb empfiehlt Gartenliebhaber Fürst Hermann von Pückler-Muskau zur Pflege die 'silberne Axt'. Das soll heißen: zurechtgeschnitten wird - nur soll dieser Eingriff nicht zu sehen sein⁴.

Je 'näher', um so 'wahr'?

Während unsere Kenntnis über das Aussehen der meisten durch Totenmasken vertretenen Personen durch literarische, gemalte oder gezeichnete Beschreibungen zustande gekommen ist (Fotografie gab es ja noch nicht), wird sich vom Blick auf die Totenmaske die Vermittlung von 'mehr Authentizität' versprochen. Eine zwölfjährige Besucherin schreibt in das Besucherbuch des Museums: "*Zum ersten Mal sah ich Menschen die früher gelebt haben so lebendig vor Augen*". In dieser staunenden Faszination ist implizit der naturwissenschaftliche Blick enthalten. Die Vorstellung, je *exakter* das Abbild, um so *genauer, wahrer* unser Wissen. So gibt es auch ein Interesse an Totenmasken, das Fragen nach dem Tod in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt; das die Totenmaske als Gegenstand nimmt, möglichst *nah* an den Tod heranzukommen: Was zeigt das letzte Porträt - vom Leben, von der Schwelle zwischen Leben und Tod, vom Tod?

³ vgl. Grünbein, D. 1999: 13

⁴ Pückler-Muskau, F. H. v. 1834

Abstand lässt Platz...

Dem wäre ja eine Betrachtung gegenüberzustellen, die mehr Platz lässt. Die im Gesicht nach Indizien für Geschichte(n) sucht⁵. Solche Geschichten lassen sich nie einfach und direkt erzählen, darauf verweist auch Karl Jaspers, wenn er zu bedenken gibt, ihm sei noch keine Deutung einer Totenmaske bekannt geworden, die sie zum Sichtbarwerden des Verstorbenen wesentlich aufgeschlossen hätte. „*Was da gesehen wird*“, meint Jaspers, „*ist als verstehende Deutung nicht verifizierbar*“⁶. Das heißt, jeder würde zu einer Maske anderes erzählen. Hierzu eine Analogie aus der Welt des Tanzes: Auf die Frage, wie sie sich in Zusammenarbeit mit ihrem Ensemble einem neuen Thema nähert, bemerkt die Choreografin Pina Bausch, dass in diesem Fall direkte Fragen und Forderungen unergiebig sind, sich Geschichten aus den Interpretationen der einzelnen Tänzer und Tänzerinnen allmählich entwickeln, es die vermeintlichen Umwege sind, die sich als gangbare Wege erweisen⁷. Die Wahrheit, so formuliert es John Berger, liegt nicht unmittelbar auf der Oberfläche, auch nicht dahinter, sondern woanders⁸. Wir werden auf unsere subjektive Wahrnehmung zurückverwiesen, die durch unsere jeweils eigenen Erfahrungen gespeist ist.

Treten wir also einen Schritt zurück, sehen die Maske aus einer anderen Perspektive. Betrachten das Gesicht, in dem Ereignisse des Lebens Spuren hinterlassen haben, wie in einer Landschaft, in der menschliche Arbeit im Laufe der Zeit Spuren in der Morphologie hinterlassen hat. Wenn wir ein Gesicht beschreiben sollen, benutzen wir oft Worte, die ebenso eine Landschaft beschreiben könnten. Da sind Furchen wie auf einem Acker. Falten wie in gefalteten Gesteinschichten. Grübchen. Buckel und Höcker. Zeichen, die wir hier wie dort *aus Erfahrung* zu lesen wissen. Der Verlauf von Lach-, Denk- und Sorgenfalten ist auf eine selbstverständliche Weise vertraut, so wie die charakteristische Morphologie einer Landschaft. Dabei macht gerade das Nebenbei der Wahrnehmung unsere Sicherheit im Verhalten aus: intuitiv entnehmen wir einem Angesicht Botschaften - jenseits der Sprache - und reagieren entsprechend. Genauso wie sich jeder in vertrauter Landschaft fraglos zu bewegen weiß.

⁵ Ein solcher Zugang, der immer etwas unsicher bleibt, hat wohlgemerkt nichts mit E. Fridells Auffassung zu tun, der Betrachter könne aus Totenmasken mühelos ganze Biographien und Monographien herauslesen. Es gab weiterhin in deutscher Vergangenheit übelste Versuche, einen direkten Zusammenhang zwischen Physiognomie (oder Schädelformen) und Charaktereigenschaften herbeizureden, die unter den Nationalsozialisten zur Legitimierung ihrer Macht einerseits und Diskriminierung, Verfolgung und Tötung unliebsamer Menschen andererseits missbraucht wurden. Zur Stützung ihrer Ideologie wurden auch Totenmasken herangezogen: 1942 wurden vom Naturhistorischen Museum aus einem Lager in Posen 29 Totenmasken ermordeter Juden bestellt und dann im Rassesaal des Hauses präsentiert (vgl. Lau, M. 1999).

⁶ vgl. Jaspers, K. in: Eschen, F. 1967: 10

⁷ Schmidt, J. 1998

⁸ vgl. Berger, J. 1993: 73

Beides, Gesicht und Landschaft, bildet der Maler Alexej von Jawlensky in 'Großes Geheimnis' von 1933 gleichzeitig ab⁹. Das Gesicht als Landschaft, die Landschaft als Gesicht. Insbesondere in seiner Bilderreihe 'Meditationen' lässt sich die Gratwanderung der Reduktion studieren: Wie weit lassen sich die Merkmale eines Gesichtes reduzieren, so dass es noch immer als Gesicht erkennbar bleibt? Gerade dieser Grenz-Gang eröffnet plötzlich ein Vexierbild, in dem Landschaft - oder Gesicht - aufscheint. Das Betrachten findet, im Sinne John Bergers, nicht einmal mehr eine anscheinend eindeutige Oberfläche - ein Suchen und Fragen jenseits des Abgebildeten wird unerlässlich.

Auch vor der Totenmaske stehen wir und suchen nach dem 'Eigentlichen'. Obgleich das Gesicht durch die Entspannung im Tod verändert erscheint, unternehmen wir im Blick zurück vielleicht den Versuch, auf das Gesicht der Person zu Lebzeiten zu schließen. Die Abwesenheit von Lebendigkeit in der Maske, die dabei in Gedanken zu überbrücken ist, umschreibt Durs Grünbein mit der Metapher der 'Menschenleere einer aufgegebenen Landschaft'¹⁰. Sie wird ganz deutlich, wenn man Gelegenheit hat, eine Lebendmaske, bewohntes Land, daneben zu sehen. Zwei völlig verschiedene Landschaften, deren Verbindung von jeher Aufgabe von Künstlern war. Totenmasken dienten ihnen als Vorlage oder Vorgabe, lebendig wirkende Büsten zu fertigen. W. Goethe traute solchem Vorgehen jedoch nicht, er bemerkte skeptisch, ein Künstler sei nur selten imstande, eine Totenmaske völlig wiederzubeleben. Er selbst wollte sein Gesicht diesem Risiko wohl nicht ausgesetzt wissen, denn von ihm existieren nur Lebendmasken.

Die Suche nach dem 'Eigentlichen' in einer Totenmaske lässt auch an eine stille Winterlandschaft denken. Die geschlossenen Augen, das Menschenleere, die entspannten Züge erinnern an eine Schneedecke, unter der die eigentliche Landschaft *begraben* liegt. Die Konturen aber, die Grenzen, die gleichzeitig Grenzen des Betrachtenden sind, werden um so deutlicher sichtbar. Doch wollen wir wirklich alles wissen, über die Zersetzung, den Zerfall - K. Jaspers stellt das in Frage. Oder sind wir unter dem auch Quälenden, das im Anblick einer Totenmaske enthalten sein kann, plötzlich froh um den Mantel einer Winterlandschaft?

Diese Gesichter wollen nichts von einem, vielleicht trägt auch das zur Faszination bei. Man kann sie betrachten, solange man will, es gibt keinen begrenzenden Blick des Gegenübers. Es bleibt Zeit, die Distanz zwischen Leben und Tod auszuloten, für die Ambivalenz zwischen dem Auskennen in vertrauten Gesichtszügen, bekannten Spuren - und dem Befremden durch das unvertraute, weil tote Gesicht. Das Befremden liegt auch im Wissen, eines Tages selbst den Moment zu durchschreiten, der

⁹vgl. Wittrock, W. 1986: 60

¹⁰vgl. Grünbein, D. 1999: 18

von den Masken als Momentaufnahme dokumentiert ist. Es ist Platz, mitgebrachte Erfahrungen auszubreiten, die je nach Biographie anders aussehen. Zunächst für sich selbst, so dass jede gedankliche Zwiesprache ein Monolog ist - kennzeichnend allein für den Betrachtenden. Doch dann eröffnet die Vergleichbarkeit verschiedener Erfahrungen wieder Dialoge - zwischen lebendigen Gesichtern.

Literatur

- Benkard, Ernst 1929:** Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken. Frankfurter Verlags-Anstalt. Berlin
- Berger, John 1993:** Begegnungen und Abschiede. München
- Buttlar, Adrian von 1989:** Der Landschaftsgarten: Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik. Köln
- Cole, Jonathan 1999:** Über das Gesicht. Naturgeschichte des Gesichts und unnatürliche Geschichte derer, die es verloren haben. München
- Davidis, Michael; Dessoiff-Hahn, Ingeborg 1999:** Archiv der Gesichter. Toten- und Lebendmasken aus dem Schiller-Nationalmuseum Marbach. Ausstellungskatalog. Weinsberg
- Fridell, Egon 1929/1984:** Das letzte Gesicht. Neunundsechzig Bilder von Totenmasken. Zürich
- Goethe, Wolfgang 1809/1954:** Die Wahlverwandtschaften. Gütersloh
- Grünbein, Durs 1999:** Das aufgegebene Gesicht. In: **Davidis, Michael, Dessoiff-Hahn, Ingeborg 1999:** Archiv der Gesichter. Toten- und Lebendmasken aus dem Schiller-Nationalmuseum Marbach. Ausstellungskatalog. Weinsberg
- Jaspers, Karl 1967:** Das letzte Porträt. In: **Eschen, Fritz 1967:** Das letzte Porträt. Totenmasken berühmter Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart. Mit einer Einführung von Karl Jaspers und einem kulturhistorischen Beitrag von Karl-Heinz Schreyll. Berlin
- Lau, Marjam 1999:** Kulturverfall im Antlitz der Teletubbies. Das Potsdamer Einstein Forum erforscht den physiognomischen Diskurs während der Weimarer Republik. In: Die Welt, Deutschlandausgabe vom 18.12.1999, Berlin
- Pückler-Muskau, Fürst Hermann von 1834:** Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. Stuttgart
- Schmidt, Jochen 1998:** Tanzen gegen die Angst. Pina Bausch. Düsseldorf und München
- Woolf, Virginia (1929) 1994:** Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt a. M.
- Wittrock, W. Kunsthandel GmbH 1986:** Ausstellungskatalog 'Alexej Jawlensky - Gemälde 1908-1937'. Ausstellung September/Oktober 1986. Düsseldorf

DIE STRAÙE ALS LANDSCHAFT¹

Mit Rudolf SCHWARZ (1953/94: 41) können wir das Jahr 1 des Städtebaus auf das Jahr 1800 ansetzen (Camillo SITTE 1889/1909, Ebenezer HOWARD 1898/1968, Josef STÜBBEN 1907). Der Städtebau, der die Siedlungsplanung und die darin enthaltene Erfahrung ersatzlos aufhebt und damit das Funktionelle – im weitesten Sinne das Gebrauchsfähige – denunziert und die "zur Doktrin erhobene Funktion, den Funktionalismus" (SCHWARZ 1953/94: 158) rigoros durchsetzt und damit das Jahr 1, muß nach STEINBACH (1953/94: 153) in die Zeit der französischen Revolution zurückverlegt werden; also etwa in die Zeit der Entwürfe der Kasernenbauer FOURIER und OWEN ('Industriedörfer').

Die Modernisierer oder auch Funktionalisten verfügen über eine relativ einfache Strategie zur Einvernahme des "lieben Publikums". Im Gegensatz zur Gartenkunst, die schon um 1800 die Moderne vollkommen ausgebildet darstellt, wird bei den Siedlungserweiterungen noch bis 1910 vorhergehende Erfahrung und Kenntnis angewandt und gebaut. Das wäre ein überzeugendes Indiz für die frühere Datierung des Jahres 1 durch Projektionen, die auch gebaut wurden. Gleichzeitig sind darin die postmodernen Strategien der emotionalen Vereinbarung, durch eine simplifizierte und oberflächliche Kritik an den Verhältnissen (vgl. ADORNO 1967a), erlöserischer Projektionen und demagogischer Erfüllungspropaganda schon vollständig angelegt. Der Ummünzung des Unbehagens und konkreter Mißstände in eine Verheißung steht die reale materielle Zerstörung durch Krieg Pate. Nicht zufällig sind die großen Manifeste des Städtebaus mit zwei Weltkriegen verbunden (vgl. WOLFE 1984/90). Die Modernisierer brauchen die Katastrophe, die sie zur Not auch herbeireden und traditionalistisch beweihräuchern:

"Auch genuin traditionale Momente, ... arten in dem Augenblick, in dem das Bewußtsein sie als Reliquien anbetet, in Bestandteile einer Ideologie aus, die am Vergangenen sich labt, damit am Gegenwärtigen nichts sich ändere, ..." (ADORNO 1967b: 32).

Damit wird gleichzeitig der Steinbruch eröffnet. Die manifeste Geschichte wird in Versatzstücke verwandelt. WOLFE (1984/90: 15) berichtet vom Bauhaus, daß dort zu studieren hieße, "bei Null anfangen".

"Wegen der Abwechslung müssen Fahrbahnen, Fußsteig und Straßenallee nicht immer nach demselben Schema nebeneinander liegen, sondern nach wechselnder Anordnung." (GENZMER 1894 in: SITTE 1889/1909: 203).

SITTE nutzt dieses Zitat sehr eindrucksvoll:

"Gerade das, den Stadtbaukünstler von alten Schablonen zu befreien, ihn ungehindert von Vorurteilen denken und entwerfen zu lassen, kann nur Zweck gesunder kritischer Untersuchungen sein, die nur durch diese Befreiung sowohl des Künstlers als auch seines Auftraggebers Nutzen stiften können." (SITTE 1889/1909: 20).

¹ Erstveröffentlichung in "STADT UND GRÜN" 11/96: 781-784.

Dieses Manifest der Unverbindlichkeit muß man sich auf der Zunge zergehen lassen. Denn hier ist jeder Begriff mindestens zweimal konterkariert. Zum Beispiel ist mit der "Untersuchung" ja nicht eine sorgfältige Prüfung und Interpretation des Vorhandenen gemeint, sondern der geschmäckerliche Vergleich von "Entwerfen" in der Form von Graphiken. Und klammheimlich ist darin untergebracht, daß bewährte Regeln, die der Erfahrung des Gebrauches folgen, "schablonenhaft" und "vorurteilsvoll" seien.

Die Ideologie vom Straßenraum

SITTE nennt so flott die "Schablone", nach deren "immergleichen Schema Fußsteig, Allee, Fahrbahn nebeneinander liegen" (ebd.). Und er wünscht dieser "beklemmenden Langeweile" durch die "Mannigfaltigkeit des Malerischen, oder in der höheren Stufe der Poesie des Städtebaus" abzuhelpen. Wozu er dann das ganze, bis auf den heutigen Tag immer wieder stereotyp verwendete Repertoire an Versatzstücken aus der romantischen Begrüßung zusammenträgt:

"... Bürgersteigverbreiterungen und Ausgestaltungen an Straßenecken (...) zum Zwecke der günstigsten Aufstellung von Warthallen für die Straßenbahnen, und zwar in Verbindung mit Bäumen, Brunnen, Erfrischungshallen, Plakatsäulen etc. (...) Hiermit dürfte das Wichtigste über das Motiv des Einzelbaumes oder der kleinen Gruppe von Baum- und Strauchwerk vorgeführt sein." (SITTE 1889/1909: 199).

Wenn wir der Behauptung, daß "... die Alleeform allein (...) eine flammende Anklageschrift gegen unseren Geschmack (ist)" (ebd.: 210) folgen, können wir SITTE über WAGNER (1915), GROPIUS und BAUHAUS, CORBUSIER und die 'Charta von Athen' bis zu MAY, REICHOW, SCHWAGENSCHIEDT und die ganzen Epigonen der Modernisierung (Arsten, Blockdiek, Osterholz - Tenever, alle Bremen) den Siegeszug des "dekorativen Grüns" (SITTE) in immer abstruseren Erfindungen nachgehen. Die Grünkünstler treten dabei für Handlangerdienste, die die Petersilie auf das Gericht streuen, auf. Auch, wenn es zunächst überraschend klingt, das "Straßenbegleitgrün" ebenso wie die "Verkehrsberuhigung", die von einem Mißerfolg zur nächsten Ungereimtheit fortschreiten (vgl. ATHMANN 1981/89; GRUNDLER u. LÜHRS 1983/93; LUCKS 1989/93), sind Nachfahren der verklemmten Modernisierungspropaganda. Was WORTMANN (1975) im Namen der Bremer Aufbaugemeinschaft zur direkten Zerstörung des Bremer Reihenhaushausquartiers durch notwendige "Auflockerung" zur "prinzipiellen planerischen Gesundheit" propagiert - aus einem Reihenhaushausquartier werden sich doch wohl Zeilen machen lassen (damit das nicht auffällt, nennt WORTMANN die Häuserreihen vorwegnehmend schon mal "Zeilen") -, probieren die Verkehrsberuhiger sublimier und mit mehr philanthropischer Versprechung. Ihre unverstandene Absicht besteht ebenfalls darin, die Gründerzeitquartiere, die den Geschmäcklern des Städtebaus zu altertümlich sind, dem Zeilenbau ähnlich zu machen. Die autogerechte Stadt ist das Leitbild für die Moderne, die eben nicht "langweilig" und "schematisch" nach dem "immergleichen Schema" die lineare Zonierung eins ums andere mal, Straße für Straße gleich herstellt. Und jede Fußgängerzone (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1993, - Ostertorsteinweg, Vor dem Steintor) ist ein offener, wenn auch unverstandener Anschlag auf die stabilisierte Stadt (vgl. DINNÉ

1979) und die vergleichslose Angleichung an den Neubauschrott. Die Leitbilder des modernen Städtebaus, jeden Tag neu beschworen und immer unerreicht wie erfolglos, werden in die traditionellen, nach Erfahrung und Wissen organisierten Siedlungen transportiert, damit diese nicht mehr zum Vergleich herangezogen werden können.

Die Ökonomie der Straße

Die Ökonomie der Straße enthält eine alltagspraktische und eine sozial(-psychologische) Seite. Jede originelle Investition aber, die an der Straße einen gemeinsamen Hof für eine Reihe von Häusern formt, wirkt gettoisierend.

"Die Abgeschlossenheit des Privathauses, nach außen durch Zaun und Vorgarten deutlich betont ..., ist heute ebenso durchbrochen (...) wie der gesicherte Zugang zur Öffentlichkeit ..."
(HABERMAS 1962: 190).

"Im gleichen Verhältnis, wie sich das Privatleben veröffentlicht, nimmt die Öffentlichkeit selbst Formen der Intimität an - in der Nachbarschaft ... Die Diskussionsform der Geselligkeit weicht dem Fetisch einer Gemeinschaftlichkeit an sich." (ebd.: 191).

Die Verhübschung, die Dekoration der Straße zwingt nicht nur den Geschmack, sondern auch die Zustimmung zur Intention. Die Diskussion über die Straße wird frei nach SITTE zu einer immerwährenden Geschmacksfrage und - entscheidender - zu einer Frage nach der Gesinnung. Integrität und Autorität der "*Personen*" ebenso wie die Achtung und Zulässigkeit "*Fremder*" werden aufgehoben in dieser "*zivilen Form des Garnisonslebens*" (WHYT 1958 in: HABERMAS 1962). Das scheinbare Privileg des privatistischen Rückzugs aus der Kommune, die Isolierung in einen intimen Raum, der den Wohnwegen des Zeilenbaus entlehnt ist (vgl. WORTMANN 1975), ist gleichzeitig die Begründung der Neidkultur, die mangelnde Berücksichtigung suggerierend, zu dauernder Konkurrenz und ständigem Konflikt führt. Privilegierung einerseits wird andererseits als Schikane verstanden und eingesetzt. Gleichzeitig wird die Verwaltung und die soziale Kontrolle der Straße (vgl. JACOBS 1963/69), die dem sicheren Gebrauch verpflichtet ist, ersetzt von einer aufgeräumten Schönheitspflege, die den Gebrauch nur vortäuscht und auf die Stimmung setzt.

Die Ideologie der Verschwendung

Die Beliebigkeit, die SITTE, seine Vorgänger und Epigonen, gegen das "*schematische Nebeneinander*" proklamieren, geht davon aus, daß es keine praktischen und bewährten Regeln für die Straße gibt. Was bei STÜBBEN (1907), der wenigstens mit vielen Beispielen aufwartet, noch als qualitative Differenzierung des gleichen Prinzips dargestellt ist, wird ins entwerferisch Zufällige und Geschmäckerliche gewendet. Das ist nur möglich, wenn der Gebrauch ignoriert wird und die verschiedenen Nutzungen gegeneinander ausgespielt werden. Das "*schematische Nebeneinander*" wird flächenhaft verteilt und zentralisiert. Ganz witzig kommt dabei die Aufhebung der Straße heraus - begründet über den Verkehr, dem sie sich verdankt. Das gleicht etwa einem Bahnhofsvorplatz, dem alle Gebräuche gestohlen werden, damit er nur noch hübsch aussehen kann. Auch hier finden wir wieder die fetischisierte Argumentation, die mit den selbst verur-

sachten Exzessen droht, damit sie weiterhin Bestand haben können. Die Straße nämlich zur Verschwendung zu erklären, macht sie einerseits verfügbar und legitimiert andererseits die funktionalistische Autobahn, sowie die Fußgängerzone und den zugehörigen Parkplatzabfall. Und wiederum gelingt es, eine Neidkultur und Bedrohung durch heftig überhöhte Bodenpreisdifferenzen herzustellen und für die Spekulation herzurichten.

Das Malerische und das Photographierbare (BLOCH)

Wenn wir nach Zeugnissen der Abbildung von Straßen in der Malerei suchen, ist der Erfolg recht dürftig. Denn wir finden die Straße immer als Ort oder Platz des Aufenthalts, einer Begebenheit - also im weitesten Sinne eines Interieurs - dargestellt. Die Bewegung ist kein Sujet, das der Malerei zugänglich ist, weil sie eine Ansicht darstellt, bei der das Interieur, die Botschaft, die Stimmung, über die Accessoires der Nachbarschaft - die passenden Möbel der Situation die Erinnerung anspricht (zum Beispiel TOULOUSE-LAUTREC). Die Malerei macht den Betrachter zum Zuschauer. Wer also Orte photographiert, im besten Sinne porträtiert, folgt der Ikonographie der Malerei.

Anders dagegen die Photographie und mehr noch der Film, sofern sie nicht porträtiert (vgl. BENJAMIN 1963). Das Photographierbare (vgl. STEINBACH 1953/94: 159) ist der Bewegung und der Distanzierung verpflichtet. Wenigstens suggeriert es Bewegung im Photo, die im Film "real" wird. Im Film ist die Bewegung so distanziert, daß wir ihr suggestiv folgen und uns gleichzeitig als exklusiv bevorzugte Zuschauer wähen (KÖTZ 1986: 27).

Die praktische Ökonomie der Straße

Die "gemalte" Straße stellt immer den Ort, eine Begebenheit dar. Die Straße, als Bewegung und Richtung dargestellt, ist vom Foto und vom Film übernommen worden. Das Verständnis der praktischen Ökonomie ist ambivalent besetzt, weil der Ort - im Sinne von Platz - mit der Reise und Richtung - im Sinne von Weg - zu verstehen ist. Nach den "naiven" Metaphern des Funktionalismus, der ja auf Sauberkeit besteht, kann das nicht gehen. Die sozialpsychologische Seite des "Anteils an der Verwaltung der Straße" (vgl. JACOBS 1963/69) ist ebenso unverständlich wie die praktische des Weges, des Wegfahrens, Weggehens und Heimkehrens, des Ankommens. Aber auch der "Ort" Straße, der durch die Wege öffentlich ist und deshalb Bekanntheit und Sicherheit nicht mit Intimität verwechseln läßt, geht nicht in den Kopf des Funktionalisten.

Andersherum: Je mehr Leute und Nutzungen beteiligt sind, je einfacher und selbstverständlicher muß die Organisation und Ausstattung sein. Und daraus folgt notwendig, daß "ich" mit meinen Kenntnissen und Erfahrungen "hausieren" können muß. Hausen, heißt zu Hause sein und Erfahrungen sammeln. Wenn ich an fremden Orten etwas verstehen will, muß ich mit meiner Erfahrung hausieren und meine Rolle als Fremder einordnen können. So erhält die Informationstheorie den praktischen Sinn einer Konvention, die nicht von den Zeichen, sondern von der Erfahrung, die den Zeichen innewohnen, getragen werden. Die Ökonomie der Straße, die Straße als Freiraum, ist in eina-

chen Regeln der Organisation, die Ort und Weg ermöglichen, untergebracht. Das ist weder zu malen, noch zu fotografieren und versperrt sich der Funktionalisierung.

Einfache Regeln

Was als Schema denunziert wird, kann ja auch als Vorbild, Beispiel verstanden werden. Die Entwerfer erfinden neu, was der klugen Kopie, dem verständigen Nachvollzug gedient sein sollte. Die Modernisierer verstehen die Regel, das Prinzip nicht, weil sie die darin enthaltene Gebrauchstüchtigkeit übersehen und den Geschmack protegieren. Langeweile ist dabei der touristischen Deklaration der Vielfalt geschuldet. Die Regel ist aber nur über den Gebrauch zu verstehen. Die Ausstattung und Organisation steht nicht für sich. Die Gebräuche, die weder formal sichtbar oder meßbar sind, sind in der Sicherheit des Gebrauchs nur informell zu beobachten und nachzuvollziehen (vgl. ZIMMERMANN 1978). Und nicht nur zur Not kann man, statt aufmerksam der Konkurrenz des Entwurfs, auch seiner eigenen Sicherheit folgen.

Die Regeln

Das Prinzip, das als Schema denunziert wird, enthält jahrhundertelange praktische Erfahrung (vgl. BÖSE-VETTER 1991). Die Zonierung, das Nebeneinander ist der Wechsel von der Parzelle - des Territoriums - zur Reihung, die Aneinanderfügung des Gleichen. Auf der Rückseite des Hauses ist das Nebeneinander legitimiert und gesichert durch explizite Grenzen. Auf der Vorderseite des Hauses haben wir dagegen zwei Regeln. Einmal die Reihung, die in den Parzellen ihre Grenzen hat: die Vorgärten. Dann die Grenze, die die Parzelle gegen die lineare Organisation der Straße trennt: der Vorgartenzaun. Die Zonierung der Straße wird von der Linie, dem Nebeneinander der Organisation dominiert, das von der Nachbarschaft parzelliert verwaltet wird. Die alte Metapher von der Linie (Richtung) zum Raum (Ort) erhält hier die Bedeutung, daß Linie und Raum die Straße beschreiben - eine Kooperation und nicht wie zu vermuten wäre ein Widerspruch, den es zu versöhnen oder aufzuheben gelte.

Praxis hier und Praxologie dort

"Copieren heißt erfinden" formulierte CULOT (1977). Aber kopieren heißt auch verstehen, wenn es nicht schematisch (im weitesten Sinne des Wortes) werden soll. Um die Regel und ihre Tüchtigkeit zu erkennen, muß sie zunächst einmal bekannt sein. Wie ist eine Straße denn organisiert? Hauswand, Vorgarten/Vorhof, Fußweg, Straße werden gespiegelt, damit gleiche Nutzungen, Vorderseite des Hauses zur Vorderseite des Hauses hergestellt werden, so daß die gleiche Produktionsöffentlichkeit besteht. Und die besteht im Gegensatz zur Rückseite des Hauses, bei der die Nachbarschaft unöffentlicher, = sozial näher (HÜLBUSCH, I.M. 1978) ist, in der Freiheit der Öffentlichkeit. Nachbarschaften sind zufällig oder zwangsläufig und werden konventionell geregelt, wenn das materiell möglich und akzeptabel/akzeptiert ist.

Die Regel ist unverschämt einfach. Und daran gibt es - wie auch beim Reihnhaus - nichts mehr zu erfinden. Wir können die Frage auch empirisch auflisten. Wieviel Straße paßt in eine Straße...

LITERATUR

- Adorno**, Theodor W. 1967a: Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt am Main.
- Adorno**, Theodor W. 1967b: Über Tradition. In: Ohne Leitbild, Parva Aesthetica. Frankfurt am Main.
- Athmann**, Alwin (1981) 1989: Zurück zur Straße; oder ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen. Vervielfältigtes Manuskript. Kassel.
- Benjamin**, Walter 1963: Kleine Geschichte der Photographie. In: ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main.
- Bloch**, Ernst 1963: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankfurt am Main.
- Böse-Vetter**, Helmut 1991: Hof und Haus. Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25 der Kasseler Schule: 109-152. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Culot**, Maurice 1977: Kopieren ist erfinden, oder: Von der Unmoral der weißen Kalkschminke. Bauwelt (22): 714-715. Berlin, Gütersloh.
- Dinné**, O. 1979: 15 Jahre SPD in Bremen, dann gruen. Bremen.
- Grundler**, Hubert und Helmut **Lührs** (1983) 1993: Straßenbegleitgrün in der Krise. In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule: 1-99. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Habermas**, Jürgen 1962: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied und Berlin.
- Howard**, Ebenezer (1898) 1968: Gartenstädte von Morgen. Berlin, Frankfurt/M., Wien.
- Hülbusch**, Inge Meta 1978: Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE/ASL 01 Heft 033. Kassel.
- Hülbusch**, Karl Heinrich 1993: Vom 'Rand' zum Abfall. Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Jacobs**, Jane (1963) 1969: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4. Berlin.
- Kötz**, M. 1986: Tiefe Sehnsucht von 'Casablanca'. In: ders. (Hg.): Der Traum, die Sehnsucht und das Kino. Frankfurt am Main.
- Lucks**, Theresia (1989) 1993: Die kreative 'Zerstörung der Straße' - zum Beispiel Bremen. In: Notizbuch 29 der Kasseler Schule: 177-208. Hg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Schwarz**, Rudolf (1953) 1994: Was dennoch besprochen werden muß. In: Bauwelt Fundamente 100: 162-178. Braunschweig, Wiesbaden.
- Sitte**, Camillo (1889) 1909: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. 4. Auflage. Wien und Leipzig.
- Steinbach**, R. (1953) 1994: Wo liegt eigentlich der Kern der Diskussion um Rudolf Schwarz? In: Die Bauhaus - Debatte 1953: 152-160. Bauwelt-Fundamente 100. Braunschweig, Wiesbaden.
- Stübben**, Josef 1907: Der Städtebau. Handbuch der Architektur. Stuttgart.
- Wagner**, Martin 1915: Das sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächentheorie. Dissertation. Bergakademie Freiberg. Berlin.
- Wolfe**, Tom (1984) 1990: Mit dem Bauhaus leben - from Bauhaus to our house. Frankfurt am Main.
- Wortmann**, Werner 1975: Das Steintorviertel - seine Vergangenheit und künftige Entwicklung. Bremen.
- Zimmermann**, Janos 1978: Wohnverhalten und Wohnumwelt. Karlsruhe.

Friedhof als Landschaftsschaden?¹

In meinen Ausführungen möchte ich an meine Diplomarbeit über 'Friedhofs-Moden' anknüpfen. Am Beispiel eines gebrauchstüchtigen Friedhofs habe ich überlegt, was mir daran wesentlich erscheint. Dem sollen Vorgaben für den Entwurf einer 'landschaftsarchitektonischen Anlage mit integriertem Urnenfriedhof' gegenübergestellt werden. Diese Aufgabe wurde an der Technischen Hochschule Darmstadt im Fachbereich Architektur, Wahlpflichtfach Städtebau, gestellt und als Diplomarbeit von mehreren Studentengruppen - quasi in Form eines Wettbewerbs - bearbeitet. Die Ergebnisse wurden vorletztes Jahr im Kasseler Museum für Sepulkralkultur² unter dem Titel 'ashes to ashes' ausgestellt. Dazu ist ein kleiner Begleitband erschienen, in dem die Vorgaben für die Arbeiten festgehalten sind; in meinen Ausführungen beziehe ich mich hauptsächlich auf Formulierungen aus diesem Band. Zunächst werde ich am Beispiel des Warburger Friedhofs einen gebrauchstüchtigen Friedhof vorstellen, anschließend die wesentlichen Vorgaben für die Entwurfsaufgabe wiedergeben und schließlich meine Kritik daran ausführen.

I. Ein gebrauchstüchtiger Friedhof: Beispiel Warburg

Vor kurzem habe ich einen Spaziergang über den Friedhof in Warburg gemacht, Warburg liegt nicht weit nordwestlich von Kassel im katholischen NRW. Dort fand ich auf eindruckliche Weise den Gedanken bestätigt, *dass der Friedhof spiegelt, was im Ort geschieht*. Der Friedhof liegt dort am Rand der Altstadt innerhalb der Stadtmauern: an manchen Stellen gibt es eine doppelte Befestigung und zwischen diesen Mauern ist der Friedhof auf verschiedenen Ebenen untergebracht. Nebenbei geben diese Mauern an vielen Stellen Rückwände für die Gräber ab. Die Belegung erfolgt auf unmittelbar aneinandergereihten Parzellen, die 'Kopf-an-Kopf' angeordnet sind. Es gibt unterschiedlich große Parzellen, z. B. an breiteren Wegen Parzellen doppelter Tiefe und Breite. Darunter sind über viele Generationen erhaltene Familiengräber, z. B. das der Bürgermeister-Familie, dessen Belegung bis in das vor-vorige Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Solche Gräber bezeugen den gewichtigen Einfluss bestimmter Familien und Personen. Insgesamt kommt auf den Parzellen Neues neben Altem, intensiv Gepflegtes neben längst Überwuchertem vor. Wieder zurück im Ort, finden die auf dem Friedhof gesammelten Eindrücke ihre Entsprechung. Auf engen Raum gibt es in den verschiedenen Lagen der Stadt ein Nebeneinander un-

¹Vortrag zur mündlichen Prüfung - Diplom II - am 20.3.1999.

² Im Museum für Sepulkralkultur werden Exponate zum Thema 'Trauerkultur' i.w.S. gezeigt, also zu den Themen Sterben, Tod, Trauer, Grab, Gedenken. Dauerexponate und ergänzende wechselnde Ausstellungen sollen Diskussionen anregen.

terschiedlicher Ökonomien, es gibt den kleinen Hof wie das üppige Ackerbürgerhaus. Neben Neuem gibt es das Weiterbestehen alter Traditionen: mir als einer Fremden fallen z. B. die vielen Leute auf, die hier am Sonntag-Nachmittag Kaffeetrinken gehen - entsprechend breit ist das Angebot an Cafés - das ist offensichtlich so eine Tradition, die hier weiterbesteht. Die Cafés machen wie die zahlreichen anderen kleinen Läden deutlich, dass hier viele Leute Anteil am Markt haben, sie sind in der Stadt mit Handel und Gewerbe präsent, so wie Angelika NAGL es 1993 für Zierenberg beschrieben hat (NAGL, A. 1993: 17).

In dieser Stadt versammelt der Friedhof - so meine Überlegung - lauter ausgelagerte Orte der Außenhäuser. Um das zu erläutern, möchte ich auf I. M. HÜLBUSCHs Arbeit 'Innenhaus und Außenhaus' (1981) verweisen, in der sie den Lebensraum und dessen Verfügbarkeit beschreibt. Sie stellt dar, dass der sozial verstandene Lebensraum nicht allein auf das Innenhaus beschränkt ist, denn:

„Wie sonst sollte man hinaus kommen, Kontakte und Konflikte eingehen und auch Hilfe, Ergänzung, Information einholen können?“ (HÜLBUSCH, I. M. 1981: 7).

In Gesellschaft zu leben, das Hinausgehen also, gehört nun einmal zum menschlichen Leben, so legt es auch Hannah Arendt in ihrem Buch 'Vita activa oder Vom tätigen Leben' dar (ARENDR, H. 1967/98: 34). I. M. HÜLBUSCH schreibt weiter:

„Das Außenhaus - Vorgarten, Eingang (Haustür), Hof und Garten sind solche (das Innenhaus, D. K.) ergänzenden Orte und gleichzeitig verknüpfende Orte zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt: kontrolliert zwar, eingeschränkt - aber verfügbar“ (Hülbusch, I. M. 1981: 7).

In diesem Sinne sind auch die Grabparzellen des Friedhofs 'das Innenhaus ergänzende Orte', also Teil des Außenhauses, und da sie nicht unmittelbar am Haus liegen, sind sie sozusagen ausgelagerter Teil des Außenhauses. Solange es noch den Trauerzug vom Haus zum Friedhof gab, kam in darin die soziale Verbindung zwischen Haus und Friedhof noch ganz deutlich zum Ausdruck. Es gibt somit einen 'privaten' Teil der Trauer im Haus und einen 'kommunen' Anteil außerhalb des Hauses. Die Grabparzelle, und in der Fortsetzung der Friedhof, ist von dieser Warte her ein territorialer, ein zum Haus gehöriger Ort, im Gegensatz zu einem exterritorialen Ort (vgl. BOSS, H. 1988: 2), wie ihn Friedhofs-Entwürfe herstellen. In erster Linie steht die Grabparzelle also für eine soziale Handlung vom Haus aus. Die Wichtigkeit der Parzelle wird auch von der *formalen* Verfügbarkeit widergespiegelt. Jede Grabparzelle ist für eine bestimmte Zeit gepachtet. Damit hat sie von der formalen Verfügbarkeit her einen ähnlich 'sicheren' Status wie andere Orte des Außenhauses, wie z. B. Hof oder Vorgarten. Ein weiteres Beispiel für dem Außenhaus ausgelagerte Orte sind Feldgärten, die Regina HELBIG in ihrer Diplomarbeit beschreibt (HELBIG, R. 1996/97). Auch sie liegen nicht unmittelbar am Haus, sind aber immer einem vollständigen Haus und einer Siedlung zugeordnet (ebd.: 55).

Der Friedhof versammelt mit den Grabparzellen viele Auslagerungen der Außenhäuser und wird darüber zu einem eigenen sozialen Ort, mit eigenen Nachbarschaften und daraus resultierenden Absprachen. Von daher ist es nur folgerichtig, wenn der

Friedhof - wie in Warburg - spiegelt, was in der Stadt geschieht. I.d.R. werden wir auf dem Friedhof entsprechende Phänomene für Absprachen und Konventionen finden, analog denen der übrigen Stadt: Grenzen zwischen Parzellen, die Wahrung bestimmter Regeln in Erscheinung und Pflege der Parzellen. Darin wird das Maß an Toleranz wahrnehmbar, das vermittelt, wie 'eng' oder wie 'weit' es hier ist - je nachdem. Auf dem Warburger Friedhof verrät die Bandbreite von intensiv gepflegtem bis 'wildem' Grün viel Toleranz. Das ist nur unter der Abwesenheit von Entwurf und Gestaltung möglich, wenn also die Administration wenig Einfluss nehmen kann. Das lässt Platz für private Entscheidungen und macht diesen Friedhof so sympathisch. Was geschieht nun im Falle eines Todes auf dem Friedhof, also dem Trauerhaus ausgelagerten Ort?

Mit der Trauer um einen Verstorbenen wird der Verlust eines Menschen von den Hinterbliebenen allmählich in das Weiterleben integriert. Das ist ein individuell unterschiedlich, auch unterschiedlich lange, verlaufender Vorgang, der letztendlich auf Erhalt und Herstellung des Weiterlebens gerichtet ist. In unserer Kultur wird dieser Vorgang überwiegend privat - 'nicht-öffentlich' - durchlebt. Den Friedhof aufsuchen heißt, sich vom Privaten zum Kommune zu bewegen. Die Grabparzelle ist, nochmals mit Worten von I. M. HÜLBUSCH gesagt, 'verknüpfender Ort zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt'. Auf dem Friedhof wird private Trauer öffentlich. Darin werden dann auch Rituale wirksam, die der Trauer eine Form geben, z. B. das Ritual der Beerdigung. Darüber hinaus wird auf dem Friedhof den Toten öffentlich die Ehre erwiesen, der Totenkult wird gepflegt. Die verstorbene Person, bzw. die ganze Familie, wird öffentlich repräsentiert, wie es für das Beispiel der Warburger Bürgermeisterfamilie gilt. Damit wird nach dem Ableben nochmals die soziale Stellung der Verstorbenen innerhalb der Gesellschaft repräsentiert.

Eine Voraussetzung für die genannte Auslagerung aus dem Außenhaus ist eine dauerhaft zur Verfügung stehende Grabparzelle. Rolf Hochhuth z. B. thematisiert in seinem 1980 auszugsweise in der HNA veröffentlichten Brief die Bedeutung von Wahlmöglichkeit und Kontinuität einer Grabparzelle - und nur in dieser Kontinuität 'sicheren' Parzelle. Weitere Voraussetzung, und auch das ist am Warburger Friedhof ablesbar, sind variierende Parzellengrößen. Und schließlich sind die Gräber nach den Entscheidungen der Nutzer ausgestattet.

Es braucht all diese Voraussetzungen, diesen Plan des Friedhofs, damit ich mich auf die Grabparzelle und im weiteren auf den Friedhof beziehen kann. Sie ermöglichen meine Identifikation mit dem Ort und das wiederum stärkt meine Identität. Hermann BAUSINGER schreibt 1980 über 'Heimat und Identität':

„Identität ist, auf den Einzelnen bezogen, der Zustand, in dem er seiner selbst gewiß ist, in dem er gelebtes Leben - Vergangenheit - tätig an die Zukunft zu knüpfen vermag, in dem er von den andern, von der Bezugsgruppe oder den Bezugspersonen voll akzeptiert ist. Im übertragenen Sinne hat er dann Heimat. Umgekehrt: wenn man Heimat als 'Ort tiefsten Vertrauens' als 'Welt des intakten Bewußtseins' bezeichnet hat, dann ist Heimat nicht nur eine Basis für Identität, sondern gewissermaßen das Wesen der Identität“ (BAUSINGER, H. 1980: 13).

An anderer Stelle wird in BAUSINGERS Überlegungen zur Heimat der Friedhof sogar genannt:

„Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus' hier schwingt noch die alte Vorstellung mit: Heimat als Besitz, als väterliches Haus, väterlicher Hof. Aber dann weitet sich die Heimatvorstellung aus auf die gesamte Landschaft, das stille Tal, das Bächlein, die Wiesen, die Blumen und Vögel - es handelt sich um klischierte romantische Natur, überhöht von religiösen Gefühlen, die Schlußstrophe des Liedes spricht vom letzten Gang auf den Friedhof, der aber eben auch heimatlicher Friedhof ist“ (ebd.: 17).

Es gibt also bei BAUSINGER den Hinweis, dass Friedhof etwas mit Identität herstellen zu tun hat, mit sich-irgendwo-zu-Hause-fühlen; ich denke, BAUSINGER kommt nur von einer anderen Ecke her - dem Versuch, den Heimat-Begriff aufzurollen - auf den Friedhof. Wenn ich nun, dieses Kapitel abschließend, überlegen sollte, wie Friedhof denn herzustellen wäre, so ließen sich aus dem Warburger Beispiel einige für einen Friedhof wesentliche Prinzipien und Regeln zusammenfassen. Erste im Sinne oberster Regel wäre die Abwesenheit von Verwaltung. Dann versammelt Friedhof die vielen Auslagerungen der Außenhäuser. Umgekehrt ist er deshalb natürlich auf das Quartier bezogen. Der Warburger Friedhof zeigt mit seiner Lage auf geschichtsträchtigen Grund (zwischen den alten Stadtmauern) außerdem, dass Geschichte an der Stelle, wo der Friedhof entsteht, ruhig sichtbar bleiben kann, es muss nicht alles abgeräumt werden. Die vielen privaten Anteile auf dem Friedhof stellen 'Kommune' her - und das ist keine anonyme 'Öffentlichkeit' wie sie in Entwürfen auftaucht, sondern die Mitglieder sind allen bekannt. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass man sich auf diesem Friedhof grüßt. Die Parzellen stehen dauerhaft zur Verfügung und die Entscheidungen zu Ausstattung und Pflege obliegen den Nutzern. Die Regel der Belegung besteht aus einer dichten Reihung der Parzellen nebeneinander und der Anordnung nach der Regel 'Kopf an Kopf'. Darin gibt es die Variation des Zusammenlegens mehrerer Parzellen zu größeren Parzellen.

II. Vorgaben für die Entwürfe

Damit komme ich zum zweiten Teil, den Vorgaben für die Diplomaufgabe, eine 'landschaftsarchitektonische Anlage mit integriertem Urnenfriedhof' zu entwerfen, die an der TH Darmstadt gestellt wurde.

Zum Ort

Es gibt ein real existierende Gelände, auf das sich der Entwurf beziehen soll: das in Köln aufgelassene Gelände der chemischen Fabrik Kalk im Stadtteil Kalk, etwa zwei Kilometer vom Dom entfernt. Die Produktion ist seit mehreren Jahren eingestellt; Boden und Produktionsgebäude sind erheblich kontaminiert (Schwermetalle, halogenierte Wasserstoffe, polyzyklische aromatische Wasserstoffe). Die Verunreinigungen sind bis auf das Grundwasser durchgeschlagen, so dass nach Auffassung der Stadt vor der künftigen Nutzung das Geländes dekontaminiert werden muss.

Wie wird 'Friedhof' in den Vorgaben verhandelt?

Zunächst wird allgemein konstatiert, dass die traditionelle Form der Erdbestattung mit einer durchschnittlichen Bruttograbfläche von 4,5 Quadratmetern bei einer durchschnittlichen Sterbeziffer von 1,2 % einen enormen Flächenbedarf erfordert. Dann wird kurz berichtet, wie die Stadt Köln mit Bestattungen verfährt, 1937 hat sie nach langem Widerstand ein erstes Krematorium auf dem Westfriedhof angelegt, dessen Kapazität angeblich aber nicht mehr der steigenden Nachfrage nach Urnenbestattungen entspricht. Deshalb wird von den Aufgabenstellern die Notwendigkeit eines weiteren Krematoriums mit Urnenfriedhof formuliert. Auf die Nachfrage nach Erdbestattungen wird von der Stadt Köln ein sogenanntes 'Turbo-Grab' angeboten, das den Verwesungsprozess 'beschleunigen' und auf diese Weise die Ruhezeit verkürzen soll. Das hört sich fortschrittlich an, ist meiner Meinung nach aber kaum etwas anderes, als eine extrem schnelle Wiederbelegung. Das wird in den Folgen, einer 'Verseifung' des Bodens, deutlich. Dieses Phänomen durch zu schnelle Wiederbelegung gab es schon im Mittelalter, Barbara HAPPE beschreibt es auch noch für das 18. Jahrhundert:

„Am Ende des Jahres 1779 drang Feuchtigkeit aus einem der großen Gemeinschaftsgräber des Cimetiere des Innocents in die Keller der angrenzenden Häuser, stieg bis in die Erdgeschosse und 'verpestete' die gesamte Luft der betroffenen Häuser" (HAPPE, B. 1991: 21).

Aus der Verseifung leiten die Aufgabensteller nun die provokante These ab, dass die menschliche Leiche wegen starker Kontaminierung (Schwermetalle, Teer, Antibiotika, etc.) doch als Sondermüll klassifiziert und entsorgt werden müsste.

Zur Aufgabe

Für den Entwurf erwarten die Aufgabensteller eine 'persönliche Vision eines Feuerbestattungs-Rituals, die sich von gängigen Formen freimacht'. Dafür werden in einer Wortsammlung Assoziationshilfen gegeben. Die Sammlung enthält Worte wie:

„Aschenfelder - Urnenhain - Erinnerung - Trauer - Gespräch - Licht und Schatten - offen und geschlossen" u. ä. (ZENTRALINSTITUT u. MUSEUM F. S. (Hg.) 1997: 6).

Entwurfsziel soll sein:

„...eine poetische Komposition dieser Elemente zu einem spirituellen Ort und dessen Integration in den öffentlichen Raum" (ebd.).

III. Kritik an den Vorgaben

Damit komme ich zum letzten Teil, meiner Kritik an den Vorgaben für die Entwürfe. Vorgaben wie spätere Entwürfe sind meiner Meinung nach symptomatisch für den aktuellen Umgang im Hochbau wie in der Grünplanung nicht nur zum Thema Friedhof. Was passiert in den Vorgaben für die Entwürfe?

1. Das Grab soll uns entfremdet werden.
2. Der Tod soll uns zur Leiche entfremdet werden. Der Architekt tritt als Priester auf.

Zunächst zum Grab. Die durchschnittliche Größe einer Grabstätte wird mit 4,5 Quadratmetern angegeben und für zu groß befunden. Dazu ist zu überlegen, dass in dieser Größenangabe das Grün rundum miteinbezogen ist, denn die alleinige Grabfläche für eine Reihengrab ist nur knapp 2 Quadratmeter groß (vgl. Satzung für Friedhöfe in Kassel 1986: 11). Es sind also Wege mitberechnet, die ja notwendig sind, gegebenenfalls aber auch 'Tara-Grün' (vgl. BÖSE, H. 1981: 105f). Dass in die Größenangabe somit auch das Verschwenderische der Friedhofsanlagen einfließt, wird nicht benannt, sondern - und das ist wesentlich - der Vorwurf des unnötigen Flächenverbrauches geht insgesamt an die private Seite. Wichtig ist weiterhin, dass diese Debatte nicht etwa geführt wird, um mehr Fläche für Grabstellen zu erhalten, sondern um Fläche für den Entwurf zu gewinnen. Schaut man sich ältere Friedhofsbeispiele an, z. B. Kirchhöfe oder gründerzeitliche Friedhöfe (Warburger Beispiel), so wurde dort so ökonomisch belegt wie nur möglich, dicht nebeneinander und flächendeckend. *Wenn* es dort eine Debatte um zu wenig Platz gab, so ging es real um Platz für Bestattungen, während hier Knappheit (vgl. GRONEMEYER, M. 1988: 40f.) ohne reale Platznot eingeführt wird. In der Argumentation wird so getan, als würden allein private Gräber durch 'den Verbrauch von Landschaft' einen Schaden herstellen, als würde unnötig Fläche verschwendet und ärgerlicherweise dauerhaft - egal welche Liegezeit, sie ist immer zu lang! - einer anderen oder wiederholten Nutzung entzogen. Der Friedhof also als Landschaftsschaden?

Die Angebote, sei es 'Turbo'- oder 'Urnen'grab, sollen immer den Flächenverbrauch minimieren um Flächen für Gestaltung zu gewinnen. Für die private Seite, also die Grabparzellen, heißt das: räumlich so eng beisammen und so klein und zeitlich so kurz wie möglich. Damit wird die Möglichkeit privaten Ausdrucks und privater Entscheidung reduziert und die Kontinuität des Erinnerns bedroht. Wenn wir nochmals an den Warburger Friedhof denken, so sind es dort die 'Auslagerungen des Außenhauses', die Friedhof herstellen. Sie stellen als einzelnes Grab wie in der Gesamtheit die Situation des Friedhofs her, in der es Ruhe gibt, Platz für Kontemplation, Nachdenken, usw. In den Vorgaben für die Entwürfe bleibt dieser Zusammenhang unverstanden, jedenfalls wird er aufgelöst: in Gräber einerseits, die reduziert werden - und in Flächen andererseits, die all das herstellen sollen, was nach jener Stichwortsammlung zu einem Friedhof gehört. Das heißt, dem privaten Grab wird überhaupt nichts 'zugebraut', vielmehr wird so getan, als müsse der Friedhof jenseits des Grabes neu erfunden werden.

Der Tod, der uns zur Leiche entfremdet werden soll

Wie wird in den Vorgaben nun kontaminierter Standort und menschliche Leiche zusammengebracht? Das Vorhaben, mit Schadstoffen hochbelastete Standorte 'wiederzugewinnen' ist ja nun nichts Neues, es gibt z. B. im Ruhrgebiet eine ganze Reihe von landschaftsarchitektonischen Projekten mit dieser Absicht (z. B. IBA-Emscher-Park-Projekt). Nein, es ist der weitere Schritt, der hier gegangen wird, die Vorstellung, darauf einen Friedhof unterzubringen, die einen stutzen lässt. Um das denkbar werden zu lassen, wird die menschliche Leiche als Sondermüll vorgestellt, auch die

Leiche wird also als Schaden für den Boden verhandelt. Nicht nur, weil sie angeblich voller Schadstoffe ist, sondern sie kann, wie zu hören war, den Boden 'verseifen'. Die Leiche wird zum Verursacher, nie sind es die Umstände, so z. B. eine zu schnelle Wiederbelegung, die hinterfragt werden. Diese Darstellung soll dazu führen, den Tod nur noch in Form der Leiche zu denken, uns die Vorstellung einer solchen Leiche fast unerträglich werden lassen, so dass da eventuell doch der Gedanke aufkeimt, sich ihrer am besten schnell und ohne großen Aufhebens zu entledigen. Ein Grab normaler Größe und Liegezeit muss für einen solchen 'Inhalt' fast unangemessen erscheinen - also auch der Propaganda einer Reduktion von Fläche und Liegezeit wird der Ball nochmals zugespielt. Demnach scheint die Deponierung auf einem Sondermüllstandort nur noch folgerichtig. An dieser Stelle eröffnet sich einem die neue Interpretation des Ausstellungstitels 'ashes to ashes' - der ursprünglich meint 'Vergängliches zu Vergänglichem', hier aber in 'Sondermüll zu Sondermüll' umgemünzt wird.

Dem ist entschieden zu widersprechen. Halten wir uns vor Augen, was diese Argumentation stillschweigend als Voraussetzung unterschieben will: Die Sondermüll-Leiche als Endpunkt genommen, dazu ließe sich doch nur noch eine Lebensgeschichte erzählen, die auf kontaminierten Grundlagen abläuft, die von Krankheit und medikamentöser Behandlung gezeichnet ist. Hier wird der Ausnahmefall zum Normalfall erklärt - demgegenüber ist als Voraussetzung doch noch immer das Gegenteil zu denken und zu wollen. Die Konstruktion der Sondermüll-Leiche dient m.E. allein der Absicht, den 'Landschafts-Schaden', das kontaminierte Gelände, über den Friedhof zu legitimieren. Den 'Landschaftsschaden' also als Friedhof? Über den 'Landschaftsschaden' schreibt K. H. Hülbusch in seiner Arbeit „Landschaftsschaden - Ein Phänomen der Kulturlandschaft“ (HÜLBUSCH, K. H. 1967):

„Der Schaden ist nur im Zusammenhang mit einem anthropogenen Anspruch und somit nur als ökonomischer Sachverhalt nachweisbar (...). auf die kulturlandschaftliche Dynamik bezogen läßt sich ein Schaden...im ökonomischen Sinne nur auf eine eventuelle Zukunft hin interpretieren, d.h. auf die Möglichkeit der Realisierung und des dadurch fixierten weiteren Ganges der Entwicklung“ (HÜLBUSCH, K. H. 1967: 76).

Ein Schaden ist also ökonomisch über die Kosten für die Wiederherstellung einer Gebrauchsmöglichkeit zu erfassen. Einen kontaminierten Standort weiter als 'Deponie' zu benutzen und dabei 'Friedhof' zu nennen, wäre ein billiger Weg einen Schaden annullieren zu wollen.

Nehmen wir zum Schluss den Friedhof noch einmal als Auslagerung des Außenhauses. Natürlich wird ein hochbelasteter Standort von der Wahrnehmung her nie 'territorialer Ort' werden können, sondern immer exterritorialer Ort bleiben. Das aber geht konform mit der Ebene, auf der die hier entstehenden Entwürfe ansetzen, von einer abstrakten städtebaulichen Ebene her, die nichts mit täglicher Erfahrung und dem Wissen daraus zu tun hat.

IV. DEBATTE

In der anschließenden Debatte wurde die Überlegung aufgeworfen, inwieweit und an welchen Orten die seit der Säkularisierung nicht mehr bestehende, bzw. nachlassende Bedeutung der Kirche für den Friedhof denn 'aufgefangen' wird oder werden könnte. Nehmen wir für die nachlassende Bedeutung der Kirche die Veränderung von 'Kirche mit Kirchhof' zum 'Friedhof ohne Kirche' (vielleicht gerade noch mit Leichenhalle oder Kapelle) als dementsprechenden Ausdruck auf organisatorischer und materieller Ebene, so lässt sich sagen - um in diesem Bilde zu bleiben -, dass dem Friedhof sein 'Haus' abhanden gekommen ist.

Vor der Säkularisierung Ende des 18. Jahrhunderts war die Kirche im Kirchhof von zentraler Bedeutung. Kirchhofmauer, Schwellen, Flächen, Stufen sind als 'Schalen' (nach dem Prinzip einer Zwiebel) innerhalb der Annäherung an die Kirche zu interpretieren. 'Kirche' und 'Kommune' waren synonym, Kirche und Kirchhof lassen sich als '(Kirchen-)Haus und Hof' interpretieren. Dieser Zustand ist so nicht wiederherstellbar, die Profanisierung lässt sich nicht rückgängig machen. Im chronologischen Fortgang kommt es zur Trennung von Kirche und Friedhof. Erst unter diesen Bedingungen erfolgt die 'Auslagerung des Außenhauses' auf den Friedhof. Wenn wir mit dem Bedeutungsverlust der Kirche einen damit einhergehenden Sinn-Verlust konstatieren, so wird die 'Auslagerung des Außenhauses' quasi als Gegenbewegung, als bürgerliche, sinnstiftende 'Einlagerung' auf den Friedhof verständlich. Die Herstellung sinnstiftender Momente, von der Organisation des Friedhofes bis zur Trauerrede, ist im Vergleich zur vormals eingeschriebenen religiösen Sinngebung anstrengender, muss im Zweifelsfalle immer wieder ausgehandelt werden. Und jede Delegation an eine institutionelle Verwaltung setzt eine tatsächlich treuhänderische Verwaltung des Ausgehandelten voraus, was Verwaltungen i. d. R. widerstrebt.

Ehemalige Bedeutungen des 'Kirchen-Hauses' sind heute ansatzweise anderweitig in der Gesellschaft zuhause, bzw. es gibt das Bemühen zur Herstellung entsprechender 'Orte'. Aber um die Ausstellung der Friedhofsentwürfe im Museum als ein Beispiel zu nehmen: mit Ausstellungen, zu denen jede inhaltliche Stellungnahme ausbleibt, wird der Debatte das Haus verweigert, also sicherlich kein Beitrag zur Herstellung eines 'Ortes' jenseits des kirchlichen, nicht mehr existenten 'Hauses' geleistet. Hier bleibt also zum Weiter-Denken, wie denn ein solcher Ort (z. B. ein Museum) daraufhin organisiert sein könnte oder müsste.

Weiter wurde angemerkt, dass der Entwurf selbst der eigentliche 'Landschaftsschaden' ist. Das Wort 'Müll', mit dem uns die Leiche als Müllproblem vorgeführt wird, gerät so zur Metapher für den Entwurf selbst.

Schließlich wurde darauf hingewiesen, dass zur Beibehaltung der Differenzierung zwischen 'öffentlich' und 'kommun' letzterer Begriff für die Beschreibung des 'gebrauchstüchtigen' Friedhofs stimmig ist.

Literatur

- Arendt, Hannah** 1967/98: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München
- Bausinger, Hermann** 1980: Heimat und Identität. In: Moosmann, E.: Heimat und Identität. A+K Sonderheft, Berlin
- Boss, Hans** 1988: Freiraumplanung 'Breitenau'. Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Böse, Helmut** 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes. Arbeitsberichte des FB Stadt- und Landschaftsplanung an der GhK, Heft 22. Kassel
- Friedhofsordnung/Satzung für die Friedhöfe in Kassel** vom 10.12.1984 in der Fassung vom 22.04.1986
- Gronemeyer, Marianne** 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Hamburg
- Happe, Barbara** 1991: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen
- Helbig, Regina** 1996/97: Der Garten zum, am oder ohne Haus - Wirtschaftsgärten und Kleingartenanlagen - Diplomarbeit am FB 13 der GhK. Kassel
- Hochhuth, Rolf**: 'Ein Bildersturm also barbarischen Ausmaßes'- Artikel in der HNA vom 11.8.1999. Nr.184
- Hülbusch, Inge Meta** 1981: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit ASL an der GhK. Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich** 1967: Landschaftsschaden. Ein Phänomen der Kulturlandschaft. Diplomarbeit am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der T. H. Hannover
- Nagl, Angelika** 1993: Planen statt Erneuern oder 'Die Zerstörung der Wahlmöglichkeiten durch den Entwurf der Not'. Freiraumplanerische Untersuchung am Beispiel der Stadt Zierenberg. Diplomarbeit an der GhK. Kassel
- Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur (Hg.)** 1997: ashes to ashes. Fünf Friedhofskonzepte für Köln-Kalk. (Begleitband zur Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur Kassel, 23.4. - 21.12. 1997). Kassel

Autorinnen und Autoren

Michael Engelmohr, geboren 1971 in Kassel. Aufgewachsen in Velmeden am Meißner. Abitur 1991 in Kassel, anschließend Zivildienst, jobben als Taxifahrer und Ausbildung zum Garten- und Landschaftsbauer. 1995 Einstieg in das Studium der Landschaftsplanung. Teilnehmer an Kompaktseminaren und am Projekt 'Siedlungstypen und Straßenfreiräume'. Wie das Projekt wurde auch meine Diplomarbeit über freistehende Einzelhaussiedlungen, die ich 2000 fertig stellte, von Christoph Theiling betreut.

Karl-Heinrich Hülbusch, geboren 1936 in Hüls/Niederrhein. Hätte Bäcker werden sollen. 1953-55 Lehre zum Zierpflanzengärtner. 1955-58 Gärtnergeselle in Krefeld, Neu-Ulm und bei Gärtner Pötschke in Holzbüttgen (Staudenbetrieb). 1958-60 Studium an der FH Weihenstephan / GTB-Techniker für Gemüse und Zierpflanzenbau. 1960-67 Studium der (Landschafts- und Freiraumplanung). Landespflege in (Berlin u.) Hannover. 1967-69 wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. R. Tüxen (Rinteln-Todenmann). 1970-74 freiberuflicher Landschaftsplaner in Gladbeck (gemeinsam mit J. H. v. Reuß) und Bremen (gemeinsam mit I. M. Hülbusch). Seit 1974 Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel: Landschaftsplaner, Freiraumplaner, Vegetationskundler. -und sonst: malen, zeichnen, lesen (auch Agatha Christie ist professionelle Literatur); verheiratet seit 1965 mit Inge Meta Hülbusch. 3 Kinder 'beziehen Familienbafög'.

Dagmar Kuhle, geboren 1964 in Braunschweig. Nach dem Abitur Ausbildung zur Krankenschwester. Arbeit als Krankenschwester in der Schweiz und in Deutschland. Ein Semester Technisches Gesundheitswesen in Gießen. 1991-1999 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. 1996 Diplom I über Freiräume im und um das Krankenhaus. 1999 Diplom II über 'Friedhofs-Moden'. Seit 2001 Büro in Kassel: Kooperationen und freie Mitarbeit im Museum für Sepulkralkultur Kassel, Museums- und Friedhofs-Führungen, Vorträge, Lehraufträge.

Hartmut Troll, geboren 1964 im vorarlbergösterreichischen Bregenz, dort aufgewachsen und sprechen gelernt. Studium der 'Landschaftsplanung' an der Universität für Bodenkultur in Wien (1983-1990). Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen. Mitarbeit im Planungsbüro Collage Nord von Heidbert Bäuerle in Bremen (1992-1994). Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Freiraumplanung an der FH Neubrandenburg bei Helmut Lührs (1995-2001). Lebt jetzt mit Frau und zwei Kindern in Berlin. Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen.

Norbert Witzel, geboren in 1963 und Obersuhl/Zonengrenze. Später dann Kindergarten und Integrierte Gesamtschule; Abitur in Hersfeld. 1981 nach Berlin geflüchtet. Baldiges Scheitern erster Studienversuche menschlicher Psyche. Zurück in den Westen und doch noch gedient als Essenzusteller und Altenpfleger. 1985 Ausbildung zum Krankenpfleger, seitdem im Beruf. 1993 Beginn des Studiums der Freiraum- und Landschaftsplanung in Kassel. 1999 Diplom über Promenaden. Als Freiraumplaner weiterhin im Krankenhaus und nun auch im Büro tätig.

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985/91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987/91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krah, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987/96
- 7 Krah, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988/92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988/92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen wegen. 1988
- 10 Nachlese Freiraumplanung. 1989/91
- 11 Sauenwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989/94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauenwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989
- 16 Planen für die Wechselfälle des Lebens. „Jungesellenkultur“. 1990/1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990/96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? / und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft - Kompaktseminar Miltenberg/M. 1991
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: Harenburg, Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 Worpsswede und umzu. 1991
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, T., Grundler, H., Lührs, H., Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schümeyer, Vetter, Boss, Granda Alonso, u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B., Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/92. 1993
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? Uni Bremen. 1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekesus, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: Hohagen, Annette; Hülbusch, Katharina u. a. 1996
- 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhausstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000n Eichen' von Joseph Beuys. 1997
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 „Ich gehe raus ... und bin doch zu Haus“ und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. . 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-, Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen – oder Die Haus – Gemüse – Wirtschaft. 2001
- 58 „Licht und Schatten“ - Herstellungsplanung. 2002 in Vorbereitung
- 59 Über kurz oder lang (Über Promenaden, Friedhöfe ua.) 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben. –Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- . 2002

